Berliner Novellen.

Von

A. Weill

und

Edgar Bauer.

Berlin,
Berliner Verlags-Buchhandlung.
1843.

LEIH-BIBLIOTHEK
Düsseldorf
C. H. BEYER & Cp.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt.

Seite.

Ein Winter in Berlin, von A. Weill. . . . . 1.

Es leben feste Grundsätze, von Edgar Bauer. . . . 151.

Erſte Abtheilung.

1.

Raimund war einer von den Menſchen, von der Natur geliebt, von der Geſellſchaft, wenn auch nicht verſtoßen, doch eher gehaßt als geliebt. Er wußte nicht einmal recht ſeinen Geburtsort zu nennen, obſchon er ein Kind des Landes war, wo alle Menſchen von vorn herein, ehe ſie ihre Papiere der Polizei vorzeigen, als Spitzbuben betrachtet werden. Hierin herrſcht in dieſem Lande Gleichheit vor dem Geſetze, man müßte denn gerade Equipage haben, Raimund aber hatte keine Equipage. Alles was er beſaß, war ein heißes Herz und ein ſchöner Backenbart.

Er wußte ſich kaum ſeiner Eltern zu erinnern. Nie drückte ihn eine zärtliche Mutter an ihren Buſen, wenigſtens erinnerte er ſich deſſen nicht; nie konnte er ſich entſinnen, daß die zarten Lippen einer Mutter ihn küſſten, noch daß des Vaters Kniee ihn ſchaukelten. Seine erſte Erinnerung dehnte ſich nur auf ein ſchwärzlich überkalktes Haus mit einem zugemauerten Hofe aus, wo er mit den Tauben ſpielte und mit den Enten im Waſſer herumwatſchelte. Dort blieb er bis zu ſeinem drei-

zehnten Jahre, wo er bei einem strengen Herrn lesen und schreiben lernte, und endlich befand er sich plötzlich in einer großen Stadt, wo er zu seinem großen Erstaunen sein eigner Herr und Meister war.

Seit dieser Zeit hatte Raimund fast die Hälfte der europäischen Welt durchstreift. Seine Aemter wechselten beständig, aber sein Character hatte sich dadurch früh entwickelt. Er lernte die Welt und die Natur von Angesicht zu Angesicht kennen, die meisten Sprachen Europa's prägten sich heiß in sein junges und biegsames Organ ein; dabei war ernste Lecture sein einziges Vergnügen und so hatte er frühe schon selbstständige Grundsätze und langjährige Erfahrung.

Was Anderen ein Unglück scheint, das war für Raimunds Character gerade ein Glück. Er hatte keine Familie. Wie oft dankte er Gott im Stillen darum, keinen Menschen zu kennen, der ihm Rechenschaft von seinem Leben, von seiner Handlungsart abfordern konnte. Vieles that er, was seinem Herzen edel und groß schien, was der sogenannte gesellschaftliche Mensch nicht verstanden haben würde. Und dann war er dadurch jener lästigen Bemerkungen enthoben, die unter der Larve der Schmeichelei eben so viele Dolchstiche sind. „Ach, heißt es, Du bist der Raimund, der als Knabe so schöne Hoffnungen von sich gab. Nicht weiter hast Du es gebracht!" — Raimund war in seinem 28sten Jahre noch arm, er hatte es noch zu keinem Geldbeutel gebracht. — „Es ist wohl der Mühe werth, daß Du die ganze Welt durchreist hast." — Ein An-

derer macht ihm Complimente ob seiner Wissenschaft, seiner Sprachkenntnisse, ja sogar wegen seiner Liebenswürdigkeit und ruft dann aus: „Ich begreife gar nicht, wie Du mit Deinen Talenten noch nicht eine reiche Frau aufgefischt hast.“ — Ein Dritter räth ihm gar, Staatsdienst zu nehmen und in einem Bureau zu arbeiten. Allen diesen Menschenfreunden, die nur einen Zweck haben — Geld — und die, wenn sie ihn endlich erreicht haben, noch schlechter, dümmer und unglücklicher als zuvor sind, die, wie Rousseau sagt, sich Häuser bauen, als lebten sie ewig, und jeden Tag essen, als stürben sie morgen — entging Raimund durch seinen Mangel an Verwandten und Familie. Seine Freunde dachten wie er, sie wurden blos Freunde durch die gleiche Gesinnung, und so lebte er wie ein Mensch, der ein Herz hat, in der freien Natur Gottes. Es war ihm mehr daran gelegen, daß seine Seele nicht schief sei, als die Hosenstruppen; er liebte alle Menschen mit gleicher Liebe, die besonders, die eine Seele, diesen Stempel der Gottheit hatten, und wenn ihm jemand beweisen wollte, man müsse seine Schwester eher lieben als eine Fremde, so lachte er ihm eben in's Gesicht und ging seines Weges. Die meisten jungen Leute — diese Erfahrung hatte er gemacht — gehen an der Sentimentalität der Familie unter. Sie werden wie ein liebes Goldfischchen im Teiche erzogen, die man, wenn's beliebt, herausnimmt und wohin man will versetzt. Man macht auch Weißfische daraus. Hat's die Mutter einmal religiös gejuckt, so muß das liebe Söhnchen Theolog werden. Der junge

Mann hat zu nichts Talent, hat keinen Witz, kein Leben in sich, bleibt zu Haus bei seinem Studirbuch sitzen: folglich muß er studiren, muß Pfarrer oder Minister werden. — Und so wird das dumme Kalb am Seilchen herumgeführt bis in's Brautbett. Ehe er weiß, was ein Mann ist, hat er schon eine Frau!

Liebte Raimund aber die Menschen im Allgemeinen als solche, ohne nach ihrem Stande noch nach ihrer Religion zu fragen, so liebte er, ja verehrte er die Frauen in's Besondere. Ein Weib war es, das sich seiner in einem fremden Lande annahm, ihn so Manches lernen ließ, was ihm später sehr nützlich war, und als er diese innige Freundin verlor und hilfelos und verlassen in der Welt herumirrte und dadurch oft am Rande des Abgrundes stand, so fand er immer ein Frauenherz, das ihn verstand, das mit ihm weinte, das ihn tröstete, das ihm endlich den Zweck des Lebens veranschaulichte. Raimund selbst war zärtlicher Natur. Früh entwickelte sich in ihm die Phantasie des Gedankens und die Herzenslust zur Liebe, ohne Liebe war ihm das Leben eine Qual und schon in seinem funfzehnten Jahre fühlte er die Leiden und Freuden der Liebe. Liebte er aber, dann war er ehrerbietig unterworfen, demüthig zärtlich und statt ob seiner Triumphe stolz zu sein und damit zu prahlen, schien es, als bäte er um Verzeihung, gesiegt zu haben. Es war dies kein erkünsteltes Gefühl, keine Scheinheiligkeit, sondern angeborenes Zartgefühl. Er liebte da, wo er wünschte, betete aber da an, wo er genossen hatte. Nie em-

pfand es seine Geliebte, daß er sich ihr gegenüber etwas mehr erlaubte, weil sie seinen Wünschen etwas zu rasch nachgab, und Raimund hatte oft mehrere Geliebte auf einmal, ohne daß diese eifersüchtig auf einander waren, weil er eben außer seiner Verschwiegenheit immer heiß und zärtlich war, weil er eine Seele hatte, die durch ihre brennenden Gluthen jede andere mit sich in eine hellaufflackernde Flamme zog, weil er eben zu lieben wußte wie ein Weib. Denn ein Weib war seine Lehrerin, ein gefühlvolles, liebendes Weib. Wer das Glück hat, in seiner Jugend ein sittsames liebendes Weib kennen zu lernen, das die Menschen und die Welt kennt, und ein Männerherz nach seinem Ideal heranformt, der hat den Schlüssel zu allen Geheimnissen der Frauenherzen gefunden. Raimund hatte dieses Glück, trotz seiner Armuth. Von Natur war er reich. Er war schön gewachsen, hatte ein feuriges Auge, das die Liebe bereits gebändigt und etwas abgeschmachtet hatte, dabei war er einnehmend durch den Fluß seiner Rede, denn Raimund war eben so geistreich als gefühlvoll, und wenn er einmal einen Frauenmund mit seinen feurigen Lippen berührt hatte, war er berauschend hinreißend. Sonst hatte er nichts Auffallendes an seinem Aeußeren, blos ein kleines Mahl auf der linken Schläfe, das durch die Fülle seiner braunen Haare bedeckt war.

Jene Dame, seine erste Beschützerin, hatte ihn das Handwerk eines Buchdruckers lernen lassen. Sie hatte dadurch einen doppelten Zweck. Erstens wollte sie ihn durch ein sicheres

Handwerk über die Noth erheben. Zweitens hatte sie in ihm früh Talente entdeckt, die ihn über die gewöhnliche Welt hinaussetzten; er hatte durchaus andere Ansichten von dem Leben und seinem Zwecke, als die offizielle Staatsgesellschaft, ja, er wagte es zuweilen gar, sich in den Himmel zu verirren und dort Stühle und Bänke umzuschmeißen und so manches alte verrostete Bild zum Fenster hinauszuwerfen. Sie ahnte daher in ihm einen Schriftsteller, einen Neuerer, einen jener Unglücklichen, die mit dem besten Willen, mit der heißesten Liebe im Herzen, das Unglück haben, nicht wie der gewöhnliche Amtmann, Gallochenhändler oder Pianovirtuose zu denken. Daher wählte sie für ihn ein Geschäft, das dem Geiste und der Intelligenz am Nächsten stand, und die Zukunft bewies, daß ihre Ahnung sie nicht täuschte. Raimund hatte dadurch Gelegenheit, alle große Männer Deutschland's und Frankreich's geistig kennen zu lernen. Nach der Geliebten war ihm nichts lieber als ein Buch von Montesquieu, Rousseau, Lessing, Schiller, Montagne, Jean Paul und anderen. Er kannte weiter keinen Genuß als den, der aus dem Herzen und aus dem Geiste kam. Liebe und Denken, das waren seine Hauptstützen des Lebens und je mehr er liebte, je mehr dachte er, und je mehr er dachte, desto mehr liebte er. Die Vernunft war bei ihm nicht unsere Rechenprobe, die da auswittert, daß eine Liebe ohne 100000 Thaler nicht die rechte Liebe sei. — Im Gegentheil, je mehr er nachdachte, je mehr überzeugte er sich, daß der einzige Zweck des Menschen rein in der Liebe bestehe und

daß jede Vernunft, die sich dagegen sträubt, eine verdrehte, widernatürliche, verfaulte Vernunft sei, die vor Allem auf der Ohnmacht oder auf der Unsittlichkeit beruht.

Raimund hatte trotz seiner vielen Bekanntschaften nie ein reiches Mädchen geliebt, ja, er mied sie, so viel er konnte. Es war dies nicht aus Selbstüberschätzung oder aus Neid, sondern aus Prinzip. Er wußte auch, daß trotz des Reichthums das Weib immer ein Herz hat. Ja, will man hierin die Superiorität des Weibes beweisen, so brauchte man nur 100 reichen Mädchen und Herren die Wahl lassen und man wird sehen, daß die Herren nach ihrem Interesse und die Damen nach ihrem Herzen wählen, aber Raimund wußte auch, daß die Mädchen in unserer Gesellschaft blos als Waare betrachtet werden; daß Eltern und Verwandte das Recht haben, sie denen zur Frau zu geben, die ihnen gefallen; daß endlich nach unserm Familien-Kastengeist jedes Mädchen von sogenanntem Stande von vorn herein willen- und thatlos erzogen wird, so daß es noch froh ist, wenn ihm seine Familie einen Mann auf dem großen Männermarkt besorgt, sie schienen ihm immer daher als eine Art von Aushängeschild und es war ihm unmöglich, ihnen die geringste Schmeichelei zu sagen und war diese Schmeichelei auch Wahrheit. Nebenbei machte ihn seine Armuth mißtrauisch, er fürchtete, man möchte sagen, er mache einem Mädchen den Hof, nicht weil es schön und liebenswürdig, sondern weil es reich sei, er strebe nicht nach seinem Herzen, sondern nach seinem Gelde. Die Menschen sind so egoistisch, daß

ſie zu Allem eine egoiſtiſche Urſache erfinden; ſie wollen und dürfen nicht zugeben, daß Andere beſſer als ſie ſind.

Wie anders fand er die Mädchen aus dem Volke! Trotz der ſchweren Arbeit, trotz der vielen Sorgen erhielt die kräftige Natur die Oberhand. Sie waren naiv, aber fürchteten die Männer nicht, und wenn er lange vergebens zartere Gefühle unter ihnen ſuchte, ſo traf er doch immer am Ende eine Blume, die wie eine weiße Roſe ihren reinen zarten Kelch oft mitten aus Dornengeſtrüppe und Sümpfen emporſtreckte. Dann aber war ihre Erſcheinung um ſo bezaubernder, war ihr Wohlgeruch um ſo berauſchender.

Und er fand ſie immer, dieſe Roſe, dieſes innige Gefühl, dieſes heiße Sehnen nach einem Herzen, dieſe ſtille Beredſamkeit des Blickes, dieſes tiefe Gefühl der Seele, dieſe hingebende aufopfernde Großmuth. Nur ein armes Mädchen, das die Leiden der Geſellſchaft doppelt empfindet, das oft in ſeiner früheſten Jugend ſchon in das Laſter geſtoßen wird und mit blutigen Thränen erwachend, die ganze Welt und ſeine Reize verflucht — und es giebt ſolche Geſchöpfe — oder eine andere zarte Pflanze von der Natur geſchaffen, um Glück und Genuß um ſich zu verbreiten, der die Gottheit nicht allein ihren Freibrief „Schönheit“ ausgeſtellt, ſondern der ſie auch als Eingeweiheten das geheime Siegel der göttlichen Grazie eingedrückt, und die unſere Geſellſchaft in feuchter armſeliger Erde dahindarben läßt, die ſie durch Armuth und harte Noth entweibt und ſie

zum Taglohner, zum Thiere umstempelt, oder die sie noch öfter vor der Reife knickt, so daß sie, von den Füßen der Wanderer zertreten, zu Gassenkoth wird — nur solche Pflanzen hatte Raimund oft mit vieler Mühe und mit noch mehr Muth aufgesucht, hatte sie zärtlich gepflegt, bis sie ganz allein fortwuchsen und sie vergalten ihm mit unaussprechlicher Liebe, mit einer wahrhaft christlichen Aufopferung. Und wenn ihm solches gelungen war, da fühlte er sich ein Gott, er fühlte, daß er etwas geschaffen habe, das aus seinem Herzen kam, und war bei aller Armuth glücklich und seelig. Wie oft rief er aus, als er solche großartige Auftritte in elenden Hütten erlebte: „Wie wenig reiche Frauen giebt es, die würdig sind, so arm zu sein!"

Ueberdies war Raimund Sozialist. Er wußte, daß in jeder Geschichte eines Mädchens aus dem Volke eine ganze Kritik des Staates und des gesellschaftlichen Zustandes lag. Und trotz seiner Erfahrung und seiner Gelehrsamkeit hatte er immer bei solchen Mädchen mehr gelernt, als bei allen Professoren aller deutschen Universitäten. Nur hätten Diesen, Raimund's Bemerkungen hierüber nicht gelehrt genug geschienen, weil sie sie verstanden hätten. Was der deutsche Gelehrte versteht, achtet er nicht.

Raimund war ein Deutscher und trotz seines artistischen Zigeunerlebens liebte er sein Vaterland und glaubte an seine Zukunft. Mit seiner Gegenwart gab er sich jedoch nicht ab, obschon er Schriftsteller war. Er wußte wohl, daß die Geschichte nicht zu tödten sei und daß sie blos das Resultat der höhe-

ren Philoſophie iſt. Da er den neueſten Standpunkt der deutſchen Philoſophie kannte, ihn ſogar mit dem franzöſiſchen Sozialismus verbrüderte, ſo zuckte er die Achſel bei allen reactionären Regierungsmaßregeln. Es kam ihm vor, wie Jeſaias ſagt, als wollte die Art ſich über den Hauer erheben — als wollte der Staat, der überall ein Reſultat der Philoſophie und ihres Standpunktes iſt, ſich über ſeine Mutter erheben. Er gab ſich daher mit den Tagesbegebenheiten wenig ab. Wenn er nichts zu ſchreiben hatte, druckte er die Worte Anderer und kreuzte ſich die Arme, liebte ſein Mädchen und ſah die Geſchichte manchmal vorüberſchleichen, manchmal vorüberrauſchen, ja manchmal vorüberhinken. Die kleinſte Begebenheit war ihm nicht unwichtig, er ſah deutlich den Zuſammenhang, aber er ſah dies Alles nur mit einem Blicke auf die Zukunft und ſchwieg lächelnd. Seine Zukunft lag noch weit hinaus. Er hatte daher trotz ſeiner vorgerückten Prinzipien nie etwas mit der Polizei zu thun, und konnte überall weilen. Dabei hatte ſein Tadel immer den Grund der Liebe, denn Raimund liebte alle Menſchen, wollte das Glück aller Sterblichen. Auch war ihm Nationalhaß unbekannt, er haſſte nicht einmal die Ruſſen. Nichts verlangend und keine Oppoſition machend, um des Feindes Stelle einnehmen zu wollen, hatten ſeine Tendenzen immer etwas Allgemeines und dies Allgemeine, das bei ihm zufällig war, war ſogar in Deutſchland noch nicht verboten. Es war dies das Einzigſte, was nicht verboten war, aber Raimund ſah ein, daß auch dies noch an die Reihe kommen wird. Deutſch-

land iſt jung und kräftig, es kann Vieles ertragen und die Cenſur hat fetten Boden, ſie wird mit jedem Tage fetter und dicker. Nur die Cenſoren bleiben mager wie die magern Kühe Pharao's.

Er hatte alſo Heimweh nach Deutſchland. Aber wo iſt Deutſchland? Raimund wußte ſeinen Geburtsort nicht. Es gab oft Gelegenheit, wo Raimund ſich ſchämte, ein Deutſcher zu ſein. Liebte er deßwegen ſein Vaterland weniger als jene patriotiſche Tondertentronks, die Voltaire ſo trefflich in ſeinem Candide ſchilderte? Keineswegs! Nur mußte er, wenn die Völker Europa's, in höhern Geſellſchaften, vor den Richterſtuhl der Vernunft und des Fortſchritts geladen wurden, eher von der Vergangenheit als von der Gegenwart leben. Als nun im Jahre 1841 Preußen ſich ſo entſchieden an die Spitze der deutſchen Geſchichte ſtellte, jauchzte ihm das Herz auf; denn Raimund, an das franzöſiſche conzentrirte Nationalleben gewöhnt, betrachtete ſchon deswegen Preußen als den führenden und leitenden Staat Deutſchlands, weil erſtens ſeine Baſis eine Volksbaſis iſt, weil es die philoſophiſche Taufe eines Friedrichs des Großen erhielt und die Feuerprobe von 1813 aushielt. Dabei ſah er, wie das Staatsleben in Frankreich von ungeſchickten Händen mit jedem Tage mehr in Noth und Sumpf verſank. Preußen alſo war ſein Ziel und Berlin war Raimunden das deutſche Paris. Nach Berlin alſo, dachte er. Dort wollte er ſich wieder neu durch die geiſtige Bewegung der Zeit anfeuern laſſen; dort wollte er ſich an dem fü-

ßen Hauch der keuschen Jungfrauen wieder neu beleben; denn bereits war er ein Bischen blasirt und sowohl neue Anschauungen als neue Empfindungen waren ihm nöthig, theils um die in der Brust schlafenden Erinnerungen wieder zu wecken, theils um neue Erfahrungen zu machen, und um zu sehen, ob er als Individuum in irgend einer Art seinem Vaterland nützlich sein könnte. Er war bereit, Blut und Leben dafür einzusetzen, sollte nur der Zweck ein heiliger, großer, allgemeiner sein. Er nahm daher in dieser Stimmung, in dieser Absicht von all seinen Lieben Abschied. Denn Raimund hatte Freunde, wahre Freunde und außer einigen Frauen, die ihn liebten, liebte er selbst ein Mädchen, das er wohl glücklich gemacht hätte, hätten es ihm seine Verhältnisse erlaubt. Ein besonderes Geschick lastete auf ihm. Trotz seiner Zärtlichkeit, trotz seines liebenden Herzens, trotz seines Wunsches, ruhig an der Seite eines geliebten Wesens zu leben, konnte er es nie dahin bringen, einen sichern Bord zu gewinnen. Sein Lebensschiff wogte in allen Richtungen hin und her auf dem stürmischen Ozean des Lebens. Er war gewöhnt, dem Donner und dem Blitze ruhig in das Auge zu sehen, er fürchtete Orkane nicht, er trotzte kühn aller Lebensnoth; und wenn der Sturm dann vorüber war, wenn Alle kämpfende gegen ihn anstürmende Elemente verbraust und verjaust waren, dann röthete sich sein Seelenhimmel, der Mond ging hell in ihm auf, Sternlein der Liebe nickten ihm aus der Höhe, es floß die Thräne, es jauchzte das Herz und Raimund lag dann betend zu den Füßen eines Mädchens und

wiederholte ihm tausendmal die Worte, ich liebe dich, laß mich dich lieben!

Im Winter 1813 kam Raimund nach Berlin.

2.

Es war gerade Mondschein, als er in die deutsche Hauptstadt den Fuß setzte. Doch schien es ihm, als sei der Mond selbst unpäßlich. Er hatte sich mit dicken Wolken bis an die Nase eingewickelt, mußte also das Zimmer hüten, aber die Stadt Berlin nahm keine Rücksicht darauf. Sie hat wie es scheint, einen festgezeichneten Contract mit dem Monde, kraft dessen er scheinen muß, und während welcher Zeit sie keine Laternen anzündet. Desto schlimmer für den Mond. Ohne Laternen kann er Berlin nicht bewundern.

Er kam also in Berlin an, als weder Mond noch sonst ein Licht leuchtete. Die Straßen dieser Stadt schienen ihm viel zu breit, für civilisirte fünffüßiglange Menschen. Man möchte glauben, dachte er, diese Straßen sind für Bären und Elephanten geschaffen worden. Doch schwieg er mit seinem vorlauten Urtheil.

Er stieg in einem Hotel ab, in einer jener von dem Gesetze erlaubten Räuberhöhlen, nahm sich jedoch vor, bald in ein Privathaus zu gehen. Raimund hatte die Gewohnheit, in jeder Stadt sich selbst zu orientiren. Er suchte sich zuerst einen Hauptplatz aus, von dem er ausging, und flanirte so mehrere

Tage durch die Stadt, bis er sie auswendig kannte. Die erste Zeit galt also dem Flaniren. Er brannte seine Cigarre an und durchwanderte die Gassen, als ihn plötzlich ein Gensdarme anrannte „Herr, wollen Sie!“ schrie er ihm zu. — Was steht zu Ihren Diensten? fragte Raimund höflich. — „Ihre Cigarre!“ Ach, versetzte er, Sie wollen die Ihrige anzünden, hier, mein Herr. — Der Gensdarme nahm die Cigarre, warf sie weg.

Raimund stutzte. — Der Mensch ist verrückt, dachte er — warum werfen Sie meine Cigarre weg? fragte Raimund ruhig. Ist sie für Berlin nicht gut genug? Sie ist echt havannisch. Es ist verboten hier auf der Straße zu rauchen, sagte endlich der Gensdarme, bei 2 Thaler Strafe. — Raimund merkte sich dieses und ging. Warum aber, bei so breiten Straßen und bei so wenig zündbarem Stoffe es zu rauchen verboten ist, das konnte er nicht herausbringen. Man kann also in Berlin nicht flaniren, kann sich nicht dem süßen Duft der Cigarre und dem Nichtsdenken hingeben; das Gesetz zwingt einen, immer zu denken, ach, und wenn man denkt, kömmt das Gesetz übel weg. Als Raimund später sah, wie im Odeum, bei Hennig's, in Günther's Lokal die Frauen methodisch eingeräuchert werden, so daß ihre Kleider noch acht Tage darauf nach Tabak duften, konnte er dieses rein aus Uebermuth hervorgegangene Gesetz noch am Wenigsten begreifen und weil ihn doch der Gensdarme an das Denken erinnerte, dachte er an das lateinische Sprichwort et ab uno disce omnes. Gern wäre

er nach dieſer Bemerkung wieder abgereiſt, aber er wollte doch erſt das Berliner Volk kennen lernen.

Cigarrenlos durchwanderte er die Hauptſtadt Deutſchlands. Er ſah gleich, daß Berlin eigentlich noch gar keine Stadt iſt, daß ſie erſt eine wird; großartige Anflüge rauſchten vor ihm vorüber, die aber gleich darauf wieder verſchwanden. Das Komiſche hart neben dem Grandioſen. Begreifen konnte er nicht, daß eine Stadt, die ſo viel Waſſer als die Spree hat, keinen Straßenguß habe. Hat doch das große Paris einen ſolchen! Auch fand er eigentlich das Centrum der Stadt nicht; denn ihm gefiel die alte Stadt in der Königsſtraße beſſer als die neue, jenſeits der Spree. Die Spree ſelbſt ſchien ihm oft verleumdet worden zu ſein; kurz er fand Berlin ſchöner, großartiger als alle jene ſüddeutſchen Beſchreibungen davon lehren. Hatte doch Friedrich der Große hier gelebt, der größte Mann Deutſchlands. Und wo ein ſolcher Mann lebte, iſt jeder Stein bedeutungsvoll.

Er hatte faſt in allen Städten eine gewiſſe Analogie zwiſchen Stadt und Bewohnern getroffen. Auch hier ſuchte er ſie zu finden. Doch kannte er noch die Bewohner zu wenig dazu. Später merkte er ſich Alles in ſeinem Tagebuch, woraus der Leſer noch einige Bemerkungen zu ſehen bekommen wird.

Um eine Stadt genau zu beurtheilen, braucht man nur die Frauen darin kennen zu lernen.. Ihre Stellung zur Geſellſchaft, iſt immer der echte Spiegel der Geſetze, ihre Bildung, ihre Gefühlsart, das Abbild der Sitten. Das Weib hat über-

all mehr Einfluß als man glaubt. Der Mann ist nur zum Schein Herr, er steht immer unter dem Einfluß des Weibes. Schönheit, Grazie und Geist, regieren die Welt überall. Raimund bewunderte die weiche Aussprache des Deutschen in dem Munde der Berlinerinnen. Es war damals Mode, gewellte Haare zu tragen und keine Wimpern an den untern Augenliedern zu haben. Sprödigkeit fand er nicht unter den Berliner Damen; doch fand er den ersten Eindruck nicht so günstig als in Paris. Trotz der kleineren Füße, im Verhältniß mit anderen Deutschinnen, verstehen auch die Berlinerinnen nicht zu gehen, und dies besonders auf der Straße. Ihre Toilette fand er ziemlich hübsch, unausstehlich aber ihre erzwungene Ernsthaftigkeit. Am unausstehlichsten waren ihm die Titel, die sich gegenseitig die Damen einander zuwarfen, als schätzten sie sich nur, in so fern sie den Titel ihres Mannes beständig nachschleppten. Es giebt sogar eine Frau Privatdozentin in Berlin. Doch dieses war Alles nur der erste Eindruck. Manches sollte sich mildern, manches sich bekräftigen.

Raimund hatte Empfehlungen an bedeutende Häuser. Außerdem aber, daß er jede Empfehlung verschmähte und nur es liebte, sich selbst zu empfehlen, wußte er durch Erfahrung, daß die sogenannte gute Gesellschaft sich überall gleicht. — Es handelt sich nur um das Mehr- oder Minder-Langweilige. Er legte daher alle Empfehlungen zurück, und beschloß, erst die niedrigern Stufen der Gesellschaft zu durchwandern. — Er erkundigte sich daher bei mehreren Männern, wie er in die

Gesellschaften des Volks dringen könnte. Man antwortete ihm: in Berlin gäbe es kein Volk. — Möglich, dachte er, daß diese Leute unter dem Volk, Gesindel, verstehen. Raimund aber liebte dies Gesindel mehr, als alle sogenannte große Damen. Er beschloß daher, sich seinem eigenen Instinkt zu überlassen. Der Mensch hat das mit den höhern Mächten gemein, daß er Alles eigentlich dem Zufall überläßt. S. M. der Zufall, wie Friedrich der Große ihn nennt, war Raimunds bester Freund. Warum sollte er ihn in Berlin verlassen? War es doch ein Zufall, der ihn in diese Stadt führte. Raimund erkundigte sich daher gar nicht mehr, und durchblätterte blos das Intelligenzblatt Berlin's, die beste Zeitung dieser Stadt.

3.

Raimund machte sich also auf die Volksjagd. Zuerst besuchte er die Conditoreien, Caffehäuser, Wein- und Bierkneipen. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß es in Berlin kein eigentliches Caffehaus gäbe. Alles ist Kneipe, und unter diesen nehmen die Conditoreien den letzten Platz ein. Charakteristisch fand er nur die Bairischbierkneipen, die nett und elegant sind, und die Alle eine Art Affenliebe zur Kunst beweisen, indem sie ihre Zimmer mit Gemälden behängen und gewöhnlich schöne Schenkmädchen halten, die selten auf den Kopf gefallen sind.

Raimund hatte längst schon bemerkt, daß gerade das, worauf eine Stadt oder ein Volk stolz ist, gewöhnlich das Schwächste

ist. Er überzeugte sich in Berlin auch von dieser Wahrheit. Vieles hatte er über die Berliner Conditoreien gelesen, die Namen Stehely und Spargnapani las er oft in Journalen; wie staunte er als er in einige kleine Zimmerchen trat, ohne Ordnung noch Eleganz, noch Bequemlichkeit, und wo er noch nebenbei Süßigkeiten aß, die wie alte Bekanntschaft, weder von heute noch von gestern waren. Nicht einmal einen Divan für die Raucher fand er.

Er hatte früher schon gemerkt, daß es eigentlich in Berlin keinen Laden gäbe, wo man es verstände die Waaren auszulegen. Theils liegt dies an der unglücklichen Bauart der Berliner Häuser, die wie die deutschen Gelehrten, statt in die Höhe in die Tiefe gehen, u[illegible] die Finsterniß des Kellers dem Lichte des Speichers vorziehen. Nun mußte er auch noch erfahren, daß es in Berlin nicht einmal ein Caffehaus giebt — doch er verzweifelte deßwegen nicht. Die Weinkneipen fand er echt deutsch à la Hoffmann. Man kann sie nur bei Nacht besuchen, oder bei Tag, wenn man selbst Flimmern vor dem Auge hat. Von Eleganz keine Ahnung, es wäre dies auch eine Beleidigung für die Gäste.

Doch das waren für Raimund nur Nebenbemerkungen. Das Volk einer Stadt lernt man nicht so leicht kennen. Man muß es an seinen Ecken packen können, man muß in irgend ein Verhältniß mit ihm treten. Hat man es aber auf einer Seite ergriffen, dann zeigt es sich bald von allen andern Seiten.

Raimund beobachtete in diesen verschiedenen Anstalten den Berliner Michel. Er unterschied hier zwei Geschlechter. Den Michel als Fossilie von 1813 und Michels Neffe von 1840. Ersterer trägt Mantel und Pfeife und spielt eine große Parthie Billard, mit allem Ernst des Lebens, er hört mehr zu, als er spricht. Sein Neffe hingegen raucht Cigarren, ist einer der ersten Raisonneurs, trägt Paletot und Schnurrbart, spricht sehr frei, auch ohne betrunken zu sein, und ist sehr höflich. Er kennt den Jizot und den Thiers ganz aus dem ff, liest auch die Zeitung, rümpft die Nase über die Vossische, lobt die Locomotive, trinkt sein Bairischbier und spricht von Herwegh. Mehr kann man von Michels Michelchen nicht verlangen. Nebenbei raisonnirt er fürchterlich über die Diebe und die Polizei, und ist stolz darauf, daß er nicht Mitglied des Mäßigkeitsvereins ist. Der Berliner Michel hat eine Zukunft, er ist lebhaft und höflich und wenn er aufgeregt wird, hat er sogar Witz.

Der junge Berliner Michel bekümmert sich wenig um das Theater, mehr, desto mehr die Frau Michel. — Aber diese thut es nur, um sich zu zeigen. Die Berliner sind außerordentlich genußsüchtig. Sie sparen die ganze Woche an ihrem gewöhnlichen schlechten Essen, um ein Mal in der Woche recht außerordentlich schlecht, aber theurer zu essen. Diese Genußsucht, die Raimund als ein Zeichen der neuen Zeit betrachtete, erstreckt sich in Berlin bis auf die letzten Classen. Die Leutchen begnügen sich nicht mehr mit dem Trost auf den

Himmel. Ja, wenn ſie ſicher wären, daß es Weißbier dort gäbe, und ſchöne Toilette. Alles ſtürzt ſich in die Gegenwart. Je mehr Elend, je mehr Genußſucht und weder die Polizei noch die Kirche ſind ſtark genug, um dieſem Drang Widerſtand zu leiſten. Die Urſachen davon liegen weit tiefer, als die gewöhnlichen Staatsmänner glauben. Ein Volk regt ſich nicht, je nach ſeinen Bedürfniſſen, ſondern nach ſeiner Meinung vom Zwecke des Lebens, und ſind dieſe Meinungen einmal da, ſo hilft die Vergangenheit nichts dagegen. Der junge Michel ſchämt ſich gar nicht mehr, Banquerott zu werden. Er macht deßwegen nicht eine Carambolage weniger. Doch Raimund ſollte hierin noch tiefere Erfahrungen machen.

4.

Dem Zufall ſich ferner überlaſſend ſtreifte Raimund durch Straßen und Gaſſen, die Menſchen, beſonders die Damen beobachtend. Eines Tages, als er der Jägerſtraße entlang zu Stehely gehen wollte, verſperrte ihm ein kleiner Wagen mit Kübeln beladen und mit Hunden beſpannt den Weg auf dem Trottoir. Ein kräftiger Junge ſtand vor dem Wagen. Raimund ein geborner Freund der Gamins, weil er in ihnen gewöhnlich den Stoff erkannte, woraus die Männer aus dem Volke geknetet ſind, ſtellte ihn zur Rede, warum er das Trottoir ſo verſperre. Erſtens, verſetzte der Burſche, wird das nicht lange dauern, zweitens geht das Sie nichts an. Die

kecke Antwort gefiel Raimund. Er spielte den Strengen. Freilich geht's mich an, versetzte er, und das sollst du gleich sehen. Hiermit nahm er eine ernste Miene an und stellte sich, als suche er den Marktmeister. Als er wieder kam, war noch ein Bube bei dem ersteren. Dieser hatte ganz den klassischen Tic eines Berliner Gassenjungen. Er trug einen langen Rock, den schmutzigen Hemdkragen frei, wie seinen Hals; eine Mütze schief auf dem Ohre und eine Harmonika in der Hand, der er zuweilen tiefe Brummtöne entlockte. Raimund, der sich oft in Paris mit dem Volk herumbalgte, hatte Lust ihre Courage auf die Probe zu stellen. Sie kamen ihm zuvor. Kennst du den Herrn da? fragte der Eine den Andern, der sagte, es geht ihn was an, daß ich hier halte. I bewahre, versetzte der Schusterjunge. Der Herr bildet sich wahrscheinlich zum Gensdarme aus. Was geht das dich an? schrie ihm Raimund zu. — Es geht mich auch nichts an, versetzte dieser, aber die Hunde bleiben jetzt gerade hier stehen. Meinen Sie, man behandelt Hunde wie Sklaven? Raimund lachte. — Sag ein Mal, fragte er, ist dein Vater Mitglied der Thierquälerei? — Der Bursche wurde wüthend, andere versammelten sich noch um ihn. Mein Vater, ich weiß nicht wer er ist, versetzte der Gamin, aber in jedem Fall ist er mehr wie Sie. — Sie sind wahrscheinlich Mitglied des Mäßigkeitsvereins auf dem Nikolaikirchhof, da halten Sie jeden Abend Sitzung und besaufen sich nur des Morgens. Haben wahrscheinlich Kaffebohnen geknippert, daß man's Ihnen nicht anriecht. Eigentlich soll-

ten Sie eine Brille tragen, damit, wenn Sie fallen, auch sehen, wo Sie liegen geblieben sind. Raimund ärgerte sich nun in allem Ernst und ging auf den Buben los, der übrigens mit den anderen ein höllisches Gelächter anfing. Kaum näherte er sich ihnen mit etwas drohender Geberde, als sie alle auf ihn eindrangen. Sie hatten durchaus keine Furcht. Der Schusterjunge wurde jetzt aus Bosheit pathetisch. Laßt ihn doch gehen, schrie er zu den andern, als wollte er um Erbarmen für Raimund bitten, seht Ihr nicht, daß er einen Stich hat. Lautes Gelächter! Nun aber hielt sich Raimund nicht mehr vor Wuth, er ging auf den Jungen los, trotz der Menge, die um ihn versammelt war, und kaum näherte er sich ihm, so schlug der Junge mit seiner Harmonika drein, die mit jedem Schlage unäolisch ächzte. Die umstehenden Berliner konnten es nicht begreifen, wie ein ordentlichgekleideter Mann sich mit Jungens herumschlagen konnte, aber Raimund war so zu sagen ein Pariser und solche Scenen machten ihm oft den herrlichsten Spas. Raimund schlug nun ebenfalls wacker drauf, die Hunde bellten und heulten, die Jungens schrieen und fluchten und obendrein erscholl der brummende Orgelton der Harmonika. Da plötzlich zerfuhr das Instrument in zwei Stücke. Es kamen Polizeimänner, die die Sache, wie so viele andere für ernst hielten. Nur die Schulbuben jauchzten. Der so wackere Schusterjunge, auf den es Raimund besonders abgesehen hatte, stand nun da und weinte. Nicht allein seine Harmonika war kaput, sondern auch sein langer Rock, der sich während des Kampfes in die

Räder des Wagens verirrte, hängen blieb, so daß eine ganze Seite sich von dem Rumpfe trennte. Hatten seine eigenen Kameraden nun früher auf Kosten Raimunds gelacht und gehöhnt, so thaten sie jetzt dasselbe auf Kosten des wackeren Schusterjungens. Diese Undankbarkeit empörte Raimund, er trat zu dem Jungen, tröstete ihn und versprach ihm, ihm eine neue Harmonika zu kaufen, und auch seinen Rock wieder ausbessern zu lassen. Der sonst so witzige Junge stand nun wie ein Tölpel da. Einerseits hatte er Furcht vor seinem Vater, andererseits glaubte er nicht an das, was ihm Raimund versprach. Thränen standen ihm in den Augen. Raimund versicherte ihn, daß er alles zahlen wolle. — Es ist nichts als billig, sagte nun der Junge wieder. Sie sind an Allem Schuld. Zu was brauchen Sie mich zu reizen und dabei haben Sie so dürre Knochen, daß meine Harmonika abprallte, wie auf der Amazone von Gieß im Gießhaus. Ein Mann wie Sie, sollte doch nicht so dämmlich sein. Sie haben gewiß die ganze Nacht geschwiemelt. Fängst wieder an? schrie ihm Raimund zu, halt jetzt dein Maul — Nun ja, versetzte er, Sie sind nicht aus Berlin? — Woher weißt du das? — Ach, das sehe ich gleich. Das habe ich Ihnen gleich angesehen. Wenn Sie mit mir gehen wollen zu meinem Vater und ihm sagen, daß Sie ihm die Harmonika bezahlen wollen, der glaubt Ihnen eher als ich. Was meinen Rock betrifft, den bügelt mir meine Schwester wieder zusammen. — Hast eine Schwester? — Das will ich meinen — schmunzelte er, als dachte

er, die würde dir sehr gefallen. — Nach und nach hatten sich die andern entfernt, sogar der Wagen mit den Hunden. — Meine Schwester, fuhr er fort, ist eine schöne Schwester und ist auch brav. Vater ist gar streng. Bei uns darf kein junger Herr kommen. — Vater war Soldat, ist lange in Paris und in Rußland gewesen. Ich weiß nicht ob ich Sie mitnehmen kann, ich gehe lieber mit Ihnen nach Hause. — Aber Raimund war gereizt durch die Reden des Jungens. Die schöne Schwester lag ihm schon tief im Herzen, er gab dem Jungen einige Groschen und versprach ihm, die Harmonika zu kaufen, wenn es der Vater nicht vorzöge, das Geld dafür zu haben. Der Junge führte ihn in eine Kellerwohnung in der Schützenstraße.

5.

Fünf Stufen stieg Raimund hinab. Dort kam er zuerst in ein Vorzimmer, das zur Küche und zum Laden zugleich diente. Er bemerkte mehrere Branntweinflaschen, Oelkrüge, aufgeschichtetes Holz und hinten in der Ecke eine Art Heerd. Seitwärts ging eine Thüre in die Stube. Sie war ziemlich groß. Es standen vier Betten darin, ein großer Schrank, ein großer Kachelofen in einer Ecke, ein Sopha, eine Commode und ein Tisch in der Mitte. Die Fenster, die von Außen hart an die Erde stießen, waren noch durch Vorhänge bedeckt, oder bei zurückgezogenen Vorhängen, standen eine Art viereckige

Schirme davor. Alle vier Seiten waren mit schlechten Kupferstichen, aber ziemlich nett eingerahmt, behangen. Die ganze königliche Familie von dem ersten Kurfürsten bis auf den jetzigen König, die Kaiser Alexander und Nicolaus, Napoleon und Georg Sand. Links an der Thüre hing, etwas abgesondert, ein Bild im Goldrahmen, die Heimkehr betitelt. Es war dies eine allerliebste Schäferin mit einer Ziege. Die Ziege stellt ihr zartes Beinchen auf ihre schlanke Hüfte und küßt sie leckend aus Freude. — Raimund bemerkte dies Bild unter den andern zuerst. Unter dem Spiegel zwischen den Fenstern hingen mehrere eingerahmte Glückwünsche in Versen zu den Geburtstagen der Eltern. Theils stand der Name eines Sohnes darunter, theils der einer Tochter. Raimund las die Namen Friedrich, Minna, Marie. Als ihn der Bursche in die Stube führte, war Niemand darin, als ein kleines Mädchen, doch sah er die Arbeit eines Mädchens auf einem kleinen Arbeitstischchen vor dem Fenster liegen. Er hatte in der Eile rasch die Stube durchmustert, und bewunderte, trotz der Enge dieses Raumes die Reinlichkeit und die noble Anordnung dieser Wohnung, in der vier Betten nebeneinander standen, die aber alle mit einer gutbewahrten Decke recht propre dastanden. Der Bursche war indeß fortgelaufen, um seinen Vater, oder seine Mutter zu rufen. Doch blieb er etwas lange, als plötzlich ein schönes schlankes Mädchen in die Stube trat. Raimund stand gerade vor der Heimkehr, und bewunderte das schön gelungene Bild der Schäferin, als das Mädchen ihm näher trat.

Gefällt Ihnen dieſes Bild? fragte das Mädchen ganz ungeſtört. Raimund, überraſcht durch die reine Silberſtimme der Fragenden, kehrte ſich um, konnte aber kaum antworten. Das lebende Bild, das vor ihm ſtand, war noch weit reizender. Endlich faßte er ſich; nicht ſo ſehr, wie Sie, mein Fräulein, verſetzte er, und doch iſt es ſehr ſchön.

Es iſt mein Eigenthum, verſetzte Minna — ſo hieß das Mädchen. — Es iſt dies alles was ich beſitze.

Raimund war nun noch mehr erſtaunt, daß ſich das Mädchen ſo mit ihm einließe, ohne über ſeine Gegenwart zu erſtaunen. — Sie ſtellte ihm einen Stuhl hin. — Doch überließ er ſich gern dieſem neuen Gefühl der Ueberraſchung, er konnte Minna nicht genug anſehen — ſie ſah einer ſeiner frühern Geliebten ganz ähnlich.

Und wie kamen Sie zu dieſem Bild? fragte Raimund, um nur etwas zu fragen.

— Ich habe es an Zahlung für Näharbeit genommen. Es gefiel mir ſo ſehr. Haben Sie ſchon das Geſicht der Ziege bewundert. Ein kluges Thierchen das — und nicht falſch. Sie betonte das Wort falſch ſo, daß Raimund auf der Stelle bemerkte, Minna habe ſchon die Männer kennen gelernt. Er beobachtete ſie genau. Sie war blaß, Berlinerkellerblaß, aber auf dieſer Bläſſe lag der Reiz der Herzensgüte. Sie hatte ein Stumpfnäschen, das Witz anzeigte, war ſchön gewachſen, war beſonders einfach und nett gekleidet, und ſchien eine ganz beſondere Sorge auf ihre Fußkleidung zu legen. — Sie ließ

ſich ruhig beobachten, lächelte ſogar, aber veränderte auch raſch die Züge und Raimund bemerkte einen melancholiſchen Zug, der ihr ſchon eine Falte um die Mundwinkel gezogen hatte. Während Raimund ſie ſo beobachtete, ohne ein Wort zu ſprechen, warf ſie ebenfalls von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf ihn. Ein Blick von einem Mädchen, der über den Mann ſtreift, prüft mehr als zehn Blicke eines Mannes; ſie haben einen angebornen Inſtinkt des Ueberblicks des Ganzen, laſſen ſich nicht ſo auf Einzelheiten ein. Endlich warf Minna ein ſchallendes Gelächter auf, und lief zur Thüre hinaus. Raimund ſtand wie behext da, und wußte ſich von dem Ganzen keine Rechenſchaft zu geben.

Endlich kam die Mutter. Es war dies eine ſtarkunterſetzte Frau in den Funfzigen, mit einem jovial guten Geſicht. Ihr Junge hatte ihr ſchon ſo halb und halb das Vorgefallene erzählt und ſie lächelte ſchon, als ſie in die Stube trat. „Der Junge hat wieder tolle Streiche gemacht, er kann's nicht bleiben laſſen.“ Raimund entſchuldigte ſich, ſuchte aber der Matrone doch ein Compliment wegen ihres Sohnes zu machen. — „J,“ ſagte ſie, in ihrem Berliner Dialekt, „das weiß ich am Beſten. Der Junge iſt nicht ſo arg wie ihn ſein Vater machen will. Er iſt wohl halsſtarrig, hat ſeinen Kopf, das Straßenkrakeelen kann er nicht laſſen, aber er hat ein gutes Herz. — Setzen Sie ſich doch, mein Herr da; ſehen Sie einmal, fuhr ſie fort, Alles, was Sie da ſehen, die Verſe, die Bilder dazu auf meinen und des Vaters Geburtstag hat er ganz

allein gemacht, er ſpielt die Harmonika ganz klaſſiſch, ohne daß er's je gelernt hat, und für mich und ſeine Schweſter ſpringt er durch's Feuer. — Alles, was er uns anſieht, das thut er, ſogar in der Küche, aber ſein Vater ſagt, er ſei ein Taugenichts, ein Schlingel, er käme an den Galgen, und da ſind ſie alleweil hintereinander und ich muß beſtändig Friede machen. Vater war Soldat und iſt gar ſtreng und manchmal ſehr hart."

— Nun, ſagte Raimund, er braucht von Allem nichts zu wiſſen. Ich bringe ihm morgen eine neue Harmonika. Iſt der Vater immer nicht zu Hauſe?

— Mein Mann, erwiederte die Frau, iſt angeſtellt bei der Seehandlung, verdient zweihundert Thaler jährlich.

— Und Sie haben einen Kramladen? fragte Raimund.

— So ein Lädchen für die Noth. Wir ernähren uns redlich. Unſere Miethe koſtet ſchon 90 Thaler.

— Dieſe zwei Kellerzimmer?

— Ja Herr. Meine Töchter verdienen gerade das, was ſie zu ihrer Toilette brauchen. Man iſt doch jung, und ſchön ſind ſie auch — doch was nützt das ihnen, wenn ſie nicht reich ſind, höchſtens werden ſie verführt.

— Sie haben mehrere Töchter?

— Die älteſte iſt verheirathet an einen Seidenknopfmacher. So lang er Arbeit hat, geht's — aber alle Tage arbeiten und nichts erübrigen können, nur gerade ſo für den Tag, — das iſt ſchlimm. Seitdem die Fabriken beſtehen, giebt es zu viel Arbeiter und zu viel Noth, und oft bleiben auch die Fabriken

ſelbſt ſtill ſtehen. Nun iſt meine Tochter in Wochen gekommen und ihre ledige Schweſter will die Koſten übernehmen, um das Kind zu erziehen.

— Und will dieſe nicht heirathen?

— J, Herr Jeſes, ſie denkt nicht dran. Einen Handwerksmann mag ſie nicht, ſie will höher hinauf. Soll ſie ſich auch ihre Kinder erziehen laſſen, oder ſie im Mutterleibe tödten? Es iſt aus mit dem Handwerk, das Sprichwort, es hat goldnen Boden, iſt eine Lüge, ſeitdem die Fabriken beſtehen; hier hat's einen ſandigen Boden. Sie können ſich keinen Begriff von dem Elend hier machen.

— Und verdient ihre Tochter nicht ſelbſt genug, um ein Kind zu ernähren?

— Ja, fünf Silbergroſchen den Tag, höchſtens ſechs gute Groſchen, wenn ſie bei Familien arbeitet. Das ginge noch. Es giebt aber ſo viele Mädels hier, die Privatlogie haben, bei Henkels gehen und für fünf Silbergroſchen die ſchönſte Arbeit machen. Sogar das Arbeitshaus macht den braven armen Mädchen Konkurrenz. Ja, wenn Sie ein Judenmädchen wäre —

— Und was wäre alsdann?

— Da würde ſie ſich in der Waiſenkirche taufen laſſen und bekäme fünf Thaler monatlich von der Miſſionsgeſellſchaft, vielleicht auch einen Mann, was heut zu Tage allerdings weniger Werth hat, und noch obendrein ein Geſchek vom Hofe. So aber iſt ſie leider ſchon getauft.

— Aber Ihre Tochter iſt wahrſcheinlich hübſch, — er ſagte nicht, daß er ſie ſchon geſehen habe, — wenigſtens wenn ſie Ihnen gleicht. — Die Alte ſchmunzelte. — Da macht ſie vielleicht ihr Glück.

— Wo denken Sie hin? Sehen Sie, Sie ſcheinen mir ein guter Herr, haben ſich mit meinem Fritz herumgebalgt und zahlen ihm den Schaden. Sie ſind fremd, ſind wahrſcheinlich reich, vielleicht verheirathet —

— Hm, verſetzte Raimund.

— Nun, würden Sie ein Mädel heirathen, weil es hübſch iſt? Die Zeiten ſind vorbei. Sehen Sie, mein Mann iſt oft böſe, ſehr ſtreng, er kann ſich erzürnen, daß mir oft bange wird, der Schlag trifft ihn. Aber ich hab' doch Reſpect vor ihm. Mich hat er ohne Pfennig geheirathet.

— Weil ſie hübſch waren und gut!

— Nun ja, gut bin ich, das wiſſen meine Kinder. Ich gönne ihnen gern Vergnügen. Ich bin keine Kopfhängerin, man lebt nur einmal, und wenn ich noch einmal jung wäre, ich würde Alles mitmachen.

Raimund freute ſich über das herrliche Naturell dieſer Frau und machte ihr zärtliche Complimente, wofür ſie ſehr empfindlich war.

— Sehen Sie, fuhr ſie fort, meine Tochter Minna, die war ſchon eine Zeitlang ſo eine Kopfhängerin. Alle Sonntag ging ſie in die Kirche, ſchleppte mich manchmal mit. Nun ja, man muß ſeine Religion halten, ich gehe auch in die Kirche,

aber mein Mann, der war wüthend. Denken Sie sich, das Mädchen setzte sich etwas in den Kopf, lachte nicht mehr, sprach beständig von der sündhaften Natur, hielt ihrer jüngern Schwester Moral und wollte zuletzt katholisch werden. Und sie ist nicht dumm, sie hat ganz Schiller und Rellstab gelesen.

Raimund war ganz Ohr. — Also Ihre Tochter ist Pietistin?

— So heißen sie es jetzt, aber mein Mann sagt immer, der Papst und der Gottseibeiuns stecke dahinter. Denken Sie sich, er mißhandelte sie sehr oft und doch ist sie herzensgut und war immer heiter. Jetzt hat sich's geändert, sie hatte eine Cresos, wie sie es heißen. Erst weinte sie ganze acht Tage, aß und trank nichts, ging aber nicht zur Predigt. Dann wurde sie still, arbeitete blos. Nach und nach willigte sie ein und ging mit mir und ihrer Schwester in's Coloſſeum. Früher hat sie immer dagegen gepredigt — der Pfarrer Arndt ist nichts dagegen. Aber, es scheint, das Tanzen hat ihr wohlgethan. Sie wurde wieder lustig, nahm Stunde in der Guitarre, und jetzt ist sie die alte wieder, aber ein Bischen blaß ist sie dennoch.

Minna trat eben ein und machte ihren Knicks. Die Mutter erzählte ihr nun alles Vorgefallene zwischen Raimund und ihrem Bruder. Die Wahrheit ist, daß sie bereits Alles wußte. Raimund errieth gleich, daß hinter der Geschichte dieses Mädchens ein soziales Räthsel liege. Er fragte nun Minna nach ihren musikalischen Kenntnissen. Sie antwortete bescheiden und sittig. Endlich nahm er die Guitarre, die in der Ecke hing,

und ſang zuerſt das Alpenhorn und dann den Weltlauf von Uhland, von Kücken ſo ſchön in Muſik geſetzt. Minna dankte. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Der Augenblick war günſtig, um ſich zu entfernen, denn Raimund hatte von einer Dame gelernt, daß nach dem Gelingen eines ſchön ausgedrückten Gedankens oder Liedes der Herr, der gefallen will, am Beſten thut, wenn er ſich gleich darauf entfernt. Er bat um die Erlaubniß wiederzukommen, was ihm bewilligt wurde. Als er ſich entfernte, merkte er, daß er vier ganze Stunden mit Minna und ihrer Mutter geplaudert hatte. Langſamen Schrittes kehrte er nach Hauſe, ſich ob ſeiner intereſſanten Bekanntſchaft freuend.

6.

Raimund freute ſich im Innern, die Bekanntſchaft dieſer Familie gemacht zu haben. Er verſprach ſich noch manche frohe Stunde an der Seite Minna's und in dem gutmüthigen Geſpräche der Mutter. Er ſollte aber das Berliner Volk noch von einer anderen Seite kennen lernen.

Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Thüre offen. Raſch trat er ein und vor ihm ſtand ein ſtarker ſchöner Mann der all ſeine Kleider zuſammengepackt hatte, um ſie eben fortzutragen. Raimund erkannte gleich, mit wem er es zu thun habe, ſah aber auch ein, daß er hier mit Gewalt nichts ausrichten

könne; der Mann hatte die Kleider bereits wieder von ſich geworfen.

Sie ſind gewiß der Fleckenwaſcher, den ich heute beſtellt habe, ſagte Raimund halb im Zorne, halb ironiſch.

— Aufzuwarten, ſagte der Dieb, indem er ſeine Mütze abnahm.

— Schämen Sie ſich nicht, ein ſolches Handwerk zu treiben?

— Nein, ich ſchäme mich gar nicht, verſetzte er trocken, doch hätte ich geglaubt, daß ein Herr, der aus Paris kommt, ſchönere Kleider habe als dieſe.

— Haben Sie denn kein Gewiſſen, kein Gefühl? Sie ſcheinen mir doch nicht dumm.

— Hören Sie, verſetzte der Dieb auf ächt deutſch: Alles, was Sie mir da ſagen wollen, weiß ich ſo gut wie Sie. Predigen kann ich wie eine Amſel. Ein Gewiſſen habe ich wie alle Leute. Es iſt dies unſere ſchwache Seite, und Gefühl habe ich mehr als mancher Actuarius, — aber dumm bin ich, daß ich auf Sie gewartet habe.

— Aber, warum arbeiten Sie nicht?

— Schöne Frage. Die Arbeit, die ich haben kann, mag ich nicht, und die, die ich will, bekomme ich nicht, übrigens leben wir in einer Zeit, wo Alles ſtiehlt, ſogar die Diebe von Profeſſion.

— Aber man muß Alles arbeiten. —

— He, merken Sie ſich das. Haben Sie von der Natur keine Beſtimmung zu irgend einer Arbeit? Bis zu meinem funfzehnten Jahre war ich im Gymnaſium. Ich weiß ſehr gut, daß fur von φερω abſtammt, fero, tuli, latum, lab-um. Auch

lade ich um. Dann beging mein Vater die Dummheit und machte einen ehrlichen Banquerott, war Narr genug, aus Verdruß darüber zu sterben. Er war übrigens in unserer Gesellschaft nicht an seinem Platze, er war ein ehrlicher Kaufmann. Nun ward ich Schuster. Ich kann aber um keinen Preis sitzen. Ich habe höchstens Lust, Matrose zu werden oder Soldat. — Ich bin zum General geboren.

Raimund lachte. Zu einem Generalspitzbuben allenfalls.

— Ich habe [illegible]nn bei mehreren Herren gedient, fuhr der Dieb fort, fand aber keinen, der mir anstand, der höflich genug war, um ihm sein Befehlen zu verzeihen. Ich riß aus, arbeitete später an der Eisenbahn, aber ich habe Frau und Kind und die wollen auch leben. Sonst wäre ich schon längst über alle Berge.

Und können Sie sich vom Stehlen ernähren? Die Polizei erwischt Sie ja doch.

— Wir arbeiten noch nebenbei. Manchmal werden wir erwischt trotz der Polizei. Die hat Wichtigeres zu thun. Uebrigens lasse ich mich lieber im Gefängniß ernähren als in der Charité. Das Betteln ist verboten. Beim Betteln giebt Jemand mir, was ihm gefällt, wenn ich stehle, nehme ich, was mir gefällt. Wenn ich Almosen bekomme, soll ich die Augen verdrehen, soll beten, fromm sein; sie helfen mir nicht, weil ich ein armer Mensch bin, sondern weil ich ein Christ bin. — Nun kann ich aber nicht heucheln und bekomme einen Wuthanfall, wenn ich einen Pfaffen rieche. Ich habe so meinen Instinkt.

Im Gefängniß aber giebt mir der Staat als Mensch zu essen. „Da, friß Hund" sagt der Wächter und geht. Ich brauche mich eben nicht zu bedanken, denn das Bedanken ist mir eklig.

— Aber beim Stehlen bleibt es eben nicht bei Euch. Ihr mordet auch.

— Ich habe noch nie ein solches Verbrechen begangen. Sehen Sie, soll ich Ihnen einen Rath geben? Wenn man bestohlen wird, ist's am Besten, man wehrt sich nicht; es ist unmöglich, einem Menschen etwas Leides zu thun, der wehrlos ist oder der sich nicht wehrt auch nicht schreit. Das thut nicht einmal das Thier. Das kann nur das Gesetz. Das allein hat kein Herz.

— Und doch muß der Scharfrichter es thun, versetzte Raimund. Und wie ich höre, fürchte ich, Sie machen seine Bekanntschaft noch.

— Möglich. Nach dem Pfaffen ist der Scharfrichter die wichtigste Person im Staate, die ich fürchte.

— Und wenn ich Sie auf der Polizei angebe?

— So lache ich Ihnen in's Gesicht, klage Sie selbst an, mich bestohlen zu haben. Höchstens kommen Ihre Hosen in's Intelligenzblatt, damit wir sie nicht hier verkaufen. Wir Diebe übrigens werden beständig bestohlen. Was meinen Sie, was ich für den Plunder hier erhalten hätte? Höchstens vier bis fünf Thaler. Die Leute, die uns diese Sachen abkaufen, werden reich daran. Es ist Alles Diebstahl in unserer Gesellschaft.

— Und wäre es nicht möglich, Sie wieder zur Ehrlichkeit zurückzubringen?

— Aufrichtig, mein guter Herr, ſo bald nicht. Ich bin ein Spitzbube aus zwei Urſachen: aus Haß und aus Prinzip. Ich haſſe die Menſchen. Je mehr Ihr mich ſtrafet, je mehr haſſe ich Euch. Ich fühle wohl ſelbſt, wohin ich komme, aber ich habe nur dieſe Luſt. Wenn der Menſch elend und arm wird, wird er wüthend wie ein hungriges Thier. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, ich kann weder betteln, noch mich bedanken, ich fühle nur Befriedigung, wenn ich andere quäle. Nicht das Geld allein befriedigt mich, ſondern der Gedanke — wie wird der Geſichter ſchneiden, wenn er nach Haus kömmt und keine Kleider mehr hat. — Sie ſehen, ich bin aufrichtig. — Eine Minute nachher reut es mich, — doch meine Kinder wollen eſſen. Ich ziehe an ihnen wahre Beſtien auf. Ich ſehe ferner nicht ein, warum eine Geſellſchaft, die mich auf die Welt ſetzte, mir nicht zu leben geben ſoll. Meine Natur kann ich nicht ändern. Wenn's Krieg wäre, bekäme ich das eiſerne Kreuz. Bei Friedenszeiten aber, wo Alles Kaufmann iſt, komme ich in's Zuchthaus. So iſt die Welt. Ehe ich aber hinkomme, geht noch ſo manche Unſchuld und noch manche Geldbörſe verloren.

— Wo wohnen Sie?

— Im Voigtland. Sie können mich nicht beſuchen; es hat dies ſeine Urſachen. Doch wenn ſie mich hie und da ſehen, — es geſchieht Ihnen nichts. Sie ſind ein guter Kerl, aber ſtill, ſonſt bürge ich für nichts.

— Und wenn ich für Ihre Kinder ſorge, würden Sie nicht ehrlich werden?

Der Dieb zögerte zu antworten. — Meine Kinder. — Ei, die Schule haben ſie ſchon umſonſt. Man zeigt ihnen den Himmel, aber Brod muß — ich ihnen geben. Dies Mal danke ich.

— Wie heißen Sie?

— Nennen Sie mich Flipp.

— Wollen Sie nicht hier einen Thaler nehmen für Ihre Familie? Sie brauchen ſich nicht zu bedanken.

Flipp nahm und eilte raſch fort. — Als er fort war, bereute Raimund ſeine Güte. Er hätte ihn wohl arretiren laſſen können, doch, Zeugen hatte er keine, auch keinen Beweis. — So ließ er's.

7.

Raimund kam nun oft zu Minna und ihrer Mutter. Ob dieſe Abſichten auf ihn hatte, wußte er nicht genau. Sie behandelte ihn jedoch mit vieler Zuvorkommenheit und richtete es immer ſo ein, daß er kam, wenn der Vater nicht zu Hauſe war. Er verbrachte aber in dieſem Keller ſehr angenehme Stunden. Minna war eben ſo heiter ausgelaſſen als hübſch und ſie bot Alles auf, um Raimund zu feſſeln. Daß ſie ein Geheimniß beſitze, das ihre Mutter nicht wußte, errieth er gleich den erſten Tag. Auch der Gamin amüſirte ihn zuweilen. Rai-

mund fühlte, daß um Minnas Vertrauen zu gewinnen, er ſelbſt aufrichtig ſein müſſe. Er hatte daher nach und nach ſeine Grundſätze hinſichtlich der Liebe ausgeſprochen, hatte beſonders das Vorurtheil der Welt ins Lächerliche gezogen, die immer auf die erſte Liebe ſpekulirt und Minna hörte dies mit bedeutungsvoller Aufmerkſamkeit an, ſie lächelte ihm ſogar Beifall zu, doch die Mutter war nicht ſeiner Meinung.

Eines Nachmittags, als er allein bei Minna war, und ſehr zärtlich ward, fragte ſie ihn ganz ungenirt, was er eigentlich mit ſeinen ſonderbaren Beſuchen bei ihr bezwecke.

Raimund erwiederte, daß ihre Bekanntſchaft ſo romantiſch ſei, daß ſie einen ganz beſondern Reiz für ihn habe; daß er vergnügt ſei, ſich mit einem Mädchen unterhalten zu können, das eben ſo viel Anſtand als Schönheit beſitze. Da, ſehen Sie, kann man einen ſchönern Fuß beſitzen, als Sie ihn haben.

— Es iſt wahr, verſetzte Minna. Man wirft mir vor, ich habe ihn ſehr klein und ſchön, aber deßwegen ſei es doch der Mühe nicht werth, von Paris nach Berlin zu gehen.

— Ei, warum denn nicht? verſetzte Raimund, ein ſchöner Fuß, der deutſch ſpricht, das iſt ſchon der Mühe werth.

— Und wiſſen Sie, was er ſpricht?

— Ich weiß es. — Ich will es Ihnen ſagen. „Gehen Sie, Sie heirathen mich doch nicht!“

Minna lachte laut auf. — Nun, ſagte ſie, und die Antwort.

— Die Antwort. — Er betrachtete ſie genau. — Schönes Füßchen! Du haſt ſchon einmal geliebt, biſt ſchon Jemand zu

Gefallen gegangen. Die Mutter ſagt zwar, du biſt eine Kirchengängerin geweſen, ich glaube dies aber nicht. Ich glaube eher du haſt auf Kohlen der Liebe geſtanden, als auf den kalten Platten des Predigerhauſes.

— Minna erblaßte. — Doch, verſetzte ſie endlich, iſt das die richtige Antwort nicht. Geſetzt auch, ich hätte geliebt, oder wäre geliebt worden. — Was? —

— Was geht das mich an! wollen Sie ſagen. Hören Sie, Minna, ſagte endlich Raimund, Sie haben mich meinen Reden nach für einen lockeren Burſchen gehalten. Daß ich mich mit ihrem Bruder herumſchlug, hat vielleicht Ihnen auch eine falſche Meinung von mir gegeben.

— O gerade das Gegentheil. — Sie ſind nicht ſtolz wie unſere Berliner. Die würden mich nicht hier im Keller beſuchen, ohne Urſache.

— Nun ja, Sie ſagen alles beſſer wie ich — ohne Urſache. Doch auch darauf ſollen Sie ſich nicht verlaſſen. Ich könnte denn doch eine Urſache haben. Die Herren ſind alle Egoiſten.

— Ach, ja, ſeufzte Minna. — Doch, fuhr Raimund fort, ich bin offenherzig genug, um ſie Ihnen zu geſtehen. Ich habe nie ein Mädchen verführt, und doch habe ich ſchon mehr als zehn geliebt.

Minna lachte wieder laut auf. — Lachen Sie nicht, verſetzte Raimund, Sie ſind die eilfte. — Minna lachte noch mehr.

— Da wären Sie ein ſonderbarer Herr, verſetzte ſie. Andere verführen die Mädchen, ohne ſie zu lieben, Sie lieben

ſie ohne ſie zu verführen. Nun ja. Am Ende glaube ich es. Sie ſind vielleicht nicht ſchön genug dazu. —

— Die ſchönen Herren verführen ſelten Mädchen. Ich wette, Ihr erſter Geliebter war noch häßlicher wie ich.

— Aber, ich habe nie geliebt — Minna, war etwas verlegen als ſie dies ſagte.

— Darin, verſetzte Raimund, habe ich mich nie getäuſcht. Wenn ich ein Mädchengeſicht ſehe, will ich Ihnen gleich ſagen, ob die Liebe darüber gegangen iſt, oder nicht. Die Liebe hat breite ſchwere Räder, und eine Spur läßt ſie immer zurück. Minna ſtellte ſich vor den Spiegel. Ich ſehe nichts, ſagte ſie, aber unwillkürlich wollte ſie mit dem Finger eine Falte an dem Mundwinkel abwiſchen. Raimund bemerkte dies und lachte. Es iſt wahr, fügte er hinzu, dieſe Spur macht oft ein Mädchen noch intereſſanter. —

— Aber ich ſehe gar nicht ein, verſetzte Minna, warum Sie mir ein Geheimniß aufdringen wollen, das nicht iſt.

— Das will ich Ihnen ſagen Fräulein. Sehen Sie, Ich habe geglaubt, die Deutſchinnen lieben anders als die Franzöſinnen. Ich habe mich geirrt. Nur die Deutſchen lieben anders. Die Frauen gleichen ſich überall. Das Offenherzige, Ungenirte, Ungebundene iſt der Deutſchen Sache nicht. Was ich Ihnen da ſage, würde Ihnen kein Deutſcher ſagen. Hören Sie. Ob Sie noch die Roſe Ihrer Unſchuld beſitzen oder nicht, das iſt mir eins. Der Unſchuld Süßeſtes, ſagt ein deut-

ſcher Dichter, den ſie nicht verſtanden,*) iſt, ſie zu verlieren. Doch weiß ich, daß Sie nicht mehr unſchuldig ſind. — Minna ſenkte die Augen. —

— Einem unerfahrenen Herrn gegenüber mögen Sie das verbergen. Ich ſage Ihnen zum Voraus, daß ich keine Abſicht auf Sie habe, daß ich Sie eben ſo achte wie zuvor, und daß, wenn ich heirathen könnte und Sie erwählt hätte, mich dies nicht einen Augenblick hindern ſollte. Ich liebe Sie, weil ich überall die Schönheit und Grazie liebe, weil ich vor Allem die Mädchen aus dem Volke liebe, weil ich Ihnen zeigen möchte, wie man eigentlich liebt, liebt mit dem Herzen und mit dem Geiſte, ich würde Sie noch um deſto mehr lieben, wenn Sie Vertrauen zu mir hätten und mir die Vergangenheit Ihres Herzens aufdeckten. Lieben Sie mich nicht, ſo können Sie mir es dreiſt ſagen. Ich gehöre nicht zu jener Klaſſe Gecken, die ſich von allen Mädchen geliebt glauben. Ich achte und verehre Sie, nach wie vor, bin bereit, Ihnen in Allem mir Möglichen zu dienen. Fühlen Sie aber Neigung für mich, ſo ſagen Sie mir es eben wie eine Franzöſin frei heraus. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht an's Heirathen denke, wiederhole Ihnen aber zugleich, daß ich nie die Gunſt eines Frauenzimmers durch Liſt oder Ueberraſchung genoß. Sie mußte mir ſie anbieten. Und ſo habe ich nie ein Mädchen verführt. Nie hat mir meine Geliebte einen Vorwurf ge-

*) Grabbe.

macht. Alles, was ich verſprach, hielt ich, und was ich nicht halten konnte, verſprach ich nicht.

Raimund hatte in dem Eifer ſeiner Rede Minna's Hand ergriffen, bei dem Schluſſe ſeiner Rede küßte er ſie.

Minna, die ruhig zuhörte und zuweilen den lebhaften Blick Raimund's mied, nahm ſich endlich Muth zu antworten. Das ſind wir hier in Berlin nicht gewöhnt, ſagte ſie. Wir lieben ganz anders. Ich weiß nicht, Sie ſprechen ganz anders. Ich dachte, Liebe ſei ganz was andres.

— Ja, verſetzte Raimund. Sie drücken die Augen zu oder blicken gen Himmel, ich hingegen ſehe die Erde an. Sehen Sie, ich könnte ihnen auch ſentimentale Fadaiſen ſagen, aber es ſind lauter Lügen. Die Liebe iſt irdiſch, das Gefühl irdiſch, das Himmliſche, das man ihnen vorſchwatzt, iſt doppelt erlogen. Erſt muß man die Erde kennen, um in den Himmel zu kommen. Ich ſchwatze Ihnen gar nichts vor, verſpreche Ihnen dieſe und jene Welt nicht, weil ich Ihnen weiter nichts geben kann als das, was ich beſitze, und — ich beſitze gar nichts.

Minna lachte ſchon wieder. — Auch nicht Ihr Herz?

— Das iſt keine ſechs Groſchen werth. Raimund wollte gehen, als die Mutter kam. Das Geſpräch mußte auf etwas Anderes gelenkt werden. Man ſprach von den Tanzſälen, vom Theater, von den Kirchen.

Raimund ſchlug Minna vor, mit ihr auszugehen. — Ja, ſagte die Mutter, ſeitdem ſie nicht mehr in die Kirche geht,

geht ſie ſelten aus. — Gut, ſo gehe ich mit in die Kirche. Später nehme ich ſie mit in's Theater. — Minna ſann lange nach. Endlich willigte ſie ein, Sonntag darauf Raimund in die Kirche zu führen, um ſeine Meinung über den berühmten Prediger zu hören.

8.

In Frankreich und Italien geht man in die Kirchen, um ihre innere Pracht und ihren majeſtätiſchen Bau zu ſehen. Selten geſchieht dies wegen einer Predigt, höchſtens wegen des Predigers, gerade ſo wie man in's Theater geht wegen eines berühmten Comödianten. Die Meſſe kann man jeden Tag im Stillen genießen.

In Berlin, wo die Hauptmeſſe des Proteſtantismus ſein ſoll, iſt es gerade umgekehrt. Die Kirchen ſind alle äußerlich von der größten Unbedeutendheit, manche ſogar groteſk wie die Werderſche Kirche von Schinkel mit ihren Schellenkappen und die Jeruſalemerkirche mit ihrem Bleiſtiftthurm. Deſto mehr verdient der Geiſt, der in ihnen gepredigt wird, Berückſichtigung. Raimund, obſchon ſelbſt zu keiner poſitiven Religion gehörend, achtete doch jede Religion und ihre Vertreter, inſofern ſie zum Zwecke haben, die Menſchen zu tröſten, ihre Leiden zu mindern und ihr Glück zu erhöhen, ſei es durch moraliſche oder phyſiſche Mittel. In proteſtantiſchen Ländern glaubte er dies eher möglich als in katholiſchen, weil da der Prieſter mehr

Mensch sein kann, den Geist nicht zu verdammen braucht und das Menschliche mit dem Himmlischen, das oft unmenschlich ist, versöhnen kann. Er freute sich daher, in einer Stadt zu sein, wo er sogar den Priester seinen Bruder nennen konnte, wo er ihn in der Gesellschaft und nicht über der Gesellschaft fand. Seine Täuschung aber war um so größer und auch um so schmerzlicher. Es hatte dies für ihn eine tiefe Bedeutung, denn er verzweifelte dadurch an der ganzen heiligen Mission der Religion, wie sie jetzt gänge und gäbe ist, wie sie sich jetzt überall zum Lakaiendienst des krassesten Papismus hergiebt, sei es, unter welcher Form es sei.

Er ging mit Minna in die Kirche. Sie war klein, aber besetzt. Es waren übrigens mehr Damen als Herren darin, und die Gesichter fielen ihm noch mehr auf. Es lag eine wirkliche oder geheuchelte Melancholie auf all diesen Zügen, und was den Character der Schwermuth nicht an sich trug, trug den der geheuchelten Langeweile. Eine Religion nach Raimund's Begriffen sollte Heiterkeit und was noch mehr, Entzücken auf der Stirn tragen. Nicht vor einen zornigen, sondern vor einen liebenden Vater soll der Mensch treten, und sei es auch nur durch ein Symbol. Aber wie konnte es anders sein. Der Prediger erschien.

Folgendes war der Inhalt seiner Rede:

Der Mensch ist von Natur ein elendes, sündenbeladenes, von sündigen Leidenschaften beherrschtes Geschöpf. Er trachtet nur nach Bösem, nach der Sünde, nach den irdischen fleisch-

lichen Genüſſen. Dieſe Genüſſe aber ſind ſündhaft, fluchwürdig, verdammungsvoll. Die ganze Geſellſchaft beſtehe aus ſolchen genußſüchtigen Elementen, die ganze Geſellſchaft ſei ſittenlos und ſtrafbar vor Gott. Der Menſch als Menſch ſei gar nicht würdig, nach dem Himmel zu ſchauen, er iſt ſündenbefleckt, er iſt unrein, er iſt thieriſch. — Nach den erſten Sätzen ſetzte der Prediger den Menſchen noch gar unter das Thier. Raimund hätte in dieſem Augenblicke den Himmel und die Erde, beſonders aber Vater und Mutter verwünſchen müſſen, die ihm das Leben gaben — aber, ſo fuhr der Prediger fort — der Menſch wurde erlöſet durch Jeſum Chriſtum. Durch ihn kann er ſich das Himmelreich erkaufen, durch ihn, den Vermittler, werde Gott es ihm verzeihen, daß er ein ſündiger Menſch ſei — Aber nicht allein die Unſterblichkeit, die Seeligkeit, ſoll ſich der unglückliche, von der Natur mißhandelte Menſch erſchmeicheln, ſondern Alles, was er hienieden thut, muß er im Namen Jeſu Chriſto thun. Die Ehe ſei nur keine Sünde, wenn ſie durch die Vermittlung Jeſu Chriſto geſchieht, dann aber ſei ſie heilig. Darum verdienen die Heiden und die Juden nur in ſo fern Erbarmen und Liebe, als ſie Chriſten werden können, und ſo weiter. Raimund, der eine ſtarke Phantaſie hatte, ſah ſchon die Inquiſitionsinſtrumente vor ſich ſtehen, denn ſolche Lehre führt direct zur Inquiſition, muß dahin führen. Ha, dachte er, der Menſch, dieſes Meiſterſtück der Natur, ſoll eine Ausgeburt von Laſter

und Häßlichkeit ſein, das Weib, dieſe Blume des Weltalls, ſoll eine leibliche Sündgrube ſein!

Ha, ſchrie Raimund in ſeinem Innern, ohne weiter mehr auf den mehr italieniſchen als deutſchen Prieſter zu hören, die edelſten Seelen der Griechen und der Römer, die wir in der Schule bewundern, die er ſelbſt der hochweiſe Prediger ſtudiren mußte, ſind lauter verdammte, verfluchte Sündenmenſchen! Die Frauen, woraus die zarten Griechen die Muſen ſchufen, ſind lauter verdammte Phrynen, die ein häßlicher, chriſtlich ſein wollender, herzloſer Prediger mit Füßen tritt! — Und dies wird in einer Stadt geduldet, die ein Muſeum für Millionen bauen läßt, die eine Akademie hat, in einer Stadt, wo Friedrich der Große wandelte, in einer Stadt, die den Luther als Hoheprieſter ihrer Religion anerkannt! Und ſelbſt die Regierungen, die ſie bezahlen, werden nicht von dieſen Männern geſchont! Glauben ſie, man beſſert die Menſchen, wenn man ihnen jeden Tag zuruft, ſie ſeien ein laſterhaftes ſündenbeladenes Gezücht, das nicht würdig iſt, in die Sonne zu ſchauen? Welche Erniedrigung! Welche Gotteslästerung! Nein, platzte endlich Raimund auf — das iſt denn doch zu arg. Das hätte ich in Rom ſchon hören können, dazu brauche ich nicht nach Berlin zu gehen, nach dieſem ſogenannten nordiſchen Athen? Hier iſt der wahre Geiſt der Evangelien weniger zu Haus als in Madrid, wo ehmals die Inquiſition war. So verbrennt ſie denn in Gottes Namen, dieſe elenden Menſchen, die nicht einmal die Stelle eines Thieres in der Schöp-

fung einnehmen, und alle die, die Geduld und Langmuth genug beſitzen, um Euch anzuhören. Er erhob ſich und wollte gehen,— als ihm plötzlich eine dicke Stentorſtimme hinter ihm zurief, die Andacht der Frommen nicht zu ſtören. Raimund kehrte ſich um. Wie erſtaunte er, als er in dem Zurufenden Flipp erkannte, der in langem Rocke und fromm niedergekämmtem Haare ganz ordentlich daſaß und die Ohren ſpitzte, als verſchlänge er mit der gierigſten Andacht jedes Wort des Predigers. Raimund mußte lachen. Flipp bemerkte dies. — Sie meinen, fuhr Flipp in demſelben Tone fort, Sie ſind im Theater, bleiben Sie ruhig wie jeder andere gute Chriſt. Raimund ſetzte ſich und Flipp verſchluckte ein Lächeln. Als der Prediger am Schluſſe die Seeligkeit des Jenſeits und die Liebe zu Jeſu mit poetiſchen Farben und mit vielem oratoriſchen Talente ſchilderte, bemerkte er, daß Minna eine Thräne abwiſchte. Der Schluß der Rede war noch das Vernünftigſte, wenigſtens vom Standpunkt der Religion aus. Hier erſt bemerkte Raimund, daß der Redner wirklich Talent habe, denn ungerecht war er nicht, und dies beſchwichtigte ihn ein Wenig. Er wußte nur nicht, ob dieſer Mann wirklich ein finſterer Fanatiker oder ein Heuchler ſei. — Für eine proteſtantiſche Kirche hätte er in keinem Falle gepaßt.

Als nach langem Warten, bis die gedrängt volle Kirche etwas leerer wurde, Raimund endlich mit Minna in das Freie kam, klopfte ihm ein Mann auf die Schulter. — Auf ein Wort, ſagte der Mann — es war wieder Flipp. — Sie waren

mit einer Dame da in der Kirche? fragte er. — Ja, warum? — Hat ſie etwa die Börſe hier verloren? Er zeigte eine blaue Börſe vor. Es iſt zwar nicht viel darin, fuhr Flipp fort, aber wenn ſie ihr gehört, nehmen Sie ſie wieder. — Raimund ſtutzte und zuckte die Achſel. — Wollen Sie auch predigen, fuhr Flipp fort, ich habe ſie im Namen Jeſu — gefunden — was wollen Sie — wir ſind alle ſündhaft und mit Laſter gefüttert. Haben Sie es nicht gehört? à propos fremder Herr, Sie ſind ein guter Kerl, ich habe allen Reſpekt vor Ihnen; ſehen Sie, als mir der Streich bei Ihnen mißlang, hatte ich lange Luſt, Sie auf der Polizei anzugeben. Raimund lachte laut auf. — Was lachen Sie? fuhr Flipp fort, heute wären Sie noch nicht in der Kirche, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Doch, Sie dauerten mich. Ich weiß jetzt, wer Sie ſind. Sie wollen Berlin kennen lernen. Waren Sie ſchon auf der Friedrichſtädtiſchen Halle? — Wo iſt die? — In der Krauſenſtraße, dort iſt es faſt ſo amuſant wie hier. — Iſt's etwa ſo, wie im Coloſſeum? fragte Raimund. — I, bewahre, ganz anders. Die Halle iſt jetzt klaſſiſch, die Aula der Berliner Bonvivans. Das Coloſſeum wird eine alte Jungfer, ſie iſt nur noch maskirt ſchön.*) — Raimund hatte nicht Zeit, ſich noch lange mit Flipp zu unterhalten. Minna erwartete ihn. — Er entfernte ſich. Ich ſehe Sie ſchon wieder rief dieſer ihm nach.

---

*) Dieſe Bemerkung machte Flipp gerade 4 Wochen vor dem Brande. Anmerk. d. Setzers.

Unterweges fragte Raimund Minna, wie ihr die Predigt gefallen. Minna antwortete faſt nicht, ſie war ganz in ſich conzentrirt. Es ging ein innerer Kampf in ihr vor, den Raimund wohl ahnte, aber nicht enträthſeln konnte. Sie gingen ſo nach Hauſe, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln. Minna's Geſichtszüge waren ganz verworren und zerſtört. Raimund bemerkte ihr dies — ſie erſchrak.

Als ſie zu Hauſe angelangt waren, befanden ſie ſich allein. Der kleine Schuſterjunge war allein zu Hauſe, ging aber immer fort, ſobald er ſie allein beiſammen ſah. Minna, die ganz eine andere war, ſagte endlich zu Raimund: Ich weiß nicht, warum ich Vertrauen zu Ihnen habe, aber Sie waren immer ſo offenherzig gegen mich, daß ich mich dazu ermuthigt fühle. Ich will Ihnen geſtehen, die Rede dieſes Mannes hat mein ganzes Inneres aufgewühlt. Ich habe geliebt und liebe noch.

Raimund faßte ihre Hand. — Glücklich das Mädchen, das liebt, ſagte er.

— Ja, verſetzte Minna, wenn es wiedergeliebt wird. Ich habe nur Unglück in meiner Liebe erkannt.

— Daß die Frauen aber doch immer wiedergeliebt werden müſſen! rief Raimund aus.

— Das iſt aber auch ganz in der Natur, verſetzte Minna, die ſonſt eine gerade geſunde Vernunft hatte. Was iſt denn ein Mädchen, das nicht wieder geliebt wird? Ein Mann kann ſchon einem Mädchen nachgehen und es mit ſeiner Liebe ver-

folgen. Aber ein Mädchen, das einen Mann verfolgt, wird überall ausgelacht und mißbraucht — ja mißbraucht. — Man hat uns so daran gewöhnt, uns nur lieben zu lassen, daß ich jedes Mädchen, das einen Mann liebt, erwürgen möchte; und bei mir könnte ich damit anfangen, sollte ich anfangen, daß ich aus dieser traurigen Welt komme, wo ein armes Mädchen noch einmal so unglücklich ist, wenn es ein Herz hat. Denken Sie sich, mein Freund, ich will Sie so nennen, gestern war eine Frau bei meiner Mutter und schlug ihr vor — doch ich kann's nicht sagen — ich will's auch nicht sagen. Meine Mutter selbst war wüthend darüber. Die Leute meinen, wir sind noch ärmer als wir sind und da spekulirte ein gewisser Herr auf meine blasse Haut. — Raimund lachte. — Minna hatte aber in ihrer Einfachheit eine so heiße Kritik auf die Gesellschaft geschleudert, daß er darob nachsinnend wurde. Ja, fuhr sie fort, wir Mädchen sollten eigentlich nicht lieben bis wir verheirathet sind, und auch dann uns mehr lieben lassen, aber da spielt einem das Herz manchen dummen Streich. Die Männer kommen nicht mit den Jahren. Ich werde eine Petition an unsern Alten einreichen — Er soll die Herzen abschaffen.

Raimund mußte schon wieder ob dieser heitern Aufbrausung lachen. Wer ist denn der Alte, fragte er.

— Ei, unser König. — Diese Abschweifung hatte Minna etwas ruhiger gemacht.

— Und kann Ihre Liebe nicht mehr gekittet werden? fragte Raimund.

— Nein, verſetzte Minna. Die Mutter hat doch Ihnen erzählt, daß ich eine Kirchengängerin geweſen wäre. Das iſt wahr, aber es hatte eine ganz andere Urſache — ich war verliebt in den Prediger.

— In den Prediger, verſetzte Raimund. Doch nicht in den, den wir heute hörten?

— In denſelben. Ach, Sie können ſich keinen Begriff machen, wie lieb und zärtlich er ſein kann.

— Und doch hat er gegen die irdiſche Liebe gepredigt, hat ſie verdammt, hat ſie Sünde genannt.

— Ja, aber er liebt auch ganz anders, ſeine Liebe iſt heilig und religiös. Raimund ſah Minna ganz ſtarr an, er wußte nicht, war es Heuchelei oder Unſchuld, denn ein Heuchler macht viele. — Und er hat Sie ganz unſchuldig, religiös chriſtlich geliebt, fuhr Raimund ironiſch fort, indem er ihr die Backen ſtreichelte; aber dieſe Backen wären denn doch nicht ſo locker, wenn der Herr Prediger nicht ganz heidniſch oder jüdiſch darauf gepflügt hätte. Er hatte Ihnen gewiß die Heirath verſprochen?

Minna winkte bejahend. Die Sprache verſagte ihr den Dienſt. — Und wenn die Mutter glaubte, Sie wären auf Ihrer Arbeit, nahmen Sie Unterricht in dem Seligwerden für das Jenſeits. Nicht wahr Minna? Und der Herr Prediger machte Ihnen das ganz greifbar faßlich. Minna winkte im-

mer. — Und, fuhr endlich Raimund auf, warum hat der Gottesmann ſein Wort nicht gehalten? Als Proteſtant kann er ſchon ein Menſch ſein, wenn er kein Gott ſein will.

— Eine adelige geſchiedene Gräfin, verſetzte Minna endlich, hat ſich in ſeine Predigten vergafft, und da ſie ſehr reich iſt, ſo hat er ſie geheirathet. Aber es iſt ſeine Schuld nicht. Ich weiß, er iſt gut und liebt mich, aber die Verführung, das Geld, die Umgebung. — Ach, ich bin nur ein armes Mädchen, ich muß mich tröſten, aber ich liebe ihn dennoch und werde ihn ewig lieben.

Es fand eine Pauſe ſtatt. Raimund bewunderte die Liebe dieſes Mädchens. — Und eine geſchiedene, getrennte Gräfin hat er Dir, Mädchen, vorgezogen, rief er endlich aus. Nicht für Millionen erkauft er das wieder, was er an Ihrem Herzen verlor, denn eigentlich wird man im Leben nur einmal recht von einem Mädchen geliebt. Und wenn man ſo unglücklich iſt, nicht bei ihm bleiben zu können, oder ſo ſehr verdorben iſt, um es nicht zu ſchätzen, ſo iſt das Glück auf immer vorüber. — Er wurde düſter und wortkarg. Minna merkte es.

— Ach, ſagte ſie endlich, ſolche Herren wie Sie, giebt es wenig. Die lachen alle, wenn ihnen ein gewöhnliches Mädchen von vergangener Liebe ſchwatzt. Wiſſen Sie, Herr Raimund, daß ich Sie ſehr gern habe! Raimund ſchaute ihr in das große Auge. Ich glaube, Minna, fuhr er endlich fort, daß Du mich freundlich liebſt. Noch mehr, ich glaube: daß Du mir glauben würdeſt, wenn ich dir ſage, daß ich dich

liebe. Ich liebe Dich auch. Aber ich bin kein Prediger, und die Leute ſagen, ich habe keine Religion. Doch ſage ich Dir daß ich keine Frau ernähren kann, wenigſtens deſſen nicht ſicher bin, noch verſpreche ich Dir Treue; denn ich liebe in jedem ſchönen guten Weib das ganze Geſchlecht, noch verſpreche ich Dir die Heirath für die Zukunft, aber ich verſpreche Dir, ein treuer Freund zu ſein und Dich immer zu achten. Du kannſt zu mir kommen, in welcher Stunde es Dir gefällt, ich werde Deine Reize nicht mißbrauchen. So bin ich, Minna. Ich behandle die Mädchen, wie ein Mann in den Jahren. Statt auf ihr Herz durch die Sinne zu wirken, ſuche ich zuerſt ihr Herz zu gewinnen.

— Um deſto eher, auf ihre Sinne zu wirken. Das verſtehen Sie vortrefflich. Ich habe es ſchon gemerkt. Ich glaube, Sie ſchwatzen einem Stein Liebe ein, ohne je das Wort auszuſprechen.

In dieſem Augenblick trat der Vater ein. Ein großer ſtarker Mann. Sind Sie der Herr, fragte er Raimund, von dem mir meine Frau und meine Tochter ſo oft ſchwatzen? Sie haben ſich mit meinem Jungen herumgeſchlagen.

— Ja, verſetzte Raimund. Minna ging die Thüre hinaus. Sie ahnte ſchon, was kommen werde, und ſchämte ſich.

— Nun, fuhr der Mann fort, ſo bitte ich Sie höflich, mein Haus zu meiden, und wenn Sie wieder kommen, werfe ich Sie hinaus. Bin auch in Paris geweſen.

— Dazu brauchen Sie nicht in Paris geweſen zu ſein, verſetzte Raimund. Grob kann man in Berlin ohnedies ſein, wenn es ſein muß.

— Was grob! verſetzte der Mann. Sie ſind vielleicht ein reicher Herr, mein Mädel iſt arm. Es hat weiter nichts als ſeinen Ruf. Da giebt's gleich Geſchwätz, alſo verſtanden!

— Das iſt etwas Anderes. Darin gebe ich Ihnen vollkommen recht und Sie handeln als ein braver Vater!

— Nicht wahr? Sie heirathen ſie doch nicht?!

— Ich bin nicht reich. — Ei, verſetzte der Alte. Sie ſind ein braver Kerl, Sie geben mir doch Recht.

— So Recht, daß ich nicht mehr hierher komme.

— Nun das thut mir leid. — Beide lachten.

— Es thut mir auch leid, verſetzte Raimund, aber Sie haben doch recht.

— Nicht wahr, ich habe Recht? Ich weiß es wohl, ich habe immer Recht. Adieu, rief Raimund, und entfernte ſich.

— In Gottes Namen, verſetzte der Alte. Man ſieht gleich, fuhr er fort, wer in Paris war; der gab mir gleich Recht aber weder die Mutter noch die Tochter geben mir Recht.

Es war das erſte Mal, daß ihm Jemand Recht gab. Ja auch dies Mal machten ſie ihm harte Vorwürfe über ſeine Grobheit. Aber er hatte doch Recht, der alte Soldat!

9.

Eigentlich war dieſer **Deus ex machina** Raimund ſehr willkommen. Er wußte erſtens, daß die erſte Liebe eines Mädchens gerade wie die reiſe Blüthe eines Baumes iſt, die den erſten beſten Wanderer durch ihren heißen Wohlgeruch beglückt. Die erſte Liebe iſt eine Liebe ohne Urſache. Sie iſt mit ſich ſelbſt ſchwanger und ſucht ſich zu entäußern, wie ein neuer Bienenſchwarm, der ſich auf die erſte beſte Hecke feſtſetzt. Iſt die Entäußerung dieſes Gefühls gewaltſam abgebrochen, ſo kann dies leicht ein Menſchenleben koſten, wenn ſie ſich nicht die Zeit nimmt, um ſich durch die Zeit heilen zu laſſen; findet aber dieſe Liebesnothwendigkeit einen andern Gegenſtand, der den erſten erſetzt, ſo klammert ſie ſich um ſo feſter daran, weil ſie jetzt bereits ſchon das bittere Gefühl des Verluſtes kennt, und es fürchtet. Die erſte Liebe iſt ganz Vertrauen, daher wird ſie am Meiſten getäuſcht, die zweiterſte iſt vorſichtiger, und für den Umſponnenen weit gefährlicher.

Raimund nun ſah die Mädchen eher mit dem Herzen als mit den Augen an, er legte ihnen durch ſeine Phantaſie oft Eigenſchaften bei, die ſie gar nicht hatten. Er fürchtete daher, Minna wirklich ſo lieb zu gewinnen, daß ihm die Trennung von ihr leid thun würde; er fürchtete noch mehr, Minna würde ſich zu ſehr an ihn attachiren und ihn für treulos hal-

ten, trotz ſeiner Vorbedingungen. Es war ihm daher ſehr willkommen, eine höfliche Ausrede zu haben, um ſeine Beſuche einſtweilen einzuſtellen.

Er begab ſich daher den andern Abend auf die Friedrichſtädtiſche Halle. Dort gings bereits luſtig zu. Raimund erſtaunte ob der vielen ſchönen Mädchen, die er zerſtreut in den verſchiedenen Salons fand. Einige davon waren ſogar graziös, beſonders frappirte ihn ihre Pariſer Toilette, die einfach aus einem ſeidenen Peignoir beſtand. Man tanzte noch nicht, das Conzert war noch nicht zu Ende. Raimund ſtutzte zuerſt über die ſonderbare Ungebundenheit, die hier zwiſchen Herren und Damen herrſchte und die jede Galanterie überflüſſig machte — was ihm durchaus mißfiel. Er ahnte zwar, zu welcher Klaſſe dieſe Mädchen gehörten, aber ſolche Redensarten war er denn doch nicht gewöhnt, denn Raimund war mit jedem Mädchen zärtlich, und gehörte es auch zu der verworfenſten Klaſſe. Statt ſich bis zu ihr zu erniedrigen, ſtrebte er, ſie zu ſich zu erheben, und er fand am Ende, daß in keiner Frauenbruſt die Liebe zur Tugend ganz erloſchen war. Nur verdorbene Herzen, egoiſtiſche Greiſe und geckenhafte Jünglinge kühlen ihr unzüchtiges Müthchen an ſolchen Geſchöpfen, die ſie erſt mit dem Koth ihrer geiſtloſen Zoten bewerfen, ehe ſie ſich ſelbſt Thiermäßig darin herumwälzen.

Er hatte dieſe Bemerkung ſchon in andern deutſchen Städten gemacht. Selten fand er eine Ausnahme, und wo er ſie fand, drückte er dem Unbekannten im Stillen die Hand.

Ein Mann ist leicht zu erkennen, an der Art wie er Frauenzimmer behandelt, die er ungestraft mißhandeln kann, sei es durch Worte oder durch Thaten. Noch eine andere Bemerkung machte er. Woher kömmt es, dachte er, daß diese Mädchen fast alle die Kunst zu gefallen verstehen, während das tugendsame Weib von dieser Kunst gar keine Ahnung hat. Die Ehe ist heilig. Aber sie wird um so heiliger, wenn die Frau ihren Gatten nicht allein durch passive Tugend fesselt, sondern auch durch Leibesgrazie und Anmuth. Es giebt in der Liebe Kleinigkeiten die sehr wichtig sind, besonders für ein Eheweib. Die alten Griechinnen hatten Mysterien, wo die Mutter oder die Matrone den heirathsfähigen Mädchen jede Kunst der Liebe beibrachten; die Französinnen üben ihre Leibesbewegungen und ihre Liebeskünste von Jugend auf, die Grazie zwar läßt sich nicht erlernen, aber es giebt denn doch eine Kunst der Liebe, die gewisse Frauen durch Erfahrungen und Beobachtungen auf einen hohen Grad besitzen, und die für eine glückliche Ehe sehr vortheilhaft sind. Es giebt Französinnen, in deren Toilettenboudoir nie der Ehegatte selbst dringt — und mit Recht! Was so ein Mädchen studiert, um Allen zu gefallen, sollte das tugendhafte Weib studieren, um Einem zu gefallen. Ein Mann läßt sich so leicht fesseln. Eine Bewegung, eine Herausforderung mit darauffolgender Abweisung, ein Blick, ein Nichts hält ihn fest, — gerade wie jener spanische Ochs, der zum Kampfe gereizt, sich auf den Taureador losstürzen will und den eine Bewegung irgend ei-

nes aufflatternden Taſchentuchs umkehren und ſtillſtehen macht. Dieſe Kunſt gehört freilich zu den Myſterien der Ehe, aber ſie ſollten den braven Eheweibern kein Geheimniß ſein. Nichts wird ſo leicht langweilig, als die paſſive, deutſche, treue Liebe, und die deutſche Tugend iſt nicht einmal neutral, ſie iſt rein paſſiv. Wer das nicht glauben will, der reiſe nach Paris oder nach Venedig, aber er muß die Landesſprache geläufig ſprechen.

Kaum hatte Raimund die Tour durch die Säle gemacht, wie durch den Tunnel, ſo erblickte er Flipp, der ganz fein geputzt einherſtolzirte. Er ging auf ihn zu. — Daß Sie ein .... ſind, ſagte er ihm, weiß ich, daß Sie aber ein Lügner ſind, wußte ich nicht.

— Was meinen Sie damit?

— Sie ſagten mir, Sie hätten Frau und Kind, und ich ſehe Sie ſind ledig.

Ja, verſetzte Flipp. Ich bin ſo ledig, daß ich hier mit zwei Mädchen bin, die mich bezahlen.

— Die Sie bezahlen? — Allerdings. Ich bin ihr Poussier, ich tanze mit ihnen, trinke Champagner mit ihnen, und wenn ſie gerade nicht per Zufall anderswo die Nacht zubringen, ſo bringe ich ſie nach Hauſe.

— Schönes Handwerk das! — Ich hätte Sie für mehr Mann gehalten, ſogar als ....

— Glauben Sie, das Handwerk eines Diebs ſei einträglich genug, um davon leben zu können? Durchaus nicht. Von Eurer

Preßfreiheit über 20 Bogen kann ich auch nicht leben. Wir werden noch mehr bestohlen, als die, die wir bestehlen. Und dann die freie Concurrenz! Ich bin es auch müde. Ehre bringt es ohnedies nicht. Man verachtet jetzt sogar die Diebe, schwärmt für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit.

— Aber warum haben Sie denn gelogen? Ich habe mich erkundigt. Berlin besitzt wohlthätige Anstalten genug für Arme und Kinder.

— Flipp lächelte. Gesetzt, sagte er, diese Kinder gehören meiner Schwester, was kann für sie geschehen? Sehen Sie diese Mädchen hier an. Die alle können lesen und schreiben, die Meisten haben dies umsonst gelernt. Auch sind sie trotz der Armuth groß und schön geworden? Wohin geriethen sie? Sie müssen sich alle prostituiren. Mit der Schule wird nichts ausgerichtet. Brod muß man haben, und wenn man jung und schön ist, will man auch ein Kleidchen und auch einen Mann. So lange das nicht gesichert ist, nützt alles Predigen, alles Donnern, alles Fluchen nichts. Die armen Dingerchen können nicht alle warten, bis sie Commissionsbraut werden. — Ich meine Missionsbraut. — Ja, wenn sie in Syrien wären, da würde man für sie sorgen! Jetzt haben sie hier eine Magdalenanstalt. Das ist schon ein Fortschritt. Alles was lebt, will leben und genießen. Die Klöster konnte man abschaffen. Die Prostitution ist unabschaffbar, so lange es Elend, Noth, Schönheit und Jugend beisammen giebt, und so lange die Männer, wie bei uns, für Geld, das sie Mitgift nennen, ge-

kauft werden. Die beste Religion für ein Mädchen ist ein junger Mann, der sie ernähren kann! Sonst kennen sie keine!

— Sagen Sie doch dies der Vossischen Zeitung, versetzte Raimund. Die katalinisirt die Halle und das Colosseum immer.

— Alte Böcke, die im Stillen doch selbst hierher kommen. Ist das nicht — die Zeitung, wo Herr Rellstab den Lamartine schulmeistert?

— Beschäftigen Sie sich auch mit Politik?

— Ei, aus lauter Langweile. Ich fühle mich übrigens zu einem Diplomaten geboren. Sie wissen, daß ich so ein Halbgelehrter bin. Meine Gedichte sind schon bereit, wenn ich geköpft werden werde. Ich habe sie einem loyalen politischen Dichter vermacht. (Es trat ein bildschönes Mädchen ein) Sehen Sie, fuhr Flipp fort, indem er den Arm Raimunds ergriff, — ich will Ihnen die Geschichte dieses Mädchens erzählen. Sie ist von Stettin, von armen honetten Eltern, gerade wie ich. Als sie 10 Jahre alt war, schickten ihre Eltern sie hierher, um in Condition zu treten. — Ihre Condition war voraus bei einer sehr hohen Herrschaft festgesetzt. Doch, die Madame fand sie zu schön für ihren Mann, und nahm sie nicht. Sie suchte anderswo unterzukommen. Ueberall war sie zu schön, endlich trat sie in eine Conditorei ein, als Conditormädchen. Obschon brav und unschuldig, erlaubte sich doch ein Jeder ihr Vorschläge zu machen. Sie hörte da sonderbare Dinge. Endlich verliebte sie sich in einen jungen Doktor. — Kaum wußte das der Conditor, so schickte er sie fort, denn sie

war nicht mehr — jedem Herrn ſo galant und gab einigen Gäſten doppelte ſtatt einfache Portionen. Uebrigens wurde ſie zuweilen auch grob. — Die Liebe macht ſtolz und grob. — Nun wurde ſie krank, denn ſie war auch noch wüthend eiferſüchtig. Ihr Doktorchen mußte verreiſen. — Ich glaube wahrhaftig, man ſtahl ihm auch ſeine Kleider — und ſie kam in die Charité! Wiſſen Sie wo die iſt? Neben der Thierarzeneiſchule die ein Pallaſt [illegible] ſie iſt, da in der Louiſenſtraße. Die Biene, ein gutes Berliner Lokalblatt, behauptet: in der Charité werden die Menſchen wie Hunde und gegenüber die Hunde wie Menſchen behandelt. Das hätte auch einen guten Biſſen für die Berliner Anatomen gegeben; denn wer ſich kein Grab bezahlen kann, kömmt in die Anatomie. An den Armen lernen die Bemittelten die Reichen kuriren. So iſt die Welt. Aber Betty, ſo heißt ſie, kam trotz der Charité und den Aerzten davon. Nun war ſie ohne Hülfsquelle. Sie ließ ſich entreteniren, erhielt 15 Thaler monatlich und Logis frei. Die Summe reichte nicht, ſie ging ins Coloſſeum und jetzt iſt ſie hier. — Betty! rief ihr Flipp zu — [illegible]e Herr hier ſagte ſo eben, du ſeieſt noch ſehr ſchön. — Noch? ſagte das Mädchen traurig und entfernte ſich nachſinnend. Der Tanz begann durch eine Polonaiſe und dann Galopp. Hu, welch ein Tanz! Daß ſie nicht alle hinſtürzen! dachte Raimund. Sogar den Walzer ſchleifen ſie jetzt mephiſtopheleſartiggaloppirend. Es liegt eine Wuth, eine **berauſchende** Wuth in der deutſchen Jugend, die ihr Ziel gar nicht kennt. So tanzt nur ein

uncivilirtes oder übercivilisirtes Volk. Was der jetzige Cancan dem Contretanz in Paris ist, ist der jetzige Walzergalopp dem ehemaligen Walzer. Es liegt eine ganze Revolution in diesem Tanz. Raimund sah lange zu. Flipp galoppirte mit Betty und mit einem andern Mädchen wechselweise. Er hieß dies, auf Gastrollen tanzen. Letztere stellte er ebenfalls Raimund vor, indem er ihr sagte, hier sei ein Herr aus Paris, der ihr vorgestellt zu sein wünsche. Dies Mädchen hieß Marie und war eben so schön als dumm.

— Sehen Sie, fuhr Flipp fort, alle diese Mädchen kenne ich nach ihrem Namen, und weiß auch wo sie wohnen. Meistentheils sind sie als Magd oder Kammermädchen eingeschrieben. Hier sitzen ihre Mütter, es giebt kattunene, seidene, und mousselinedelainene Mütter. Je nach ihrem Kleide können Sie die Mädchen abschätzen. Es sind die schönsten Mädchen in Berlin, aus den Provinzen meistentheils gebürtig. Hier haben Sie auch die zwei schönen Jüdinnen mit ihren kleinen Gesichtchen und feinen Zügen. Es sind keine so schöne Augbraunen da, als diese Eine hat. Sie gehen hierher, um sich ihr Putzgeschäft weiter halten zu können. Oder vielleicht haben sie ein Putzgeschäft um hierher zu gehen. Es scheint, die Tanzmusik ist ihnen lieber als die christliche Taufe. Die Polizei kennt sie freilich. Hier steht der Herr Polizeirath ....., der sucht wahrscheinlich Spitzbuben. — Warten Sie, ich will meine Handschuh anziehen. — Raimund mußte lachen. Neben ihm steht ein junger Mann, der hat vergangene Woche 6000

Thaler auf der Bank in Cöthen verloren, iſt in jenes Mädchen verliebt, das Sie jetzt mit dem häßlichen Herrn walzen ſehen. Sie heißt Helene, wohnt. . —

— Merci, ich bin gar nicht neugierig. — Er hat ſie heirathen wollen, hat ſie zu ſich genommen und das Mädchen wollte nicht, lief von ihm und zieht es vor, in der Köpnikkerſtraße No. — zu wohnen.

— Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich nicht neugierig bin.

— Hier vereinigen ſich alle Stadviertel. Die Linienſtraße, die Schönhauſer-, die Köpnicker-, die Jakobs-, Mauer-, Schützen-, Krauſenſtraße und ſogar die Markgrafenſtraße ſehe ich dort ſpazieren gehn.

Sehen Sie jenes geputzte Herrchen dort? Das iſt ein Spion. Wenn etwas hier vorfällt, können Sie ſicher ſein, daß ders am Erſten — nicht weiß.

Sehen Sie den Alten da? Der hat all ſein Vermögen an Frauen verzeudet und iſt nie geliebt worden. Aus Erbarmen für ſeine vergangenen Dienſte darf er hin und wieder ein Mädchen am Arm kneifen. — Es ſchlug zwö[illegible] und es trat eine Pauſe ein.

Während der Pauſe gingen die Meiſten in den Tunnel, wo ſchlecht geſpeiſt und getrunken wurde, aber Alles in Orgien ausartete. Raimund ſah Mädchen von 14 bis 15 Jahren, die blos um dies Nachteſſen und um ein Glas Champagner hierherkamen. In Frankreich gehen ſie nur zu Tiſche, um heiter der Liebe zu fröhnen, in Berlin giebt es unglückliche

Geschöpfe, die sich für ein Glas schlechten Champagners prostituiren. Während der Pause warfen einige Herren von den Gallerien Papilloten in den Saal für einige Mädchen. Als Raimund sich bückte, um eine aufzuheben und sie, versteht sich, der sich um sie Bestrebenden zu geben, stellte diese rasch ihren Fuß darauf, aus Furcht, er möchte sie für sich behalten. Dieser kleine Umstand belehrte ihn mehr als alle Worte über die Galanterie, die in diesen Cirkeln herrscht. Es wurde ihm heiß um die Stirn, Raimund langweilte sich immer in solchen Palästen des Lasters, wenn er nicht Hoffnung hatte, irgend ein verlorenes Schaaf aus dieser krätzigen Heerde zu retten, und er wollte den Saal verlassen. Als er in das letzte Zimmer trat, kam ihm aus der Garderobe ein Mädchen entgegen, das ihm durch einen Blick alles Blut in den Adern herumpeitschte. Es war dies eine schlanke Elfengestalt, eine Dunkelbrünette, mit dem ausdrucksvollsten, reizendsten Gesicht, das er je gesehen hatte. Nicht Einzelheiten fielen ihm an ihr auf, sondern ihre ganze Erscheinung. Venus selbst hätte nicht schöner einhergehen können, noch Diana einen keuschern Blick unter den langen Wimpern, ihren Verfolgern zuschleudern. Wie ist es möglich, daß solch ein Mädchen in die Friedrichstädtische Halle kommt? dachte er. — Ist Schönheit und Grazie nur da, um dem häßlichen Laster anheimzufallen? Ein jeder Andere hätte sie kühn angeredet, denn sie war schon von mehreren Herren umringt; aber Raimund war trotz seiner freien Offenherzigkeit schüchtern, besonders da, wo er anbetete. Lange beobachtete

er ſie im Stillen mit heiliger Scheu, ſie merkte es auch, und ihre Blicke trafen ſich oft und zündeten auch. Endlich lief er fort, packte Flipp im Tunnel auf, riß ihn von ſeinen Mädchen und führte ihn in das Vorzimmer, wo jenes Mädchen ſaß. Sage mir nun, wer die iſt, rief ihm Raimund zu, Du kennſt ja alle, die muß ich retten.

— Sind Sie denn reich? fragte Flipp ironiſch. Hier rettet man nur mit Thalern.

— Ich rette ſie mit dem Herzen. Ich will ſie lieben.

— Guter Freund, ſagte Flipp lachend, Sie ſind ein Narr aus dem zukünftigen Jahrhundert. 1813 rettet man mit dem Herzen keine Berliner Ratte.

— Ratten nicht, aber Mädchen. Sag, wer ſie iſt?

— Die iſt ganz neu, und wie ich ſehe noch gar nicht ausgepackt.

— Du kennſt ſie alſo nicht? — Nein, Mylord.

— So gehe zum Teufel ſammt Deinem Spitzbubenwerk. Biſt vielleicht auch ein Spion.

— J, Herr Jeſes, wie Sie Feuer fangen! Ich glaube gar, ſie hat Alles gehört.

Und nun Adieu. Ich werde es ſchon erfahren. Was unſere Bekanntſchaft betrifft, ſo hoffe ich, daß wir uns heute zum letzten Male geſehen haben. Flipp blieb nachdenkend ſtehen. Hören Sie, ſagte er endlich, ich bin nicht ſo ſchlecht, als ich mich ſtelle. Kommen Sie ein Wenig mit mir. — Sie gingen auf die Gallerie. — Es iſt wahr, ich habe bis jetzt ein ſchlechtes Handwerk getrieben, und nicht allein die Noth, ſon-

dern auch meine Leidenſchaft hat mich dazu getrieben. Seitdem Sie mir ſo offen begegneten, als Sie mich ertappten, ſeitdem Sie ſo großmüthig waren, mich gehen zu laſſen, und mir noch einen Thaler ſchenkten, habe ich über meine Lage nachgedacht. Ich bin noch jung, habe noch kein Verbrechen begangen, kann mich noch beſſern. Ich habe geſtern an meinen Großvater in Iſt an der Oder geſchrieben, habe ihm manches geſtanden, wenn er mich aufnimmt, trete ich wieder in die Geſellſchaft als ehrlicher Menſch ein. Dieſes Treiben, dieſe Mädchen, dies Leben habe ich ſatt. Ich bin jetzt 30 Jahre alt, es iſt Zeit, daß ich an die anderen dreißig denke. Hätten Sie mich vorige Woche auf die Polizei geführt, ich glaube, der Widerſtand, der Haß, die Rache hätte einen Verbrecher erſten Ranges aus mir gemacht. Ich danke Ihnen für Ihre Großmuth, Sie haben mich gerettet.

— Iſt das wahr? ſchrie Raimund. Lügſt Du nicht?

— So wahr wie Sie dieſes Mädchen hier lieben wollen. Wenn ich Witze reiße, ſo iſt das ſo meine Art. Ein Jeder ſucht in einer ſchlimmen Lage ſich darüber durch Ironie hinweg zu ſetzen. Die andere Woche verlaſſe ich Berlin.

So reiſe in Frieden. Und wenn es Dir an nöthigem Geld fehlt, ich bin nicht reich, aber ein Drittheil meines Vermögens ſteht Dir frei.

— Tauſend Dank, verſetzte Flipp. Ich heiße eigentlich Philipp, Anton. Doch zuerſt noch verſchaffe ich Ihnen dieſes Mädchen. Meine Freunde werden ſie ſchon kennen. Es iſt heute

zum erſten Male da. Es iſt Schade dafür, wie Sie ſagen, in zwei Monaten iſt ſie blaß wie Louiſen's Limonade.

— Nicht um ſeine Schönheit iſt es Schade, verſetzte Raimund, ſondern um ſeine Grazie. Grazie zeigt Herzensgüte an, Sie ſehen, daß man in Berlin nicht allein Ratten, ſondern auch Spitzbuben mit dem Herzen retten kann.

— Zuweilen, verſetzte Philipp, vergeſſen Sie aber nicht, daß unſere gewöhnlichen Diebe ganz große miſerable Philiſter ſind. Dies auch hat mir ſie eklig gemacht.

— Vielleicht iſt das die einzige Urſache Ihrer Reue. Dem ſei, wie ihm wolle. Ich danke Ihnen — Raimund duzte ihn nicht mehr. Sie haben mir einen ſchönen Abend verſchafft. — Er entfernte ſich, nachdem er Philipp die Hand gedrückt. Aber an der Thüre blieb er noch bis halb drei ſtehen und ſah jenes Mädchen mit den langen Wimpern an.

Den andern Morgen ſchrieb Flipp ihm folgenden Brief:

„Jenes Mädchen heißt Emilie, iſt ſchon ſeit zwei Monaten in Berlin, war Kammermädchen bei einem Oberſt, wurde wahrſcheinlich von ihm verführt, wohnt jetzt . . . . No. . . in einem ſehr ſchönen Logis, wo ſie wahrſcheinlich un....halten wird. Ich habe mit ihr von Ihnen geſprochen. Sie haben durch Ihre Zurückgezogenheit einen guten Eindruck auf ſie gemacht. Sie iſt noch nicht verdorben, doch halte ich wenig auf ſolche Rettungsverſuche. Ich kenne dieſe Mädchen ſchon ſeit 10 Jahren. Unter Hunderten wird eine dem Sc[illegible]lamme entzogen. Ihre Geliebten ſind meiſtentheils reiche Philiſter,

die ſie abſichtlich noch mehr hineinſtoßen. Wenn die Proſtitution nicht wäre, unſere reichen Philiſter, beſonders die verheiratheten, die ſo fürchterlich gegen ſie donnern, würden ſie erfinden. Ich reiſe wo möglich in acht Tagen ab, bedarf keines Geldes. Haben Sie das Mädchen geſehen, mit dem ich geſtern ſpeiſte? — Ich werde Ihnen eine ſonderbare Geſchichte erzählen, die Sie ſehr intereſſiren wird. Ich fühle mich ſchon ganz ehrlich. Du lieber Gott! Heut zu Tage muß man ordentlich ein Spitzbube ſein, um ehrlich durch die Welt zu kommen!

ci devant Flipp."

10.

Raimund war nichts weniger als ein Tugendjäger. Jung, heftig, leidenſchaftlich wie er war, aber dennoch zärtlich, verſchwiegen und unterworfen, keck während des Kampfes und beſcheiden nach dem Siege, hatte er ſo manchen Succeß bei Frauen gehabt, und auch er liebte den Genuß und kannte keinen größeren, der Natur angemeſſeren als den der Liebe. Aber eben dieſe Zärtlichkeit, dieſe bis in's Tölpelhafte übertriebene Gutmüthigkeit, die er bei jedem Mädchen an den Tag legte, hatte ihm ſchon ſo manchen dummen Streich geſpielt. Ein einfaches unſchuldiges Mädchen iſt leicht zu durchſchauen, dem iſt nicht mehr ſo bei Weibern und Frauen, die die Männer kennen. Sie werden liſtig, pfiffig und falſch, ſie ſtudiren jede Schwachheit des Mannes und man kann von ihnen ſagen, der Geiſt kommt über Nacht.

Oft schon wurde diese seine Güte mißbraucht, oft schon heuchelte man ihm Tugend unter der Larve des Lasters und oft schon wurde er wegen seiner Gefühle, die er jedem Mädchen beilegen und einschwatzen wollte, geradezu ausgelacht. Das hinderte ihn aber nicht, zu bleiben wie er war. Hätte er seine Grundsätze ändern wollen, es wäre ihm unmöglich gewesen und wenn er auch nicht mit List, mit gleichen Waffen kämpfte, so konnte er es doch mit Güte und mit dem Herzen.

Raimund liebte Emilie, mehr aus Leidenschaft und aus Bewunderung für ihre Schönheit als aus Tugend. Vielleicht waren seine Tugendmotive reiner Egoismus, vielleicht war es bloße Eifersucht. Er drang deswegen nicht in sein Herz, er wollte sie sehen, sie sprechen und auch von ihren Reizen nippen. Doch die Art, wie er einem Mädchen seine Absichten zu erkennen gab, war immer von der gewöhnlichen verschieden, und diese Art, diese Manieren brachten ihn unwillkührlich auf einen andern Weg, auf andere Mittel und oft zu einem besseren Zweck.

Er hätte geradezu dieses Mädchen besuchen können, doch es war ihm das zu philisterhaft, zu geckenhaft. Raimu. hatte die Erfahrung gemacht, daß in jeder Lage des Lebens man nichts dabei verliert, wenn man den Schein rettet und sei es auch vorerst nur Schein. Er führt oft zu Besserm, Gediegenerem und oft zur Tugend.

Er schrieb ihr daher einen Brief, worin er den Eindruck schilderte, den sie auf ihn gemacht, und bat sie um die Er-

laubniß ſie ſprechen zu dürfen. Er hatte ſich feſt vorgenommen, ohne Antwort ſie nicht zu beſuchen. Dieſe blieb etwas lange aus, doch erhielt er zwei Linien einige Tage ſpäter, worin ſie ihm erlaubte, ſie an einem Nachmittage zu beſuchen.

Ich wiederhole, daß Alles dies überflüſſig war, aber ſo war Raimund. Als Raimund in ihr Zimmer trat, bewunderte er vor Allem die Reinlichkeit und Ordnung die er hier fand, und die bei ſolchen Mädchen ſelten iſt. Sie ſelbſt ſaß in einem reizenden Neglige und ſtopfte Strümpfe. War letztere Beſchäftigung eine Wahrheit oder eine Heuchelei? hatte Emile Raimunds Charakter ſchon errathen? dieſe Mädchen ſind ſo liſtig.

Raimund unterhielt ſich mit ihr vier volle Stunden in einem Tone, als wäre ſie die Tugend ſelbſt. Emilie ſchwatzte recht angenehm. Sie war nicht ſo witzig wie Minna, hatte gerade ſo viel Verſtand, um nicht als dumm zu gelten, dennoch ſtockte die Unterhaltung nicht. Wenn zwei junge Leute von verſchiedenem Geſchlechte von Liebe ſprechen, ſo kann die Welt darüber untergehen, ſie hörens nicht. Raimund erzählte einige Geſchichtchen aus ſeiner erſten Jugend, die Emilie mit vielem Intereſſe zuhörte. Als er fortging, bat er um die Erlaubniß, ſie wieder beſuchen zu dürfen, was ihm gewährt wurde.

Den andern Tag kam er wieder. Er hatte ihr ein kleines Geſchenk gekauft, wollte es ihr gerade geben, als man an der Seitenthüre klopfte mit den Worten, der Papa ſei da. Er entfernte ſich raſch, nicht ohne Gefühle der Eiferſucht. Emilie ſchien ihm immer ſchöner, reizender und liebenswürdiger.

Den dritten Tag kam er wieder, ohne eingeladen zu ſein. Iſt der Papa nicht da? fragte er. Emilie ſchämte ſich zu erröthen. Doch Raimund hatte ſchon einige Macht über ſie, theils durch ſeine Geiſtesüberlegenheit, theils durch ſein Benehmen. Das Geſpräch wurde nun inniger, vertrauter, Raimund ſprach von Emiliens Zukunft, erzählte ihr auch einige wahre und einige erdichtete Geſchichten von Mädchen ihres Standes und zwang ſie zuletzt ſein Geſchenk anzunehmen. Dies Mal blieb er zwölf Stunden bei ihr. Er verſprach ihr Bücher zu leihen und ſchickte ſie ihr. Sein ganzes Benehmen war das eines zärtlichen beißen Liebhabers.

Er beſuchte ſie noch einige Male. Emilie fühlte ſich in ſeiner Gegenwart bald mehr als ſie ſelbſt war. Sie glaubte ſich ſeine reine Geliebte, ſie glaubte ſich tugendhaft; denn ein Mädchen mag noch ſo laſterhaft ſein wie ſie wolle, die Idee der tugendhaften Liebe, ſchwebt immer wie ein Geſpenſt vor ihr her. Das wußte Raimund. Denn auch das verworfenſte Mädchen fühlt die Nothwendigkeit Einen anders als g öhnlich, d. h. mit dem Herzen zu lieben. Raimund wollte nur bei Emilien ſehen, ob er der Erſte ſei, denn er liebte ſie jeden Tag mehr. Dieſes jedoch einſehend, theils auch von einigen Bekannten geneckt, denen er ſein Abentheuer erzählte, beſchloß er gleich darauf, dieſes Mädchen nicht mehr zu beſuchen. Es iſt Zeit, dachte er, um meine Empfehlungsbriefe abzugeben, und in die wahre Geſellſchaft Berlins zu dringen.

Aber es war ſchon zu ſpät. Emilie gefiel ſich eben ſo in dieſem galanten Spiel als Raimund, und von Spiel zu Spiel wurde Ernſt daraus. Raimund erfuhr jetzt, daß Emilie von einem alten Juſtizrath entretenirt werde, daß ſie die Noth zwang, dieſen Schutz anzunehmen, und daß dieſer Mann ſelbſt ihr rieth, die Halle und das Coloſſeum zu beſuchen, und ſonſtige Bekanntſchaften noch zu machen. Es ſei ihr aber zuwider beſonders nach der Behandlung einiger Herren, die ſie kennen gelernt hatte. Raimund war nicht reich genug, um Emilie ihrem Freunde zu entziehen, auch traute er ihrem Charakter noch nicht, trotz ihrer Betheuerungen. Aber er konnte es auch nicht dahinbringen, ſie nicht mehr zu beſuchen. Sie war ſo zärtlich, ſo innig, ja ſo züchtig bei ihm, als wäre ſie die Keuſchheit ſelbſt geweſen. Sollte dies Verſtellung ſein? Möglich. — Vielleicht auch nicht. Und da er keine ſichere Abſicht auf ſie hatte, ſo ließ er ſich gehen, wie jeder junge Mann. Raimund ſchämte ſich deſſen übrigens nicht und unſer Zweck iſt es nur die Menſchen beſonders aber die Berliner Verhältniſſe zu zeigen wie ſie ſind, auf die Gefahr hin, ſogar unromantiſch proſaiſch zu werden.

Nach und nach vergaß er Alles und dachte nur an Emile. Oft ſtachelte ihn die Eiferſucht, oft ſchämte er ſich ſeiner Leidenſchaft, dann freuete er ſich wieder, der Geliebte des ſchönſten Mädchens in Berlin zu ſein, ohne die Nebenſorge bei ſolchen Verhältniſſen zu haben. Dieſer Traum, dieſer Rauſch dauerte drei Wochen, er ſollte bald verſchwinden. Rai-

mund und Emilie beſchloſſen auf den Maskenball in das Coloſſeum zu gehen. Es galten dieſe Maskenbälle für die ſchönſten, ungenirteſten und ausgelaſſenſten. Emilie hatte noch keinen Maskenball geſehen und dann war ſie auch mit Raimund noch an keinem öffentlichen Orte. Da ſie aber ſtolz auf ihn war, ſo bewegte ſie ihn leicht dazu, denn auch er konnte ſtolz auf Emiliens Schönheit und Grazie ſein. Auf den Maskenball alſo!

II.

Mit einer kindlichen Freude bereitete ſich Emile zum Balle vor. Raimund beſorgte ihr tauſend Kleinigkeiten, labte ſich an all ihren freudigen Empfindungen und empfand ſelbſt wollüſtige Seeligkeit durch ihre beſondere Art ihre Dankbarkeit auszudrücken. Bei heftigen Eindrücken, und war ihre Urſache noch ſo leichtfügig, machte Raimund oft die ernſteſten Bemerkungen. Man muß, um mit Frauen glücklich zu ſein, nicht mehr von ihnen erwarten, als das was ſie geben können. Das Weib iſt die Quelle aller Luſt, aller Hingebung. Sie hat ein zärtliches Herz, und reizbarere Sinne als der Mann. Carl der XII wäre vielleicht nicht ſo herzlos untergegangen, wenn er die Frauen beſſer zu ſchätzen gewußt hätte, und unſere Frauen wären vielleicht nicht ſo verdorben, wenn ſie nicht meiſtentheils die Affen, die Spielbälle der ältern Männer wären, die mit jedem Jahr mehr, das ſie auf ihre Schulter

laden, die Natur immer freventlicher beleidigen. Die Jugend mag so ausgelassen sein wie sie will, immer ist ihr Vergnügen naturgemäß. Das Wort Liebe entschuldigt viel. Aber das Laster beginnt da, wo das Alter nicht mehr verhältnißmäßig ist, und die meisten dieser unglücklichen Creaturen werden von Männern in den 50 und 60er Jahren von Grund aus verdorben, und dann aber wird sie ein Scheusal der Natur, ein Ungeheuer von Uebermuth und Thorheit. So erzählt St. Simon, daß der unmoralische Louis Segnier eine Geliebte hatte, der er für 1000 Thaler Blumen für ihren Garten schenkte. Den andern Morgen traf er sie, wie sie mit dicken Schuhen auf den schönsten Tulpen herumtanzte, sie zertrat und zerstörte. Ha, sagte sie, ich habe diesen Morgen bemerkt, daß diese impertinenten Blumen es mit meiner Schönheit und meinem Glanz aufnehmen wollen, sie trotzten mir keck, sind diese Nacht alle aufgegangen, haben die schönste Toilette gemacht, um mich zu überstrahlen, ich will ihnen aber zeigen, daß ich Meister über sie bin. Der Alte lachte und zahlte ihr das Doppelte. So hat jene femme entretenue, die Cleopatra hieß, Perlen in Essig eingeweicht, die ohne Geschmack, ohne Annehmlichkeit sind, um mit ihnen Millionen zu verschlucken. — Ha, nicht durch Geld, nicht durch Reichthum erwirbt man sich Lust und Vergnügen bei Frauen. Man muß im Gegentheil, und sei es nur augenblicklich, die Quelle des Glückes durch Feuer und Zärtlichkeit läutern, muß ein Kind mit dem Kinde sein und ein Mann mit dem

Weibe, muß den Ernſt ſowohl als den Spas verſtehen, muß lachen und weinen in Eins verſchmelzen können, muß mit einem Worte alle Phaſen des weiblichen Herzens, alle ſeine Abtheilungen genau kennen, um bis zu ihrem Herzensboudoir zu dringen. Und auch das letzte Mädchen in der Geſellſchaft hat ſo ein Boudoir, nur die Meublirung iſt verſchiedentlich. Sobald aber ein Mädchen von Männern nichts gelernt hat, als Uebermuth, Unnatur und Zügelloſigkeit, und die meiſten lernen dies von alten Männern, dann iſt es auf immer verloren, und nur eine heftige Liebe kann es noch retten, denn die Liebe iſt keuſch und natürlich, iſt züchtig und beſcheiden.

Alle dieſe Bemerkungen machte Raimund, während Emilie Toilette machte und ſich ſo jede Kleinigkeit zu einem Genuſſe ſteigern konnte. Eine Droſchke brachte ſie in die Jakobsſtraße ins Coloſſeum, wo es ſchon ziemlich lebhaft zuging.

Raimund bewunderte vor Allem die Eleganz der Säle, die Galerien, die Orangerie, nur fand er den Haupttanzſaal etwas zu klein, obſchon man in zwei Sälen zugleich walzen kann. Jede Nation charakteriſirt ſich durch ihre Tänze und Volksvergnügen am Beſten. Raimund konnte nie es dahinbringen ſich in einem Ballet zu amuſiren. Dieſes iſolirte Zappeln, dieſes Beinausſtrecken wie die jungen Spahnferkel im Springen, dieſes Herumwirbeln, das Alle aber auch Alle gleichmäßig machen und das die Unnatur und die Unzüchtigkeit ſelbſt iſt, ekelte ihn immer an. Es war dieſes Gefühl bei ihm weder ein religioſes noch ein prüdes, ſondern ein

natürliches. Raimund haßte Alles was Unnatur war. Dann aber konnte er wieder Stundenlang dem Volke zusehen, wie es tanzt und sich belustigt. Die Franzosen, überhaupt die südlichen Völker haben Volkstänze, die Geselligkeit anzeigen. Man tanzt nicht allein mit seiner Tänzerin, sondern auch mit der seines Partners. In Deutschland aber, dem Lande der Isolirung walzt man immer mit derselben Person, bleibt ganz auf sich selbst beschränkt. Es ist dies eine ewige Wiederholung des gewöhnlichen Einerlei. Freilich läßt sich dem Walzer auch eine poetische Seite abgewinnen. Er mag Innigkeit, Treue und Rausch andeuten. Es liegt Kraft und Ausdauer darin. Eine Südländerin würde bei solchem Walzen in der dritten Tour schon in Ohnmacht fallen.

Ein Mädchen nun läßt sich sehr oft im Walzen beurtheilen. Es giebt Mädchen, die gleiten so graziös, so keusch über den glatten Boden hin, daß sie nicht allein ihre Innigkeit, sondern auch ihre Zärtlichkeit der Empfindung andeuten. Die Natur hat dem Aeußern Stempel genug aufgedrückt, um die Geheimnisse des Innern zu errathen. Wir Menschen nur können sie nicht immer enträthseln.

Ein Maskenball in Berlin trägt daher einen ganz andern Stempel als einer in Paris. Dort tanzt der ganze Saal zugleich, es bewegt sich Alles in buntem Taumel, hier gleitet Gestalt nach Gestalt vor einem vorüber und man kann ihnen folgen.

Nun aber wechselt man die Lebensart und die Gesinnung nicht mit der Maske. Der Humor kömmt nicht mit dem Domino, er muß schon voraus da sein und ein Maskenball im Colosseum zeichnet sich durch nichts anderes aus als ein gewöhnlicher Donnerstagsball, wenn nicht, daß einige höher stehende Damen und Herren sich maskirt dahin begeben, um dem wilden Treiben unter der Maske zuzusehen. Hier können allenfalls Intriguen und Verwechselungen stattfinden. Die Frauen verlangen nichts anderes als intriguirt zu werden, die Intrigue ist ihr Lebenselement, aber die Herren haben weder das Aplomb noch den richtigen Takt dazu. Sie sind gewöhnt, hier nur gefällige Mädchen zu treffen, die eher nach ihrer Toilette als nach ihrem Geiste sehen, und handeln auch darnach. Die Tänze in Berlin sind jedoch sehr gemischt. Man tanzt Contretanz und Mazurka, Schottisch und Cotillon, am Wenigsten wird gewalzt. Doch den Contretanz sollten sie fahren lassen, sie haben keine Ahnung davon. Der Cancan hat in Berlin die dreidoppelte Censur passirt Auch ist ihr gewöhnliches Tanzen so disparat wie die 39 Vaterländer. Nirgends Gleichheit, nirgends harmonisches Zusammengreifen. Alles ist isolirt und nur im Walzen und im Galopp sind sie in ihrem Nationalelement. Emilie walzte feenartig und Raimund sah ihr lieber zu, als daß er selbst mit ihr walzte.

Es kamen einige Herren und schrieben ihr den Namen auf die Hand, sie lachte und entfernte sich.

Von Charaktermasken war wenig zu sehen. Was nützt auch ein Charakteranzug, wenn der Geist dazu fehlt. Nur Damen brauchen nicht zu sprechen in Charakteranzügen. Diese Schweizerin, jene Polin ist schön, ohne zu sprechen. Diese wählte ihren Anzug, um ihr schönes langes Haar zu zeigen, jene bezeichnete ihre Taille damit. Das spricht ganz allein.

Unterdeß war dort ein buntes Gewimmel, das Lust und Freude athmete. Man sagte Raimund, daß nach dem Essen und Trinken es noch weit lustiger zuginge. Der Humor kömmt dem Deutschen erst mit Champagner.

Eine schlanke Männergestalt ging auf Raimund zu, drückte ihm die Hand und deutete stumm auf Emilie, indem er ihm memento amori zuraunte. Raimund wollte ihn zum Sprechen zwingen, aber er schwieg, trotz der versteckten Anspielungen Raimund's. Er war übrigens als Trappist verkleidet, was ihn entschuldigte.

Er that dasselbe bei Emilie, was diese in ein großes Staunen versetzte. Zwei reichgekleidete Dominos waren besonders um Emilie beschäftigt, sie tanzten mit ihr und hielten ihr so manche zweideutige Rede. Emilie gab keine Antwort, aus Furcht sich zu verrathen. Raimund hatte sich eben in ein Gespräch mit einer Dame eingelassen, die sehr geläufig französisch sprach, er neckte sich mit ihr über den Berliner Witz und diese antwortete sehr gewandt. „Sie haben ja nicht ein-

mal den Muth", ſagte ſie zu ihm, „mir den Arm zu geben und mich zu Tiſche zu führen. Wenn Sie unſere Herren für ſo ungalant halten, ſo entreißen Sie mich meinem Verfolger hier." — Die Aufforderung war zu bündig, er konnte ihr nicht widerſtehen, oder beſſer entgehen. Er lieh ihr ihren Arm, ſuchte aber doch Emilie auf.

— Hören Sie, ſagte er, ſind Sie eiferſüchtig?

— Bis zur Raſerei. — Es thut mir leid; ich habe eine Dame hier, die mir ſehr am Herzen liegt. — Spricht ſie franzöſiſch? — Nein. — Nun ſo bin ich auch nicht eiferſüchtig, ich kann Ihnen wahrſcheinlich in ihrer Gegenwart beweiſen, wie dumm ſie iſt. — Woher wiſſen Sie das? — Kluge Herren lieben gewöhnlich dumme Mädchen. — Merci für das Compliment. — Warten Sie. — Und wenn ſie lieben, werden ſie gewöhnlich ſelbſt dumm. — Sie lieben alſo jetzt nicht? — Ich werde geliebt. — Ich beneide ſie. — Ich bedaure ſie. — Die Liebe macht alſo du ..? — Ja, weil die Dummheit die Liebe gemacht hat. — Sie ſind alſo kein eheliches Kind. — Sie werden grob, dumm ſind Sie ſchon. Da iſt Ihre Dame. — In der That, Emilie lief auf Raimund zu, ſie entfloh jenen Herren, machte nicht lange Umſtände, riß die Dame von Raimund's Arm und zog ihn fort.

— Haben Sie den Herrn hier gepachtet? ſchrie jene Dame ihr zu. Was zahlen Sie monatlich für die Belle-Etage? Alle Frauen haben Malice oft auch Witz, wenn die böſe Eiferſucht ihnen den Mund ſtachelt.

— Etwas, das Sie mir nicht auswechseln können, verſetzte Emilie. Schönheit zuerſt und dann Liebe. — Bravo, Emilie, ſchrie Raimund, das war gut. Es bildete ſich eine Gruppe um ſie herum. Emilie hatte ſich plötzlich entlarvt und zeigte ihr ſchönes Geſicht. Ihre Augen ſprühten Flammen und Rache, die Dame wagte es nicht, ſich zu demaskiren. Es kamen jene Herren in den Dominos herbei. Raimund zog Emilie fort in den andern Saal. — Die Dame ganz erboſt, ſprach mit jenen Herren, reizte ſie. — Einer von dieſen, der Emilie im Blicke geſehen, ſchrie, ha, ich kenne ſie, es iſt eine Heldin von der Friedrichſtädtiſchen Halle. — Brrr hieß es in der Runde. Raimund fühlte ein Zucken in der Bruſt. Jener Herr näherte ſich nun dreiſt Emilie und ſagte ihr etwas in's Ohr. Sie fuhr zuſammen. — Was will der Herr? fragte Raimund. Emilie wagte nicht, es ihm zu geſtehen. — Nimm die Maske ab, ſagte Raimund, wir gehen in den Tunnel. Dort waren ſchon faſt alle Tiſche beſetzt. Die Champagnerpfropfen flogen knallend in die Höhe, es war ein beſtändiges Sauſen und Brauſen im Saal. Die Mädchen waren faſt alle demaskirt. Raimund und Emilie ſetzten ſich ſichtbar beſtig bewegt an einen Tiſch. Sie ſprachen nichts mit einander. Bald aber erſchienen jene Herren wieder mit zwei Damen, wovon die eine, die franzöſiſch ſprach, und die von Emilie ſo ſchmählich beleidigt wurde. Der eine Herr war ſchon wieder bei Emilie und fragte ſie laut, ob ſie ihn nicht nach Hauſe geleiten wollte. — Mein Herr, ſchrie Raimund auf, indem

er die Maske abnahm, sind Sie hierher gekommen, um dieses Mädchen zu beleidigen. Haben Sie in Berlin nichts Anderes zu thun?

— Sie sind fremd, versetzte jener Herr. Kennen Sie denn dieses Mädchen? Nehmen Sie nur den Mund nicht so voll, ich kenne sie. Sie ist 'ne . . . .

— Haben Sie eine so schlechte Erziehung genossen, schrie Raimund weiter fort, daß Sie nicht wissen, daß, wenn ein Ehrenmann einem Mädchen den Arm giebt, sei es wer es wolle, jedermann es respektiren muß, wenn er kein Schlingel oder ein Schurke ist.

Herr! Herr! — Die Dame sprang auf Raimund zu und sagte ihm auf französisch: C'est un attaché d'une ambassade allemande, l'autre est un officier.

Was meinen Sie damit? schrie nun der andere Herr.

Ich meine damit, kreischte Raimund im höchsten Ausbruch der Wuth, daß Ihr feige Memmen seid. Wenn es gilt, Freiheit und Recht zu vertheidigen, seid Ihr Lakaien, aber ein schwaches, wehrloses Mädchen, das greift Ihr mit Euern lasterhaften Zoten an, da habt Ihr Muth. Er hatte noch nicht geendet, so hatte er ein Glas mitten im Gesicht, das ihm der Offizier zuschleuderte. Er selbst nahm eine Flasche und zerschlug sie auf dem Attaché, aber er war doch der Schwächere. Die Frauen schrieen und gilpften, während dort an Raimund's Tische Schlag auf Schlag fiel. Der Trappist besonders theilte herkulische Hiebe aus, er war auf Raimund's

Seite. Erſt erſchien gravitätiſch der Wirth und gebot Ruhe. Man lachte ihn aus und was noch mehr, prügelte ihn aus. Endlich aber erſchien die Polizei. Raimund lag blutend unter dem Tiſche. Der Attaché wurde vom Trappiſten halb todt geſchlagen, er hatte zwei Zähne weniger. Die Frauen hatten ſich alle entfernt. Der Wirth bat nun die Herren, nicht gleich zu klagen. Es wurde ſchon wieder weiter getanzt. Raimund wurde in einen Wagen geſetzt, um nach Hauſe gebracht zu werden, neben ihm ſaß Flipp und Emilie. Der Trappiſt Flipp hatte ihm faſt das Leben gerettet, indem er ihn unter den Tiſch ſtieß und ſeine Parthei ergriff. Ohne ihn wäre er des Todes geweſen. Emilie weinte. Raimund ward nun in's Bett gebracht, wo er Zeit zum Nachdenken hatte. Er hatte jetzt genug Volk! Während der Krankheit Raimund's reiſte Flipp nach Frankfurt ab.

Zweite Abtheilung.

1.

Raimund hatte nun wie gesagt, Muße, um über seinen bisherigen Aufenthalt in Berlin nachzudenken. Er war kränker als er glaubte. Er konnte sich fast in den ersten Tagen weder drehen noch wenden. Seine Freunde neckten sich über seinen Unfall, er selbst aber noch am Meisten, bis zu dem Augenblicke wo seine Krankheit gefährlicher wurde und er keine Zeit mehr hatte, sich über seinen Zustand zu necken.

Er konnte die Schuld seinem günstigen Vorurtheil beilegen, das er für das Volk hatte. Aber bei Raimund war dies ein angeborenes Gefühl zuerst, und dann eine Berechnung der Philosophie. Alles in unserer Gesellschaft ist blos relatio, die Tugend so wie das Laster, das Vergnügen so wie das Mißvergnügen. Eben so ist es bei dem Volke. Raimund hätte nicht gewünscht, beständig mit dem niedrigen Volke zu leben, aber der Contrast war ihm zu seiner Existenz fast unentbehrlich ge-

worden. Er fand nur das Leben durch seine Contraste erträglich. Regelmäßigkeit darin war ihm unausstehlich. Es sollte Alles bei ihm improvisirt sein, und dies Alles fand er in seinem Amphibienleben zwischen Volk und Bürger, ja zwischen Bürger und Adel; denn auch in diese Gesellschaften war er schon gedrungen. Die Erfahrung aber hatte er gemacht, daß der sich höherdünkende nie von dem, den er, sei es durch Geld oder Titel oder Rang unter seinen Stand erniedrigt, geliebt werden könne. Das Gleichheitsprincip der angeborenen Natur sträubt sich dagegen und rächt sich auf tausenderlei Art. Das fühlte Raimund selbst, wenn er in sogenannten höhern Gesellschaften war. Er war immer allein; der Adelige saß da mit seinen hundert Ahnen, und es gehört eine große Seele dazu, daß ein Adeliger sich einem gewöhnlichen Manne von Geist gleichstellt. Sie leben sonst unmöglich sechs Monate miteinander, ohne daß es dieser fühlt, daß eben Gleichheit nie herrschen kann. Wer ist aber der Unglücklichere? Sicherlich der Adelige, besonders wenn er nicht Egoist und dumm genug ist, um mit adeligen Schatten gesellschaftlich das Leben zu verbringen. Eben so steht aber der Bürger dem Volke gegenüber, ja, man kann dreist behaupten, daß er ihm weit schroffer gegenübersteht, als der Adelige dem Bürgrr. Deßwegen liebte Raimund das Volk und stellte sich ihm gleich. Er fand sich hierin selbst weit glücklicher, besonders wenn er eine zu kultivirende Seele unter ihm fand und noch stärkere Mißhandlungen hätten ihn nicht von seinem Vorhaben abgebracht.

Uebrigens waren es nicht Männer aus dem Volke, die ihn mißhandelten, ſondern Leute aus dem ſogenannten gebildeten Stande.

Aber noch andere Beobachtungen rief in ihm ſeine dreiwöchentliche Krankheit hervor. Bis jetzt hatte Raimund eine entſchiedene Vorliebe für den ſüdlichen Charakter der Franzoſen und Italiener. Faſt bei jeder Gelegenheit äußerte er auf irgend eine Art dieſes Vorurtheil. Oft kam es ihm ſogar vor, als ſeien die Deutſchen hinſichtlich ſo mancher Geſetze und Gebräuche ein nur halbciviliſirtes Volk.

Während ſeiner Krankheit aber hatte er Zeit zur ruhigen kalten Beobachtung und hier lernte er die tiefe Innigkeit, die menſchenfreundliche Aufrichtigkeit dieſes Volkes kennen. Seine Hauswirthe, die er bis jetzt nur oberflächlich kennen gelernt hatte, behandelten ihn wie einen Bruder; alle ſeine nur flüchtigen Bekannte nahmen herzlichen Antheil an ihm und Emilie, ſelbſt Emilie, die wahre Veranlaſſerin ſeines Ungeſchicks, verließ ihn nicht einen Augenblick, auf die Gefahr hin, ihr letztes Stück Brod zu verlieren.

Wenn man jung, geſund und reich iſt, ſo dachte er, dann iſt Paris der einzige Ort zum Leben. Dieſe friſche ungezwungene Heiterkeit, dieſes raſche ungenirte geſellige Leben, dieſes ſprödloſe witzige feurige Lieben, alles dies iſt dort und nur dort allein. Kaum aber fehlt eine dieſer Eigenſchaften, ſo fällt

alles in ein egoiſtiſches Spinnenneſt zuſammen. Wehe dem verlaſſenen Kranken, wenn ihn nicht gerade die zarte Hand der Liebe pflegt, von Menſchlichkeit iſt alsdann dort keine Spur, von Innigkeit keine Ahnung! Wie anders iſt es in Deutſchland, wo die verſchloſſenen Herzen ſich bei jedem Unglück aufthun, und iſt dies Unglück noch ſo individuell; wo die Freundſchaft, wenn ſie nur oberflächlich Wurzel gefaßt hat, immer da iſt um zu helfen, und wo das Weib, das ſonſt ſo ſpröde, ſtarre Weib, alles wagt, alles thut, um einen fremden Kranken wie einen tiefgeliebten Bruder zu behandeln. Um eine Franzöſin zu ſchätzen, muß man bei ihr heiter und ſprühend geweſen ſein, eine Deutſche zu würdigen, muß man bei ihr krank geweſen ſein! Die deutſche Liebe kräftigt ſich durch den Schmerz, die franzöſiſche durch die Freude; jene vergißt den Gegenſtand über dem Begriffe, dieſe den Begriff über den Gegenſtand. Darum iſt jene wirklich tiefer und treuer, wenn auch oft monoton, und dieſe wirklich feuriger, heftiger, aber auch flüchtiger, vergänglicher. Eine Franzöſin liebt nur den Mann und dieſen nur in Augenblicken, wo er ihr gefällt. Er wird ihr nie zur geliebten Abſtraction und bleibt immer der Geliebte aus verſchiedenen Urſachen. Schwinden dieſe Urſachen aber, wie durch eine Krankheit oder andere Zufälle, dann iſt ihre Liebe beim Teufel. Nicht ſo die deutſche Liebe, die alles Materielle nicht allein überſpringt, ſondern auch ihre ganze Kraft in das Metaphyſiſche ſetzt und zwar bei den geringſten wie bei den höchſten Ständen.

Während ſeines frühern Herumtreibens — und Raimund war nicht allein auf der Friedrichſtädtiſchen Halle und dem Coloſſeum, ſondern auch bei Sakowsky, bei Wollſchläger, in der Waldemarſtraße ꝛc. — beſuchte er auch zuweilen das große Leſekabinet, wo er in das Rauchzimmer zugelaſſen wurde. Ein ſchöneres Leſekabinet fand er in Paris nicht, und nirgends ein ſo bequemes. Was aber noch mehr, er fand dort Menſchen im ſchönſten Sinne des Wortes, Menſchen ohne Vorurtheil, die von den heißeſten Wünſchen für das allgemeine Wohl angefeuert, alles, ſogar das Leben, für Vaterland und Freiheit hingeben würden; Männer, die der Macht und dem Reichthum trotzen, um bloß ihren Grundſätzen zu leben, die nicht nach Titel, ſondern nach Wahrheit ſtreben und die, weil ſie wahrhaft frei und menſchlich ſind, weil ſie die Zukunft in ihrem Buſen tragen, bei den Beamten und Titulariern, ſo wie bei Allen, denen von vorn herein das Denken und das Fühlen verboten iſt, der beſtändigen Verläumdung ausgeſetzt ſind, ohne ſich einmal vertheidigen zu können. Sollte man es glauben, daß in einer Stadt wie Berlin, die im Ganzen ſo kleinſtädtiſch iſt, daß man faſt die häuslichen Verhältniſſen eines Jeden kennt, die beſſern, denkenden Menſchen ſich nicht einmal kennen lernen. Aller Haß, alle Verfolgung ſtammt aus der Entfremdung der Menſchen her. Würden ſie ſich gegenſeitig kennen lernen, gäben ſich die Mächtigen nicht als allwiſſend, allvermögend her, hörten ſie die wackre wiſſenſchaftlichgebildete Jugend, die ihr Vaterland mit einem

Flammenherz und einer leidenſchaftloſen Vernunft liebt; ſprächen ſie ſich nur, um die Extreme zu vermitteln, es würde vieles Uebel in der Zukunft vermieden werden und vieles müßte beſſer in der Gegenwart werden.

„Doch mit des Schickſals Mächten —
„Iſt kein Liebesbund zu flechten." —

Oft ſaß Raimund mit dieſen ſeinen einzigen Freunden in Berlin zuſammen, dort wurde gelacht, geſcherzt, zwiſchen der ſtrengen Philoſophie und der rückſichtsloſeſten Kritik.

Während ſeiner Krankheit bemerkte nun Raimund, daß er bereits in Berlin mehr Freunde hatte, als er glaubte. Seine moraliſche Heiterkeit verließ ihn nicht einen Augenblick, und unter Schmerzen und Leiden diskutirte er über Bauer und Feuerbach, Hegel und Schelling, St. Simon und Fourier und ſprang plötzlich von dieſen Herren wieder zu den ſchönen Mädchen, die ihm in Wahrheit noch lieber waren, weil ihre Philoſophie nicht mit ſo viel bitterer Kritik gemengt, und zu jeder Zeit verſtändlicher war.

Als er geneſen war, beſchloß er die höhere Geſellſchaft Berlins zu beſuchen. Theils durch ſeine Empfehlungen, theils durch ſeine bereits gemachten Bekanntſchaften war ihm dies nicht ſchwer. Er verſprach ſich zwar wenig Vergnügen, aber deſto mehr nützliche Erfahrungen zu machen. Sobald er geneſen war, war Emilie verſchwunden, er konnte ihr nicht einmal

danken und als er ſie deßwegen aufſuchte, fand er ſie nicht mehr in ihrer ehemaligen Wohnung. —

2.

Als er ſeine Empfehlungsbriefe abgegeben hatte, wurde er bei mehreren reichen Banquiers und Beamten eingeladen. Bei den erſten fand er es, wie er es ſich dachte. Da kamen geputzte männliche und weibliche Titel, Geheimräthe, Commerzienräthe und noch vieles andere alte und junge Geräthe, man ſetzte ſich zur reich verzierten Tafel, aß und trank und ging wieder fort, nach einigen Bücklingen und Complimenten. Auch Literaten traf er bei ſolchen Diners. Von Politik und Religion wagte keiner zu ſprechen, obſchon in Berlin vollkommene Sprechfreiheit herrſchte, die Damen ſtellten oder beſſer ſetzten ſich ſo kalt, daß es auch keiner wagte, von Liebesverhältniſſen zu ſprechen, höchſtens erkundigte man ſich bei dem Nachbar über das Ehegeſetz oder über die Naſe von Herweghs Braut. In Frankreich führen die Damen das Wort bei jeder Geſellſchaft, in Deutſchland ſind ſie ganz paſſiv, im höchſten Falle flüſtern ſie ſich gegenſeitig etwas zu. Es iſt eine wahre Abfütterung, nur etwas nobler als in der Menſchenmenagerie von Roſch in der Poſtſtraße, wo die öffentliche Abfütterung von zwölf bis drei ſtattfindet. Anders fand er die Soireen bei den reichen Bürgern. Dort ſetzen ſich die Herren bei Seite und ſpielen Kar-

ten, während einige galantere ledige Herren noch für die übriggebliebenen verlaſſenen Damen eine Kartenlotterie veranſtalten, wo das zarte Händchen einer ſchönen Jungfrau fünf und einen halben Silbergroſchen gewinnen kann. Später geht's an den Tiſch, zum Frikaſſe mit ausgeſtopften Krebſen, dann werden Gedichte vorgeleſen, ſogenannte humoriſtiſche, man ißt und trinkt, lacht und ſcherzt und endlich wird nach dem Tiſche wieder geſpielt. Nirgends aber fand er heitere Unterhaltung zwiſchen Herren und Damen. Sie betrachten ſich gegenſeitig wie zwei feindliche Lager, wo man Waffenſtillſtand geſchloſſen hat, ja ſie üben nicht einmal die angeborenen Waffen der Zunge. Daß ſich Raimund bald in ſolchen Geſellſchaften langweilte, war bei ſeinem Charakter leicht voraus zu ſehen, oft aber verſuchte er es ſelbſt auf die Gefahr hin, die Schicklichkeit zu beleidigen ſich in heftige Diſkuſſionen mit den Damen einzulaſſen. Wie ſtaunte er, als er merkte, daß ſie ihm nicht allein keck antworteten, ſondern daß ſie ihn oft auch durch ihre beißendtreffenden Antworten beſiegten. Die Schuld iſt alſo durchaus nicht an den Damen, die ſich überall gleichen, blos die Erziehung der Herren und ihr geſellſchaftlicher Umgang iſt die Urſache von dieſem ſtockenden nicht von der Stelle gehenwollenden Geſellſchaften, die ihm oft vorkamen, als fehlte ihnen eine Keule um die Zeit todt zu ſchlagen. Eines Abends kam er in eine Geſellſchaft, wo zwölf Damen ſich befanden, Thee ſchlürften, Strümpfe ſtrickten und recht behaglich ihrer Schwatzluſt wohlthaten. Raimund wurde wie durch einen Zufall in dieſe ruhige Verſammlung

geſchleudert und da ſie ihm alle wie zarte Schäfchen ohne Hirt vorkamen, beſchloß er den Wolf zu ſpielen. Er merkte gleich, daß er es mit äſthetiſchen Damen zu thun hatte, die nicht allein Strümpfe nach dem Takt ſtricken, ſondern die auch über Literatur und Theologie räſonniren; die nicht allein wie Minna den Schiller und den Rellſtab geleſen, ſondern auch den Thomas Tyrnau und auch noch nebenbei den Balſac und den Sue. Bei ſolchen Damen zeigte ſich Raimund gewöhnlich viel ſchlechter als er war, theils aus Kenntniß des Frauenherzens, theils um ſie tüchtig aufzuregen. — Man fragte ihn wie ihm Berlin gefalle?

— Wie das chriſtliche Paradies, verſetzte er raſch. Einige ſchmunzelten.

Es giebt nemlich nichts Langweiligeres als das Paradies, fügte er hinzu, und ich begreife nicht, wie man es darin aushalten kann, ohne verliebt zu ſein. Es iſt aber nur die platoniſche Liebe die, außer dem Schießpulver und den Streichſchwefelhölzchen in Deutſchland erfunden worden iſt.

Die Damen rückten zuſammen. Er platzte auch gerade ſo hinein. — Sie glauben nicht an platoniſche Liebe? fragte ihn eine Dame.

— Ich habe nie deren geſehen, außer eine im Elſaß. Die Dame ſagte immer ſie liebe platoniſch. Sie hatte zwei Kinder von ihrem Geliebten. Eine Exploſion fand ſtatt von unterdrücktem Gelächter, einige ſahen ſich verdutzt an.

Sie werden uns doch nicht vorſchwatzen wollen, verſetzte eine

Blondine mit himmelsblauen Augen, daß die Liebe nur ſinnlich iſt. — Aha, dachte Raimund, das iſt gewiß eine getaufte Jüdin, die muß heucheln. —

— Ich glaube verſetzte Raimund, daß die Liebe vor Allem Liebe iſt und daß es keinen größeren Genuß giebt —

Als die Liebe? fragte eine etwas röthliche Strickerin.

Als der Genuß, verſetzte Raimund trocken.

Epikur hätte das nicht beſſer und auch nicht ſchroffer ſagen können, ſagte eine blaſſe witzigausſehende Strickerin.

Iſt die Religion ein Genuß? fragte die erſte Dame wieder.

— Ohne Zweifel, antwortete Raimund. Wenn Sie ſich concentriren, d. h. ſich zuſammennehmen, die Augen und die Seele verdrehen, der Natur und dem Leben entſagen, um bloß zu beten und — Und? — verſetzte fragend eine Dritte. —

Und zu ſtricken, fuhr Raimund fort, was haben Sie für eine Urſache als die zu genießen, in Gott, mit Gott und durch Gott zu genießen. Und Sie genießen auch. Und die Prieſter ſagen auch, es ſei dies der höchſte Genuß. Für gewiſſe Seelen iſt er es auch. Sie entſagen dem wirklichen Genuß, um einen eingebildeten zu koſten, einzuſchlürfen und ſich darin wonnig zu baden.

— Aber das iſt ein Seelengenuß, ſagte eine ganz junge Dame.

— Das Stricken? fragte Raimund.

Nein, antwortete lachend die blaſſe, das Beten.

Immer ein Genuß. Und wer ſagt Ihnen denn, daß mir die Liebe kein Seelengenuß iſt?

— Die Platoniſche? — Nein, die Ptolemäiſche verſetzte Raimund lächelnd. Noch mehr. Jedes Recht beruht auf einem Genuß, ein Recht ohne Genuß iſt ein rein chimäriſches, ſo wie Ihr Seelengenuß.

Iſt denn der Geiſt etwa Sinnliches? fragte ein ganz fremdes Mädchen, indem es ſich ein Butterbrod mit Sardellen ſchmierte.

Der Geiſt iſt Feuer. Durch das Athmen entſteht im Gehirn ein Druck, eine Contraktion. Dieſer Druck leitet den Spiritus Feuer in die Seele und es entſteht daraus der Gedanke. Der Gedanke iſt nichts als Feuer, eine Emanation der großen Weltfeuerſeele. Auch zündet er. Und daſſelbe iſt Liebe.

Aha, hieß es es von allen Seiten, jetzt hören wir doch etwas Neues.

— Feuer vermengt ſich leicht wieder mit Feuer, fuhr Raimund fort. Die größere Flamme verzehrt die kleinere und das iſt Liebe.

— Was iſt alſo Liebe? fragte wieder eine ganz neue Stimme, ich bin doch neugierig.

Liebe, verſetzte Raimund, iſt ein heiliges Feuer, das oft erliſcht und wieder ſich entzündet.

Da haben wirs, verſetzte lachend die erſte wieder. Sie glauben nicht an ewige Liebe.

So wenig wie an ewige Schönheit, an ewige Geſundheit. Der Menſch liebt wohl beſtändig etwas, aber nicht daſſelbe, ja es iſt ihm unmöglich. — Sie heirathen alſo nicht? — Seit

wann heirathet man denn um zu lieben, höchſtens liebt man, um zu heirathen.

Laßt ſehen, fing die Blonde wieder an, indem ſie ihr Strickzeug wegwarf. Ich habe Ihnen ſchon angehört, daß Sie keine Religion haben. Liebe haben Sie auch keine, höchſtens haben Sie Feuer — Raimund biß ſich in die Lippen. Die Liebe nach Ihnen verzehrt, und da Sie als Mann eitel genug ſind, um zu glauben, Sie haben das meiſte Feuer, ſo kann ich mir denken, daß Sie ſchon ſo manches Mädchen lebendig verzehrt haben. — Aus Liebe, verſteht ſich. — Was bleibt Ihnen am Ende aber übrig? Die Dame, die ſehr viel Geiſt hatte, wollte ihn ſichtbar ärgern. Raimund ſah gleich, daß er das große Mittel anwenden mußte, um ſie zu beſchwören.

Madame, ſagte er, es bleibt immer noch ein Herz übrig um für Ihre Reize zu brennen und Sie wenn auch nicht zu lieben, d. h. zu verzehren, doch Sie anzubeten. — Sie war entwaffnet. Raimund hatte ihre Zungenlanze mit einem Satze abgeſtumpft. Sie erröthete und ſchwieg ſchmunzelnd.

— Platoniſch? fragte das junge ſchnippiſche Näschen wieder.—

— Platoniſch und ptolemäiſch, verſetzte Raimund, indem er ſich erhob. Das weibliche Auditorium war wie eine aufgeſcheuchte Heerde, ſie liefen durcheinander und winkten ſich verſchiedenartig. Raimund merkte, daß es Zeit zum Gehen war, er hätte ihnen gern noch manche Wahrheiten über die Religion geſagt aber er unterließ es. Uebrigens wußte er, daß ſie ihm als Fremden noch mehr verziehen hätten. Meine Damen,

ſagte er, indem er ſeinen Stuhl zurecht ſtellte, ich weiß nicht weshalb ich, ohne die Ehre zu haben, Sie zu kennen auf dieſes Capitel gekommen bin, aber eines muß ich Ihnen noch bemerken. Als Frauen ſollten Sie wiſſen, daß es für uns Männer kein größeres Glück, ich meine Genuß, giebt als die Frauen. Sie ſagen, ich habe keine Religion, das Weib iſt meine Religion, die Liebe mein Cultus.

Die Platoniſche? fragte jene Dame wieder.

Zur Platoniſchen Liebe, ſagte Raimund, indem er die Thüre in die Hand nahm, ſind die Deutſchinnen noch nicht häßlich genug. Man wollte ihm antworten, aber Raimund machte raſch ſeinen Knicks und ging. Als er fort war ſahen ſie ſich gegenſeitig ganz verdutzt an. So kühn hörten ſie noch keinen fremden deutſchen Herrn und ſo keck hatten ſie ſich ſelbſt noch nicht gefunden. Sie zitterten noch, als hätte ſie eine voltaiſche Säule galvaniſirt, ſtaunten und ſchwatzten ſo raſch untereinander, als wären ſie ganz andere Geſchöpfe als jene ruhigen äſthetiſch flüſternden Strickerinnen.

Es war dies eine völlige Salonrevolution. Vieles wurde über Raimund räſonnirt, doch keine war ihm eigentlich böſe. Im Gegentheil, man klagte ihn nur an, um ſeine Vertheidigung zu hören. Raimund aber überzeugte ſich auf's Neue von dem Geiſte und dem kecken Witze der Berlinerinnen, auch wenn ſie pietiſtiſch ſind. Es bedarf nur einer geiſtigen Aufregung, um ſie aus ihrem paſſiven Zuſtande zu bringen. Es

bedarf nur des Feuers und der Gedanken um zu zünden, ja die Deutſche iſt in ihrem Witz um ſo liebenswürdiger, weil ſie ihre Naivetät nicht dabei einbüßt. Aber wo ſind die Herren, die ihrer würdig ſind?

3.

Den andern Morgen erhielt Raimund folgenden Brief:

„Sie waren geſtern ſo ausgelaſſen impertinent, dabei ſo keck witzig und aburtheilend, daß Sie eine weit dauerhaftere Züchtigung verdienen, als die, die ihnen die blonde Dame zu Theil werden ließ. Kommen Sie gefälligſt morgen zu einem Dejeuner — folgte Straße und Numero, — wo man Ihnen zeigen wird, was platoniſche Liebe iſt. Es ſcheint auch, als kennen Sie Berlin noch nicht, ich werde es Ihnen zeigen.

Die Dame im blauen Kaſſaweika,
die Sie nicht ein einziges Mal unterbrach.“

Raimund war nun geſpannt auf die romantiſche Rache der Dame im Kaſſaweika. Er hatte ſie wohl geſehen. Es war eine ſchlanke Geſtalt, die ihm nicht ſchön und ſehr ſchüchtern ſchien. Er ging herzhaft zu dem Dejeuner. Die Dame war noch ganz allein mit ihrem Mädchen. Sie wollen ſich an mir rächen, ſagte er zu ihr, vielleicht gar mich zur Liebe zwingen. Nun, ich geſtehe Ihnen, es iſt mir nichts unmöglich. Ich kann das Schrecklichſte vollbringen.

— Meinen Sie vielleicht, verſetzte die Dame, es ſei ſchrecklich, ſich in eine Berliner Dame zu verlieben?

— Freilich, in ſolche, die nur platoniſch lieben.

— Wohlan, eine andere erlaube ich Ihnen nie. Nehmen Sie mein Anerbieten an? Das Dejeuner ſoll als Draufgeld gelten.

Es war ſaftig genug, um auf das Folgende begierig zu ſein. Raimund blieb. Es wurde nun von Allem geplaudert und geſchwatzt. Es kamen noch mehrere Damen, von denen Raimund hörte, daß er zu einer adligen Dame geladen ſei. Man machte Muſik, ſprach von Literatur, von Kunſt und Leben, nur vom Theater ſprach man nicht, denn Raimund brach immer ab. Als man ihn darob zur Rede ſtellte, ſagte er, daß er ſich ſchäme und ſich wundere, in Berlin, der Hauptſtadt Deutſchland's, ein Schauſpiel und eine Oper zu treffen, die nicht einmal einer Provinzialſtadt erſten Ranges Ehre machen würden.

— Ha, ſchrieen ſie auf. Und Herr Mantius —

— Ach, der iſt blos lyriſchheiſer, dramatiſchheiſer kann er gar nicht ſein. Und doch iſt er noch der beſte. Freilich, das Orcheſter iſt meiſterhaft.

— Und die Hagn? — A la bonne heure. Das iſt ein geniales Weib. Ich habe nur Eins an ihr auszuſetzen. Ihre Schwärmerei für Liſzt. Daran erkenne ich, daß ſie gar keine künſtleriſche Bildung beſitzt, daß ſie nie mit wahrhaft großen Männern Umgang gehabt hat, wie die großen franzöſiſchen Schauſpielerinnen. Ueberhaupt ſpielt ſie das, was ſie nicht

ſtudirt, am Genialſten. In dem bürgerlichen Drama, in dem Luſtſpiel iſt ſie die einzige deutſche große Künſtlerin.

— Und Herr Devrient? Wie gefällt der Ihnen?

— Es gehört ein Genie dazu, Alles ſo mittelmäßig hölzern zu ſpielen wie er. Man brach ab. — Aber, ſagte die Gräfin, auch ich ſchwärmte für Liſzt.

— Deſto ſchlimmer für Sie. — Wiſſen Sie, daß Sie für einen Franzoſen grob ſind. — Ja, für einen Franzoſen, der die Wahrheit ſagt. Jetzt aber bin ich Deutſcher und ſpreche demnach. Ich bin überhaupt ein Feind von dem Virtuoſenweſen, aber unter Allen iſt Liſzt der größte Charlatan, ein wahrer Pianohauer, ohne Innigkeit, ohne Weihe, ohne Seele, und was noch mehr, ohne Takt. Ein Kind, das ein einfaches Lied naiv ſpielt, iſt mir lieber als ſein großer Tambourmajormarſch aus den Puritanern, an dem das einzige Gute iſt, daß Liſzt ihn nicht komponirt hat. — Und doch ſchwärmen alle Damen für ihn. — Für ſeine Perſönlichkeit, das laſſe ich mir gelten, für ſeine Kunſt ſchwärmen nur die, die nie in der Tiefe ihrer Seele die Heiligkeit und Göttlichkeit der Muſik geahnt haben. — Ach, verſetzte die Dame, was verſtehen die Franzoſen von Muſik und Geſang?

Soviel, verſetzte Raimund, daß ſie zwei der erſten deutſchen Genies als ſolche erkannten und anbeteten, bis die Deutſchen ihnen nachkamen, und es endlich, obſchon mit neidiſchem Widerwillen, eingeſtehen mußten.

— Und wer ſind dieſe Genies? — Gluck und Meyerbeer.

Nun ja, aber vom Singen, von dem innigen Liede haben ſie keinen Begriff. Hier ſehen Sie — die Gräfin ſetzte ſich an's Piano und ſang das Lied „Herz mein Herz" mit affectirter Innigkeit. Raimund klatſchte ihr Beifall. Nun geſtatten Sie mir eine Bemerkung, fuhr er fort. Die Franzoſen haben den Deutſchen Schubert weit tiefer verehrt, als die Deutſchen. In Paris wäre er nicht arm geſtorben, aber abgeſehen von der Muſik finden ſich in der alten franzöſiſchen Literatur Lieder, die die gemüthlichſten in Deutſchland übertreffen.

Ach, ſchrie Alles auf, die Franzoſen und Gemüth! Sie haben ja gar kein Wort dafür.

Ich verſichere Sie, fuhr Raimund fort, daß dies lauter Nationalvorurtheile ſind. Alles, was richtig klar deutſch iſt, läßt ſich auf franzöſiſch überſetzen. Nur Unſinn nicht, er mag romantiſch oder philoſophiſch ſein. Dann muß man die Sprache aus dem Grunde verſtehen. Ich habe die Courage zu wetten, daß es in Deutſchland nicht zehn Perſonen giebt, die franzöſiſch kennen, wie man es kennen muß. Sehen Sie, ich bin nicht ſo eitel, um zu behaupten, ich verſtehe dieſe Sprache, und doch lerne ich ſie ſeit mehr als 25 Jahren und meiſtentheils im Lande ſelbſt. Es giebt keinen aufgeblaſeneren Gecken als ſo ein deutſcher Pedant, der oft nach Paris geht, um die Franzoſen franzöſiſch zu lehren. Es giebt überhaupt keine vorurtheilsvollere Nation als die deutſche. — Sie haben hier ein inniges Liedchen geſungen. Ich erinnere mich eines alten

Liedes, das mir einſt ein Mädchen geſungen hat. Wir wollen ſehen, ob es ihm an deutſchem Gemüth nicht fehlt. — So ſingen Sie, ſingen Sie, hieß es von allen Seiten. Raimund ließ ſich nicht lange bitten und ſang folgendes Lied ohne Begleitung:

Mon coeur soupire dès l'aurore,
Le jour un rien me fait rougir.
Le soir mon coeur soupire encore,
Je sens du mal et du plaisir.
Tout à mon ame te rapelle,
Je jouis de mon erreur.
Ha, dis moi, comment on appelle,
Ce qui se passe en mon coeur!

Je rêve à toi quand je sommeille,
Ton nom m'agite, il me saisit.
Je pense à toi quand je m'éveille,
Partout ton image me souit.
Tout à mon coeur te rapelle,
Je jouis de mon erreur.
Ha, dis moi, comment on appelle,
Ce qui se passe en mon coeur!

Quand tu parles, ta vois touchante
Dans mes sens porte le plaisir;
Ton aspect me trouble et m'enchante,
Je te cherche et voudrais te fuir.
Tout à mon coeur te rapelle,
Je jouis de mon erreur.
Ha, dis moi, comment on appelle,
Ce qui se passe à mon coeur!

Es iſt freilich kein platoniſches Lied, fügte Raimund hinzu, ſondern reine naive Naturliebe.

— Naiv? fuhr ein Mädchen auf. Die weiß ſehr gut, was in ihr vorgeht, es iſt lauter Heuchelei um das Wörtchen Liebe.

Ein franzöſiſches lediges Mädchen wäre lieber erſtickt, ehe ſie das geſagt hätte, und doch war jenes Mädchen allem Anſchein nach unſchuldig. Nein, ſolche Naivetät haben die Franzöſinnen nicht. Raimund fühlte ſich beſiegt und geſtand es. Die Dame verſprach ihm Berlin zu zeigen. Raimund nahm das Anerbieten lächelnd an, er kannte es vielleicht beſſer als ſie. Während des Eſſens hatte Raimund nach ſeiner franzöſiſchen Gewohnheit viel von der Küche geſprochen. Die Gräfin ſprach von der Eleganz der Berliner Damen, die auf den Gensd'armesmarkt ſelbſt gehen und einkaufen. Raimund wollte dies nicht glauben. Sie verſprach ihm, ihn hinzuführen, was er annahm. Nebenbei erfuhr er, daß Madame ſich von ihrem zweiten Mann auch trennen ließ, aus Furcht vor dem Ehegeſetz. — Er ging aufgeregt und vergnügt nach Hauſe, weiter nahm er kein Gefühl mit ſich. Platoniſch zu lieben ſchien ihm hier eine gute Ausrede und es ſchien ihm, als ſei dieſe Liebe eigentlich nur als eine Ausrede oder als Vorwand zu gewiſſen Dingen erfunden worden.

Kaum war Raimund zu Hauſe, ſo fand er ſchon wieder ein Billet auf Goldpapier von der Dame im Kaſſaweika vor, das ihm für ſeine originelle aufrichtige Ungenirtheit dankte, das aber, obſchon es die Einladung zum Einkaufe platoniſcher Krebſe und Kottelets wiederholte und zwar blos der Originalität wegen, doch ſchon bedeutend in's Ptolemäiſche hinüber

ſtreifte. Zur Schande Raimund's muß der Verfaſſer geſtehen, daß er Sehnſucht nach Emilie hatte. Trotz ſeines äſthetiſchen Umganges mit ſeinen Damen waren ihm die einfachen intimen Plaudereien mit gewöhnlichen Mädchen, die mehr Witz in ihrer Taille und ihrem Fuß hatten, als in dem gezwungen herbeigeführten Geſpräche, weit lieber. Er nahm ſich vor, ſie aufzuſuchen.

4.

Raimund fehlte nicht zu dem Marktrendezvous. Da er in ſeinem Leben oft genug ſeine Küche ſelbſt beſorgte, ſo war ihm dies nichts Neues. Seine Begleiterin freute ſich ob der Sonderbarkeit eines ſolchen Spatzierganges. So proſaiſch er ſchien, ſo romantiſch war er. Die ſogenannten verbildeten Leute wiſſen gar nicht, daß in den gewöhnlichſten Lebensbeſchäftigungen die lieblichſte Poeſie liegt, beſonders, wenn eine Art Galanterie dazwiſchen liegt. Das verſtehen die Franzoſen weit beſſer als die ernſten Deutſchen, die ſich ſogar in der Küche ſtellen, als müßten ſie die Geheimniſſe der Metaphyſik ergründen. Auch hatte Raimund ſchon den Neumarkt und den Molkenmarkt beſucht, er wußte bereits, daß in dieſer Hinſicht Berlin ſehr kleinſtädtiſch iſt, wo es nur während zweier Tage in der Woche friſchen Weißkäſe giebt, wo Wildpret ebenfalls ſeinen Tag hat, wo Sonntag gar kein Markt iſt, als wenn man Sonntag nichts zu eſſen brauche, und wo es nicht ein-

mal einen Potiſſeur giebt. — Und dies hat auch ſeine ernſte Seite. Ueberall, wo die Civiliſation zurück iſt, iſt man in materieller Hinſicht, beſonders in der Bequemlichkeit, auch zurück. Was Raimund gefiel, das war der kräftige kernige Menſchenſchlag um Berlin herum, die ſchönen Milchmädchen mit ihren ſchwarzen Spitzhüten und ihren drolligen, oft ſehr derben Antworten.

Auf dem Gensd'armesmarkt aber iſt die Ariſtocratie der Küche. Da kommen die Damen in Mantel und Schleier und kaufen ſelbſt ihr Fleiſch und ihre Fiſche. Was ſie am Meiſten zur Schau tragen, iſt die Börſe, mit der ſogar die Köchinnen coquettiren. Die Metzger ſind alle ſehr galant, die Fiſchweiber faſt alle wohlbeleibt und die Köchinnen faſt alle wohlgenährt. Man muß den Stolz ſehen von einer ſolchen niedlichen Köchin, die ganz allein auf dem Markte herumgeht, ohne daß ihre herrſchaftliche Dame ſie begleitet. Sie geht ganz gravitätiſch und mit verachtendem Blicke an einer andern Dame vorüber und handelt gerade um die Hälfte. Auch haben die Marktleute lieber mit einer ſolchen zu thun. Raimund beobachtete eine blaſſe Dame mit ſchwarzen Augen und ſchwarzer Mantille, die einige rebelliſche Krebſe in ihr langes Netz drückte. Er ging ihr nach an einen Fiſchkaſten und beobachtete alle ihre Bewegungen. Ihre Stimme war ſo fein und dabei ſo glockenrein, daß jedes Wort ihm wie Geſang vorkam. Es handelte ſich um einen Karpfen, der der

Dame zu ſchwer war, einen kleinern hatte die Fiſchfrau nicht. Raimund holte einen von der Nachbarin und bot ihn der Dame an, den ſie auch kaufte. Sie bedankte ſich, nicht ohne Staunen, denn Raimund hatte ſeine Handſchuhe benetzt, und entfernte ſich mit einem allerliebſten Knicks. Nun aber ging's los. Die dicke Fiſchfrau war wüthend auf ihn, aber die Gräfin noch mehr, denn ſie hatte Alles bemerkt und war ſchon aus Eitelkeit eiferſüchtig. „Sie jottvolles Mannsbild, ſchrie die Fiſchfrau, haben Sie ſonſt keene Gelegenheit nich, ihre naſſe Cour der Dame zu ſchneiden?“ Aber die andere nahm Raimund's Parthie. Er ſelbſt entfernte ſich, ſuchte ſeine Gräfin auf, während die beiden Damen ſich die anmuthigſten Grobheiten ſagten. Um dieſe Eine zu ſtillen, kaufte die Gräfin den ſchweren Karpfen, zur Liebesſühne, wie ſie ſagte. — Sehen Sie, ſagte ſie zu ihm, wie gut ich Ihnen bin, ich begünſtige Ihre unvorſichtige Galanterie gegen verheirathete Damen. Raimund dankte. Das Mädchen nahm die Sachen fort und nun ſchlug die Dame vor, eine Tour in der Stadt ſelbſt zu Wagen zu machen.

Bleiben wir vorerſt hier, ſagte Raimund, bewundern wir die beiden Kirchen Friedrich's des Großen, der herrliche Thürme baute ohne eigentliche Kirche. Wie ein Kopf ohne Leib. Dabei machte er noch den großartigen Witz, das Theater in die Mitte zu ſtellen. Ich bewundere Alles, was Friedrich bauen ließ, er that nichts ohne Abſicht und auch das Geringſte hat ſeine Urſache bei ihm. Ich zerbreche mir ſchon ſechs Wochen

den Kopf, warum er die Façade der Bibliothek nicht den Linden zu stellte. Vielleicht wollte er jenen Platz frei lassen, damit man ihn selbst darauf stelle. Ha, es ist eine Schande für eine Stadt wie Berlin, in ihrem Herzen eine Sandsteppe wie den Opernplatz leer zu lassen, damit die adligen Stockjunker ihre Hengste durch ihre Bedienten darauf zureiten lassen.

— Und was würden Sie hinsetzen?

— In die Mitte des Platzes würde ich die Amazone von Kiß stellen, und herum ein Bazar wie das des Palais royal errichten, aber der Art, daß es die Aussicht auf die katholische Kirche nicht bedeckt, oder auch den Platz zu einen Blumenmarkt bestimmen.

— Haben Sie die Amazone gesehen?

— Ich habe sie angebetet. Es ist das Meisterstück unseres Jahrhunderts.

— Und warum nicht vor das Museum? — Weil sie es erdrückt, weil tausend Schinkel noch keinen Schweif wie der des Amazonenpferdes hervorgebracht hätten.

— Sie lieben Schinkel nicht, den Stolz Berlin's?

— Berlin ist stolz auf ihn, weil er viele Dinge gebaut hat. Das Museum, das Theater, die Bauschule, die Werder'sche Kirche, das Palais des Kronprinzen. Dieser Mann hat ganz Berlin verbaut. Es ist ein Glück für die Stadt, daß er gestorben.

— Sie lästern, sagte die Dame erbost.

— Kommen Sie zu dem Museum zuerst. Ein breiter un-

aufgegangener Kuchen. Es fehlt die Hefe, das Genie. Die Façade ein Plagiat der Pariſer Börſe, die anderen Theile unter aller Kritik, wie ein Pfandhaus. Dabei ſteht es um 10 Schuh zu tief.

— Waren Sie darin? — Gott bewahre mich. Ha Schlüter, mit deinem Götterwurf von einem königlichen Schloß. Deutſcher Phidias, wie ein Herkules neben einer Ratte ſtehest du neben einem Schinkel. Und Berlin hat dir noch kein Denkmal geſetzt! Schande, dreifache Schande. Millionen von Menſchen, Geheimräthe, Miniſter, Generäle, Wachtmeiſter, Poliziſten, Künſtler ſind ſchon ſeit deinem Tode geſtorben, Könige, aber ein Schlüter iſt ſeither in Deutſchland nicht geboren worden.

— Sie ſchwärmen — verſetzte die Dame etwas kälter.

— Zu was habe ich denn meine Phantaſie ſonſt? Nun ſehen Sie dieſes rothe Schülchen mit ſeinen Fenſterchen, recht hübſch viereckig wie ein Bazar, recht roth, 32 Fenſter einige Mal wiederholt, es fehlt weiter nichts darauf als die Narrenmütze von der Werderſchen Kirche. Nirgends ein leuchtender Gedanke; wie ein ſchlechter Schriftſteller, der etwas durch tauſendmal wiederholten Phraſen beweiſen will, gar nicht fertig wird, und doch am Ende keinen Gedanken findet, um zu beweiſen. Nein, dieſer ſeit Jahren in allen Zeitungen ſo geprieſene Architekt — — — Raimund ſah ſich um, die Dame war fort, verſchwunden. Sie ließ ihn ganz allein ſtehen.

Aus der Tour in der Stadt ward nichts, ſie hielt ihn für verrückt. Ein Menſch, der es wagt, nach Berlin zu kommen und Schinkel und Lißt nicht anbetet, nicht verehrt, ſondern ſie ſogar unter die Claſſe der offiziellen Mittelmäßigkeiten ſetzte, kann der für etwas anderes gelten? Raimund war zuerſt etwas betroffen, doch machte er ſich nichts daraus und ging ſeines Weges fort. Er beſchloß ſchon wieder, Emilie aufzuſuchen. An die Gräfin dachte er bereits nicht mehr.

5.

Ohne daß er ſich davon Rechenſchaft geben konnte, führten ihn ſeine Schritte in die Schützenſtraße. Als er vor Minnas Wohnung vorüber ging, fand er ihre Mutter an der Thüre ſtehen. Wie, rief ſie freudig aus, Sie ſind noch hier! wir glaubten, Sie wären ſchon über alle Eiſenbahnen. Warum ſind Sie denn nicht mehr gekommen? Der Alte hat es nicht ſo übel gemeint, er iſt nicht ſo böſe wie er ausſieht, hat ſogar nach Ihnen gefragt. Raimund trat in ihre Stube. Mein Junge, fuhr ſie fort, hat zwar immer behauptet, Sie wären noch hier, er weiß alle Ihre Tritte, aber meine Tochter glaubte es nicht. Denken Sie ſich, ſie iſt ſeitdem Sie nicht mehr hier waren, in ihre alte Schwermüthigkeit verfallen, macht mir viel Gram, habe ſo meine Laſt. Mein älteſter Sohn, der Soldat iſt, liegt im Lazareth,— Raimund wußte aber, daß er keinesfalls die Urſache von Minnas Schwermuth ſein konnte. Es giebt Mädchen, die

ſich eine falſche Leidenſchaft anſchwatzen laſſen, um ihre wahre darunter zu verbergen. Nicht lange dauerte es, ſo kam [illegible]. Sie war in der Kirche, ſah ganz gelbblaß aus und ſchien ſehr betrübt. Trotzdem war ſie reizend, vielleicht noch reizender durch ihren ſtillen Kummer. Die Mutter entfernte ſich, ſie glaubte nicht anders, ihre Tochter liebt Raimund. Dieſer entſchuldigte ſich ſo gut er konnte, wegen ſeines Ausbleibens, ergriff ihre Hand und fragte ſie, ob ſie denn ihre alte Leidenſchaft zur Predigt noch nicht aufgegeben habe? Sie antwortete kaum. Wiſſen Sie, Minna, ſagte Raimund, was Ihnen vor Allem nöthig wäre? Sie öffnete groß die Augen — Zerſtreuung. Wollen Sie mit mir auf den Ball gehen? — Ich habe keine Luſt dazu, ich möchte fort von hier und doch . . .

— Nun und doch feſſelt Sie die Predigt — Minna erröthete.

— Ich kenne hier eine adelige Dame, die ſucht ein nettes honettes Mädchen zur Begleiterin. Wäre Ihnen eine ſolche Stelle nicht angenehm? Sie verdienen jetzt doch wenig durch Arbeiten — Warum? — Weil Sie mehr in die Kirche gehen — Wie heißt die Dame? Raimund nannte ſie — Minna fuhr von ihrem Sitze auf, — das iſt ja dieſelbe Gräfin. —

Raimund verſtand ſie — Aha, ſagte er, jetzt weiß ich, warum Sie wieder in die Kirche gehen. Nun, jetzt iſt er ja wieder frei, warum heirathet er Sie denn nicht? Dieſe vorwitzige Frage beleidigte Minna. Mädchen, die lieben, hören nicht gern eine Verdächtigung ihres Geliebten, auch wenn ſie gegründet iſt, weil ſie auf ſie ſelbſt zurückfällt. Und dieſe Dame

hat er Ihnen vorgezogen! fuhr Raimund fort, er, der doch eine Frau ernähren kann. — Das wissen Sie ja auch nicht, fuhr Minna schmollend fort, die überhaupt es bereute, Raimund ihr Geheimniß entdeckt zu haben. Soll ich mit ihm sprechen? fragte Raimund — Gott bewahre, versetzte Minna. Auf Sie wird er viel hören, Sie glauben ja an gar nichts. Raimund bemerkte hier im Stillen die große Veränderung, die hier vorgegangen ist, er sah, daß die Mutter Recht hatte.— Nun, sagte er endlich, ich sehe, Minna, daß Sie mit Ihrer Liebe wieder stolz und menschenfeindlich geworden sind. Ich wünsche Ihnen alles Glück, leben Sie wohl und heirathen Sie ehe — Wie meinen Sie das? fragte Minna etwas zarter — ehe Sie verrückt werden oder an Kummer sterben, denn Sie sehen sehr krank aus. Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Mädchen. Sie hielt ihn zurück. Nun, sagte Raimund, indem er ihr scharf ins Auge sah, soll ichs der Mutter sagen? — Um Gottes-Willen nicht — Vielleicht sind Sie auch zu stolz um ihm selbst Alles zu gestehen. Lieben Sie denn so heftig? — Bis zum Ersticken, versetzte Minna traurig. Es ist mein Tod. — Diese Worte rührten den jungen Mann fast zu Thränen. Doch ich bitte Sie, fuhr Minna leise fort, sagen Sie Niemandem etwas davon. Ich weiß schon, daß ich keine Hoffnung habe, und — sie konnte nicht weiter. Und Sie beharren gewaltsam in diesem Zustand, fragte Raimund, wollen nicht mit Gewalt aus ihm treten? Ich bin ein armes Mädchen, sagte Minna, mit rührender Einfachheit. Nehmen Sie mir diesen Schmerz

ſo nehmen Sie mir auch das Herz mit. Ich fühle es. Welch eine tiefe und große Wahrheit, dachte Raimund. Wie groß, wie tragiſch groß ſchien ihm dies einfache Volksmädchen. Ha, Ihr Romanenjäger, dachte er, die Ihr Schmerzen und Freuden erfindet, die nicht ſind, dringt in die gewöhnliche Hütte des Dorfmannes, in den Keller des armen Stadtbewohners und Ihr werdet Hunderte von menſchlichen Dramen finden, die Euch das Herz bis in ſein letztes Inneres erſchüttern. Lange blieb er ſtill; Minna ſenkte das Haupt, Raimund küßte ſie auf die Stirn und ging, indem er ihr Glück und eine beſſere Zukunft wünſchte. Sie hat Recht das fühlende Mädchen, dachte er, man kann ihr ihren Schmerz nicht ohne ihr Herz entreißen. Sie ſind beide zuſammengekettet, verwoben, verknüpft, eins und daſſelbe.

6.

Den andern Tag erhielt Raimund wieder einen Brief und dies Mal einen ſehr langen von ſeiner äſthetiſchen Dulcinea. Er lautete folgendermaßen:

„Sie waren geſtern wieder ſo unausſtehlich unäſthetiſch mit Ihren kecken oft ſehr unzarten Paradoxen, daß Sie noch etwas Schlimmeres als meine Unhöflichkeit verdient hätten. Da dies aber dennoch eine Verletzung der Gaſtfreundſchaft iſt, ſo bitte ich Sie um Verzeihung. Ich hoffe, daß Sie galant genug, ein werden, um keine Notiz davon zu nehmen.

Ich hatte Ihnen ſo Vieles zu ſagen, und da ich eigentlich

zu spröde dazu war, so ärgerte ich mich. Wie gefällt Ihnen dieses Geständniß? Doch Sie wissen, ich bin trotz meines Standes ohne Vorurtheile, nur bin ich eine Deutsche und bin stolz darauf." — Schon in diesen Zeilen hatte sie Raimund erkannt. Uebrigens kannte er sie bereits. Er hatte zur Regel bei Frauen auch oft bei Männern, genau darauf zu sehen, wie sie ihre Untergeordneten, Dienstboten und Andere behandeln, wo sie ohne Rücksicht sein können. Es giebt dies von vorn herein einen Maaßstab des Charakters und der Bildung. Die Gräfin nun, so gebildet sie war — sie verehrte nebenbei die schnippische Hahn-Hahn — hatte grobe Manieren, die man öfter noch bei Adeligen als bei den Bürgern antrifft. Sie befahl beständig und nie entging ihr ein dankendes Wort für geleistete Dienste von ihren bezahlten Untergeordneten. Dabei war sie nicht schön genug, um ihr diese Contaden zu verzeihen, obschon sie einige Phantasie und ziemlich viel Belesenheit hatte. Als Raimund nun diese Phrase las, wo sie von ihrer Sprödigkeit spricht, lächelte er ironisch, er fuhr alsdann mit dem Lesen fort:

„Doch im Schreiben bin ich kühner, da kann ich meine Seele zeigen wie sie ist. Ich weiß nicht, Sie haben mich durch ihre wilden ungeregelten Reden so aufgeregt, daß ich an mir selbst ganz irre werde. Ich fühle mich so beengt, meine Seele ist wie gefangen in ihrem Etui, das sie gern sprengen möchte. Und wenn ich weinen möchte, muß ich lachen. Ich komme mir oft vor, als hätte ich geniale Gedanken. Können Sie mir dieses Räthsel nicht lösen"? — Wenn ich wollte, unterbrach sich

Raimund — Ich würde Ihnen noch mehr ſagen. „Ich blicke oft gen Himmel, rufe Sternen und Mond herbei, damit ſie mir Geſellſchaft leiſten.“ —

— Und ſich auch langweilen — rief wieder Raimund aus.

„Aber wenn ich dann wieder in den Spiegel ſehe, da denke ich, ja der Mond, dieſer falſche Schmetterling hat wohl ſchönere Viſiten zu machen. Er iſt ſo neugierig, und dann — Nun ja, meinen Sie, daß der Mond Seele genug hat, um wahre Liebe zu begreifen, jene himmliche ätheriſche Liebe, die der Sohn der Wildniß ſo gut begriff, zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und doch nur ein Herz —

Ach, vielleicht ſchaut er jetzt in das Boudoir jener Dame, der Sie heute ſo galant den Karpfen reichten.“ — Raimund lachte laut auf — daß doch die Frauen ſogar eiferſüchtig ſind, ohne je einen Beweis der Liebe gehabt zu haben, dachte er: doch der Brief war zu intereſſant. „Glauben Sie aber nicht, fuhr ſie fort, daß ich Sie mit dem Monde vergleiche. Zum Beweiſe, wenn Sie mir morgen das Vergnügen ſchenken, mich zu beſuchen, werde ich Ihnen Auskunft über jene Dame geben. Meine Köchin kennt ſie“ — Puff, eine Verläumdung. — „Ich habe wenig Geſellſchaft, beſuche auch wenige. Ich haſſe unſere Männer und auch die Weiber. Nur Bücher entſchädigen mich zuweilen, aber ich weiß nicht, heute wollte ich leſen, es ging nicht. Ich war zu aufgeregt. Ich ſchrieb Ihnen daher dieſen Brief. Ich hoffe von Ihnen eine recht lange Antwort. Sie ſind mir ſie ſchuldig.“

P. S. „Dieſe Woche las ich die Briefe Sands über die Ehe. Welch eine große Frau iſt dieſes Weib! Ich bin ganz ihrer Meinung. Wir Frauen werden alle mißverſtanden, verkannt. Wir ſind die Heloten der Männer, die uns nach Belieben Maaßregeln, Geſetze vorſchreiben, und uns ſogar in der Liebe mißhandeln. Sobald ſich ein Mann von uns geliebt ſieht, verläßt er uns und — nun ja, ſucht ſich eine Andere. Wir armen Frauen!“ — Quelle blagueuse! rief Raimund aus!

Er las den Brief noch ein Mal. Er wußte wohl was ihr fehlte, und welches Räthſel ſie gelöſt haben wollte. Kaum wäre vielleicht das Eine gelöſt worden, ſo hätte ſie ſchon wieder ein neues zum Löſen aufgegeben, aber an Raimund irrte ſie ſich trotz ihrer halbverſteckten Phraſen. Zur platoniſchen Liebe hatte er keine Zeit und zur Ptolmäiſchen war ihm ein ſchönes Landmädchen lieber als eine häßliche Gräfin, trotz ihres Adels und trotz ihres Geiſtes. Weder die Liebe noch die Ehe erhält ſich im Geiſte allein, wenn ſich dieſer nicht zur Schönheit und Grazie, oder zur Güte des Herzens und der Seelentugend paart. Alles Gewäſch hierüber iſt lauter Romanenalfanzerei. Ein anderes iſt es, wenn man ſein Glück durch eine reiche Heirath machen will. Da kann man platoniſchehlich lieben, faute de mieux, oder auch wenn man alt und unkräftig iſt. Nun aber hatte Raimund ſeine Liebeskraft viel beſſer anzuwenden. Verliebt war er nicht, im reinen Sinne des Wortes, er liebte freilich Emilie und liebte ſie jetzt nach ihrem meiſterhaften Be-

nehmen noch mehr. Aber dieſe Liebe war denn doch nicht der Art, daß ſie ſein Herz und Geiſt zugleich feſſelte, daß ſie ihn umſpann. Dieſe Liebe entſteht entweder nur bei reiner Schönheit und Tugend oder nach langer Gewohnheit und nach langem Zuſammenleben mit einer Griſette, die zu jeder Stunde ihre Güte, ihre Grazie und ihre angeborene unzerſtörbare Tugend zeigt. Mehr als je hatte er Sehnſucht nach Emilie, er fühlte bereits, daß hier ein anderes Gefühl ſich dazwiſchen ſtellen mußte, um ſeine Leidenſchaft zu bekämpfen. Raimund kam übrigens nicht nach Berlin, um ſich zu verlieben. Er hatte bereits ein Mal mit aller Kraft ſeiner Seele geliebt und mehr als ein Mal hält ein gebrechliches Menſchenherz dieſe Luſt und dieſe Qual nicht aus. Man liebt in Andern nur noch das, was man früher bereits geliebt hat. Freilich kann man bei der zweiten und dritten Liebe ſogar glücklicher ſein als in der erſten, aber das Hauptglück beſteht immer noch in der ſegen Erinnerung der erſten Liebe.

Et si l'amour est une fleur
Le souvenir en est l'odeur!

Aus Galanterie jedoch, auch aus Uebermuth, wenn auch aus Eitelkeit, denn wer iſt nicht eitel genug um ſich zu ſchmeicheln geliebt zu werden, und die Männer mehr noch als die Weiber, beſchloß er ihr zu antworten und zwar recht toll und ausgelaſſen auf äſthetiſche, d. h. auf unſinnige Art.

7.

Wie anders war der Brief, den Raimund einen Tag nachher erhielt. Die Wahrheit der Gefühle leuchtete zu jeder Linie heraus. Er lautete folgendermaßen.

Lieber Freund!

„Sie hielten mich gewiß für undankbar, ach und für noch etwas ſchlimmeres, als ich Sie ſo plötzlich verließ, doch wenn ich mich auch vor der ganzen Welt nicht mehr ſchämte, und ſo tief war ich geſunken, ſo war es vor Ihnen. Nach dem, was Ihnen wegen meiner im Coloſſeum begegnet iſt, lernte ich erſt den Umfang meiner Lage recht kennen. Es kamen alle meine Jugenderinnerungen wieder lebhaft mir ins Gedächtniß, alle die goldenen Träume, denen ein junges Mädchen ſich in ſeiner Unſchuld hingiebt, Ich ſah meinen ſeligen Vater ernſt und mahnend vor mir ſtehen und wenn ich dann meine Vergangenheit mit der Gegenwart verglich, fuhr ich mit einem kalten Schauer zuſammen. So lange Sie krank waren, hielt ich es aus, bei Ihnen zu bleiben, um wenigſtens ein Drittheil meiner Pflicht abzutragen, hernach aber hatte ich den Muth nicht mehr, Ihnen in das Auge zu ſehen, weil ich mich Ihrer unwürdig fühlte und Ihre ungewöhnliche Großmuth mir wie ein Stein auf dem Herzen lag. Wenn Sie mich wie andere Herren behandelt hätten, hätte ich es ſehr gut ausge-

halten, man gewöhnt ſich an Alles, auch an das Laſter und lacht drüber weg, aber Ihre Zärtlichkeit, Ihre Aufmerkſamkeit, Ihre Vorſicht in Worten mit mir, die ich ſehr deutlich bemerkt habe, brachte mich zuweilen auf den Gedanken, als ſei es mir noch möglich, einen braven Mann glücklich zu machen. Wenn ich dann an meine Lage dachte, ſo ward ich zuerſt unzufrieden, dann mißmüthig und oft wüthend gegen mich und Sie. Ich hätte Sie haſſen können wegen Ihrer zärtlichen Vorſicht. Warum nimmt er mich nicht für das was ich bin? ſo dachte ich. Doch das waren nur Aufwallungen, ſo wie ſie jedes Mädchen hat, das Beſſere ſiegte in mir, die Stellung meiner Familie, die ich mit Gewalt verletzte, lag mir wieder am Herzen und durch Sie ward ich wieder eine brave Tochter, und hoffe auch einſt noch, eine brave Frau zu werden, wenn ich einen Mann in meinem Stande treffe, der ſo wie Sie denkt und handelt, doch daran zweifle ich. Um mich ſelbſt zu bezwingen habe ich mir einen Dienſt geſucht als Köchin. Ich war eine ſehr gute Köchin, ehe ich Kammermädchen war. Hier habe ich deutlich geſehen, wie man es uns ſo ſchwer macht, brav zu werden. Es iſt faſt eine Unmöglichkeit, einen ordentlichen Dienſt zu bekommen, wenn man einmal einen Fehler begangen hat, ordentlich als ſetzten ſich die Leute darauf, ein armes Mädchen mit Fußtritten zurück in das Unglück zu ſtürzen. Ich kann nicht lügen. Ich habe den Leuten, bei denen ich war, alles geſtanden und was habe ich da erleben müſſen. Der Eine ſagte gar zu mir, es wäre Schade für mich, wenn ich Köchin

würde, und gleich bot er mir Geld an. Aber als Dienstbote wollte er mich nicht, Andere ließen mich faſt zur Thüre hinauswerfen, die Meiſten hielten mich für eine Heuchlerin und doch war ich eigentlich als Dienſtmädchen auf der Polizei eingeſchrieben, wie wäre es erſt, wenn ich noch tiefer geſunken wäre. Wie oft wünſchte ich mir, ein Mann zu ſein. Ha, ich wäre nicht gut, ich würde mich rächen bis zum Blute. Ich ſtand bereits wieder auf dem Sprunge, mich erſt recht in dem Laſter zu baden, als eine brave, ſchöne Frau, o, ein Engel von einem Weibe, ſich meiner erbarmte und mich zu ſich nahm. Ohne ſie hätten Sie mich nie wieder geſehen und wenn Sie mich geſehen hätten, ſo hätte ich Sie mit Ihren Tugend- und Liebesphraſen ausgelacht. So ſind wir Mädchen. Iſt es unſere Schuld, wenn es die Leute mit Gewalt ſo haben wollen? Soll ich Hungers ſterben weil ich ein ſchönes Geſicht habe? Nun und jetzt, was bleibt mir übrig! Meine zarten Hände ſind bereits ſchwielig, doch ich klage nicht, ich habe es ſo gewollt, um Ihnen zu zeigen, daß Sie ſich meiner nicht mehr zu ſchämen brauchen, wenn Sie künftig mit mir ſpatzieren gehen. Ich bleibe auch nicht Köchin, wenn ich nur hier ein halbes Jahr bleibe, ſo bekomme ich eine beſſere Stelle, aber meine Madame iſt ſo gut, ſo engliſch, ſie behandelt mich wie ihr Kind und der Herr auch, ſo daß ich mich glücklich fühle. Ich habe ihr Alles erzählt, von Ihnen auch. Wenn Sie mich beſuchen wollen, ſie iſt ſogar neugierig, Sie kennen zu lernen. Ich ſage Ihnen ſie iſt ein Engel. Sie ſagten doch immer ich ſei ſo ſchön,

gegen ſie bin ich häßlich. Ich habe nicht viel zu thun, habe auch ſchon meiner Familie geſchrieben und erwarte Sie nächſtens. Wir wohnen Dorotheenſtraße Nr. ... Jetzt wenn Sie wollen, bin ich Ihre Geliebte auf immer. Ich habe ſchon geſtern erſt, eine Stelle als Kammermädchen haben können, doch liebe ich meine Madame ſo, daß ich ſobald nicht von ihr gehe Sie giebt mir alle ihre Bücher zu leſen, ich brodire ſogar jetzt, kurz ich werde mich jetzt ſelbſt bald ernähren können und da ich die Männer kenne und ſie darnach behandele, ſo wird es mir nicht mehr ergehen, wie in meinem erſten Dienſt. Ich werde von nun an mehr betrügen, als betrogen werden, doch Ihnen ſage ich Alles. Ich bin Ihnen zu gut."

Ihre Emilie.

Alle Männer ſind den Frauen gegenüber Egoiſten. So ſehr es Raimund freute, dieſen Entſchluß bei Emilie hervorgerufen zu haben, ſo wäre es ihm zuweilen doch lieber geweſen, er hätte ſie zu jeder Stunde beſuchen können, ohne von fremder Herrſchaft begafft zu werden. Und dann machte Emilie als Hetäre herrliche Toilette, jetzt aber, wo ſie dient, dachte er, ſind die ſchönen Tage vorüber. Dennoch ſiegte in ihm auch das Beſſere und er beſchloß, ſie den andern Tag zu beſuchen und wo möglich ihr eine beſſere Stelle zu verſchaffen. Er dachte ſogar daran, ſie mit nach Paris zu nehmen, wo ſie Niemand kennen würde. Dort herrſcht weniger Vorurtheil. Schönheit und Grazie machen dort zuweilen ihr Glück noch,

ja es giebt Franzoſen, die eher ein ſolches Mädchen heirathen, als ein unſchuldiges unerfahrenes Gänschen, das einmal aufgeweckt, alle Thorheiten der Liebe ſchwindelnd durchwandelt. Die Erfahrung hat es oft ſchon bewieſen, daß ſolche büßende Frauen alle Pflichten der Ehe auf das genaueſte, treueſte und graziöſeſte erfüllen. Die Wege des Lebens ſind verſchieden, die des Glückes aber noch verſchiedener.

Er hatte nun vor Allem den Brief der Gräfin zu beantworten, obſchon er noch denſelben Abend bei ihr zu Tiſche geladen war. Er antwortete ihr folgendermaßen.

Madame!

„Ich habe während meines Hierſeins oft die Schelling'ſchen Vorleſungen beſucht, Sie müſſen daher verzeihen, wenn ich Ihnen in ſeinem Styl antworte, ich war entzückt von dieſem Gottvollen Mann, ich glaubte mich oft in den Himmel verſetzt.

Als ich Ihren liebenswürdiggeiſtreichen Brief las, fühlte ich oft mit Schelling einen willenloſen Willen, ein ſeiendes Nichtſein, dann wieder ein ſeiendwerdendes und endlich ein reines Sein. Ich wäre gern bis zum purus actus gegangen, aber ich behalte mir das noch vor.

Ihre Worte ſind ſo klar und dunkel, ſo hell und ſo trübe, ſo weiß und ſo ſchwarz, ſo roth und ſo blau, daß ich mich darin wie in einem Farbenſpiegel abſpiegelte. Oft ſchienen ſie mir grün wie die Natur, oft blitzten rothe Blut und Herzensſtrahlen durch. Jetzt Veilchen, dann wieder Roſe, dann wie-

der Lilie. Bescheidenheit, Schönheit und Stolz in eine ganz neue Blume verschmolzen! Oft war ich eitel genug ein Seinwollendes in Ihnen zu entdecken, aber die Negation der Affirmation folgte gleich darauf, es war vielleicht nur ein potens potentiae. Thut nichts, wenn nur die Potenz einmal da ist, das Andere giebt sich von selbst.

Es scheint als glaubten Sie, ich hätte keine Ahnung von deutscher Liebe. Darin muß ich Sie eines selbstbeflissenen Irrthums zeihen. Jenes Hehre, Aetherische ist mir sehr bekannt. Aetherisch hat eigentlich die Bedeutung ewig. In so fern, gestehe ich, kann ich nicht für mich bürgen, aber jene reine luftige Liebe, die blos seufzt und stöhnt, die aus lauter Seelenwollust paradiesisch langweilig wird, ich kenne sie, habe mich selbst schon bewundert darin. Sie aber sind viel zu reizend, viel zu blitzend, um lange ihre Bekanntschaft auszuhalten.

Aber jene Liebe, wo die Seelen in Eins zusammenschlagen, wo sich Alles in einen Guß verschmelzt, wo man die Sonne für den Gott, die Sterne für Brautführer und den Mond für einen Virtuosen ansieht, jene Liebe kenne ich."

— Auf — rief Raimund aus!

„Doch wir Thoren! Wir glauben immer die Frauen zu kennen. Ein solches Weib wie Sie, das alle heterogenen Elemente in sich vereint, das Feuer und Wasser, Himmel und Erde in einem Mann umarmen würde, habe ich noch nicht gekannt. Sie setzen mich in Staunen. Ich falle stehend vor

Ihnen nieder, knieend bete ich Sie an, verehre Sie, und fühle mich beſiegt bis in die Zehe meiner Empfindung. Sie ſollten ſchriftſtellern. Die Gräfinnen Hahn und Paalzow ſind Weiber Ihnen gegenüber.

Es wird mir heiß um die Stirn. Ich fühle es, ich habe zuviel geſagt, und doch bleibt mir noch etwas zu ſagen übrig. Ich fühle das um deſto mehr, da man jenes blos durch Fühlen ſagen kann."

Ihr gehorſamer Freund.

Entweder, dachte Raimund, ſie verſteht mich, lacht mich aus und giebt mir höflich den Abſchied, oder ſie iſt entzückt von dieſem Unſinn. Warum nicht? Eine Dame, die Liſzt anbetet und die Paalzow für eine Schriftſtellerin erſten Ranges hält..... Und ſo war es auch. Raimund wurde lächelnd und wohlwollend aufgenommen, — aber ſein perſönliches Benehmen ſtach ganz von ſeinem geſchriebenen Feuer ab. Eine Franzöſin hatte ihn nicht lange in dieſer Doppeltſtellung gelaſſen. Zuerſt hätte ſie ihn mit Witzen verfolgt. Von dem Augenblicke, wo ſie ſich geliebt geglaubt hätte, würde ſie ihn mit ihren neckiſchen Bemerkungen ſo geſtachelt haben, daß er entweder unternehmend geworden wäre, oder ſich als Einfaltspinſel — bête — zurückgezogen hätte. Der Berliner Aeſthetikerin genügte einſtweilen das ſchriftliche Bekenntniß. Seine Paſſivität nahm ſie als Schüchternheit an, und war darüber entzückt.

Dies Mal wurde Raimund überraſcht. Man ſpeiſte bei Meinhard und ſollte hernach nach Charlottenburg fahren, frei-

lich so eingerichtet, daß Raimund und sie allein in einem Wagen sitzen sollten. Bei Meinhard lernte Raimund einen Mann in den Funfzigen kennen, der aus der Rheingegend war und lange in Frankreich gelebt hatte. Ihre Grundsätze waren dieselben, sie schwatzten lange mit einander, zum Leidwesen der Gräfin und als es zum Ausfahren kam, gab er heftige Kopfschmerzen vor. Die Gräfin schlug ihm vor, mit ihr nach Hause zu fahren, wo er sich einige Zeit ausruhen sollte, aber Raimund gab eine allgemeine Müdigkeit vor und entwischte ihr, zu seiner großen Freude. Sie hatte ihn über alle Maßen gelangweilt. Essen und Trinken hatte aber für Raimund gar keinen Werth, er wurde in Noth und Kummer sehr streng erzogen und später als er Mittel hatte, sich dies Vergnügen zu verschaffen, konnte er ihm durchaus keine besondere Wollust abgewinnen. Er war zu jung und zugleich zu ernst dazu, um ein Gourmand zu sein, besonders da er sich oft selbst seine Küche besorgte.

Der Mann, mit dem sich Raimund unterhalten, sprach ihn sehr an, er versprach ihm, ihn zu besuchen. Sie hatten in einer halben Stunde sich gegenseitig lieb gewonnen. Es giebt geheime Anziehungspunkte zwischen den Personen, die gar nicht zu läugnen sind. Jener Mann sagte, er sei wegen Familienverhältnisse in Berlin, hätte einen reichen Bruder, der Beamter sei und der ihn fast um die Hälfte seines Vermögens betrogen hätte, er wolle jetzt mit ihm prozessiren. Dabei versprach er Raimund bedeutende Aufklärungen über das innere

Geäder des preußischen Staates, kurz Raimund versprach ihm, ihn den andern Tag zu besuchen. Als er nach Hause kam, sann er auf ein Mittel, sich von der Gräfin loszureißen. Er sann lange nach, denn grob wollte er nicht sein, da sie ihn doch zuvorkommend behandelte. Sie war ihm aber weder schön noch einfach genug, um seine Intrigue mit ihr fortzusetzen. Dabei hatte ihm Minna von ihr so Manches erzählt, das ihm Widerwillen einflößte, aber trotz seiner Erfahrungen wußte er kein Mittel, auf höfliche Art von ihr zu kommen. Er hatte zwar schon die heftigsten Diskussionen mit ihr über Literatur und Politik, aber sie verzieh immer. Er griff oft ihre religiösen Ansichten an, aber sie behauptete immer, sie würde ihn schon herumbringen. Es ist leicht eine Intrigue mit einem Frauenzimmer anzuspinnen, besonders mit einer geschiedenen Wittwe, aber nicht so leicht ist es, sich wieder loszumachen, besonders wenn die Bewerber nicht zu Dutzenden da sind.

Den andern Tag ging Raimund mit dem Fremden ins Odeum. Zuerst flanirten sie in Hennigs Rauch- und Wintergarten, dann gingen sie zu Günther. Immer dieselben Figuren. Leute, die sich Stundenlang hinsetzen, eine Tasse Kaffe trinken, eine Cigarre rauchen und sich einwalzen lassen, ohne ein Wort zu sprechen. Sie nennen das „deutsches Gemüth.“ Höchstens dringt ihnen der Ehestandswalzer und Krambambuli ein höhnisches Lächeln ab. Daß ein so indolentes Volk eine so rauschende Musik hat, ist sehr charakteristisch. Man glaubt, es wäre eine musikalische Leichenschau. Nirgends Leben, nirgends Anregung.

Man ſetzt ſich hin, ſieht und hört an und läßt ſich anſehen. Dieſe Walzermanie jedoch hat in Deutſchland den höchſten Gipfel erreicht, in Berlin aber am erſten. Zwar läßt ſich in Berlin ſonſt kein öffentliches Vergnügen denken, und dieſe Taubſtummenſitzungen finden jeden Tag irgendwo ſtatt. Hat man aber eine geſehen, ſo hat man alle geſehen. Alle Gärten bieten daſſelbe. Und doch iſt in Berlin das rührigſte Volk Deutſchlands. Jedoch ſind ſie erſt im Werden. Daß ſie in einem Uebergangspunkte ſtehen, läßt ſich gar nicht läugnen. Die Berliner ſtehen einmal des Morgens früh auf und wundern ſich, daß ſie lauter moderne Jakobiner ſind. Es fehlt nur noch der Uebergang der Frauen von ihrer Paſſivität, wenigſtens zur Neutralität. Was blieb Raimunden übrig, als ſich mit ſeinem Freunde an den Tiſch zu ſetzen, eine Cigarre zu rauchen und zu plaudern. Raimund erzählte ſeinem Freunde, von ſeiner Verlegenheit. Dieſer rieth ihm, er ſolle bei der erſten beſten Gelegenheit ihr vorſchwatzen, er ſei ein Jude, der ſich nie taufen werde. Raimund lächelte und verſprach, das Mittel anzuwenden. Es war aber nicht nöthig. Raimund hatte bei ihr den Brief, den ihm Emilie ſchrieb, liegen gelaſſen. Er that dies ungern, er verlor ihn, aber wenn er es abſichtlich gethan hätte, hätte das Mittel nicht beſſer wirken können.

Im Odeum bemerkte Raimund die Dame wieder, die er auf eine ſo romantiſchproſaiſche Art auf dem Gensd'armesmarkt zuerſt erblickte. Ihre Blicke begegneten ſich und Raimund war genöthigt die Augen niederzuſchlagen. — Er konnte nicht von

der Stelle. Immer wieder wollte er in dieſes Auge blicken. Ha, ſagte er zu ſeinem Freunde, es geht etwas Gewaltiges in mir vor, je ferai une passion. Ich fühle die Vorboten einer zerſtörenden Leidenſchaft. Dieſes Weib würde ich lieben, ich fühle es, es zuckt mir ſo im Herzen, wie einſt als ich zum erſten Male meine Geliebte ſah, und ich ſehe ihr Blick weicht mir nicht ganz aus. Hierin aber irrte er ſich. Die Dame war ganz vergnügt mit ihrem Manne und ihrem Kinde. Daß ſie ſich von einem Fremden bewundern ließ, war ganz gewöhnlich. Wer konnte auch in ihr Auge ſehen, ohne auszurufen, das iſt ein ſchönes Weib! Der Fremde lachte Raimund aus. Sie ſind ein ſchwärmeriſcher Menſch, ſagte er zu ihm, ein Gefühlsnarr. Was wollen Sie, verſetzte Raimund ich bete die Schönheit an, aber nur die Seelenſchönheit und die zeigt ſich immer im Blicke, beſonders in Deutſchland, wo die Frauen nicht ihre Augen bearbeiten, wie in Frankreich. Das einzige Mittel iſt, ſie zu fliehen, ich fühle es, und Beſchäftigung. Wie iſt es aber möglich, nach einem ſolchen Blicke einer Dame wie die Gräfin, nur die Hand zu küſſen. Es iſt dies eine Profanation!

Er hatte dies auch nicht nothig. Als er nach Hauſe kam, übergab man ihm ein Billet von der Gräfin folgenden Inhalts auf ſchlecht Franzöſiſch.

„Ich habe mich in Ihnen geirrt. Wie ich ſehe ſind Sie nicht von der nobelſten Geſellſchaft. Es war von mir ein Amuſement, ich wollte meinen franzöſiſchen Accent durch Sie

korrigiren, denn das gestehe ich Ihnen zu, daß Sie besser französisch sprechen als ich. Sie haben es wahrscheinlich von Ihren Grisetten gelernt, wie diese hier einliegende Emilie. Hier schicke ich Ihnen diesen zärtlichen Brief, den Sie verloren haben zurück. Vergessen Sie mich!" — Das wird nicht schwer sein, dachte Raimund und holte frischen Athem. Aber es verdroß sie doch was Anderes noch, als die Bekanntschaft Raimunds mit Emilie, doch das durfte sie nicht sagen. Wieder eine begraben! rief Raimund aus. Que la terre lui soit legère! — Wehe meinen Nachkommen!

Gleich darauf machte er sich auf den Weg, um Emilie zu besuchen.

8.

Er fand diese ganz allein. Ihre Herrschaft war irgendwo eingeladen, da der Mann den andern Tag abreisen sollte. Raimund bewunderte die Toilette Emiliens. Sie war so einfach und so nett gekleidet und doch nur als Dienstbote. Das Grisettenhafte konnte sie nicht verbergen. Er wurde mit offenen Armen empfangen. Doch schien er kälter, gezwungener als gewöhnlich. Emilie merkte dies und bemerkte es ihm auch. Lieben Sie mich jetzt denn weniger? fragte sie etwas schüchtern. Höre, Emilie, sagte Raimund ernst. In der Gesellschaft, bei meinen Freunden gelte ich für einen Don Juan. Theils bin ich selbst schuld an dieser Meinung, durch meine Reden und

oft durch meine Geschichtchen, die ich erzähle, überhaupt durch meine Ansichten. Aber alle diese Leute kennen mich nicht. Ich bin weit tugendhafter als sie, die mich verdammen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und die Tugend habe ich immer respektirt Für mich sind Sie nicht mehr die Grisette, sondern ein braves tugendhaftes Mädchen und ich werde mich hüten, unsere frühern Verhältnisse auf die jetzigen anzuwenden. Wenn ich verlange, daß andere Herren Sie respektiren, so muß ich wohl selbst damit beginnen. Liebe ich Sie desto weniger? Keinesfalls. Im Gegentheil ich werde Sie gleich von vorn herein gewöhnen, wie ein ordentlicher Herr mit einem ordentlichen Mädchen ein Liebesverhältniß beginnt. Wenn ich sehe, daß ich Sie glücklich machen kann, so bin ich der Alte wieder, wo nicht, so suche ich Ihnen einen Mann. Fehlt dann alles, nun so bleiben wir doch vielleicht bei einander. Emilie hörte die lange Rede geduldig an, lachte nicht einmal, als er aber vollendet hatte, fiel Sie ihm um den Hals und drückte ihre feurigen Lippen auf seinen Mund. Das macht mich Sie noch mehr lieben, sagte sie und —

Nun Frauenküsse haben schon festere Entschlüsse wankend gemacht. Sie unterwühlen die stärksten Festungen von Grund auf und selten widersteht ein schwacher Mann dem starken Weibe in der Liebe.

Wie! rief später Emilie aus, ich werde Köchin, um Ihrer würdig zu sein, und Sie wollen den Tugendhaften spielen! Beide lachten laut auf. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie eine

Andere lieben. Sie kennen mich noch nicht. Ihre Augen funkelten, Raimund hatte Furcht. — Sind Sie eiferſüchtig?

— Schöne Frage, erwiederte Emilie. Es giebt kein Frauenzimmer, das nicht eiferſüchtig iſt. Das ſchlechteſte Mädchen iſt es, ich habe mich davon überzeugt nnd heftiger noch als Eure langweiligen Tugendhaften. Es giebt nur eine Frau, auf die ich nicht eiferſüchtig wäre, auf meine Madame nämlich. Gegen die bin ich weder ſchön, noch gut. Ha, Sie ſollten ſie ſehen, wie die gewachſen iſt? Und die Güte ſelbſt. Ich muß ihr alle meine Geſchichtchen erzählen. Wir lachen oft wie zwei Bucklige, aber allein, ganz allein, wenn ich ſie an- und ausziehe; denn ich bin auch ihr Kammermädchen.

— Und liebt ſie ihr Mann?

Er betet ſie an. Sie hat lauter Anbeter.

Liebt ſie ihn wieder? fragte Raimund.

Das weiß ich nicht. Er thut ihr alles, was er ihr an den Augen anſieht, aber ſchön iſt er nicht, auch kein Licht. Sie iſt ſehr zärtlich mit ihm, aber, aufrichtig, verliebt iſt ſie nicht. Hingegen betet ſie ihre Kinder an. Das eine Mädchen, mein Augapfel ſieht ihr ganz gleich.

— Iſt ihr Mann eiferſüchtig auf ſie?

— Gar nicht. Er iſt ſechs Monate im Jahr nicht zu Hauſe, hat eine Anſtellung an irgend einer Eiſenbahn. Ich glaube, ſie waren ſehr reich, ſind noch ſehr vermögend. Sie hat, wie ich glaube, einen reichen Vater, der ſich aber zum zweiten Mal verheirathet hat. Ich weiß das nicht ſo recht. Es ſind vermö-

gende Bürgersleute. Aber Madame geht wie eine Gräfin und alles steht ihr, wie angegossen.

— Haben sie nie etwas mit einander vor?

— Da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die vor acht Tagen vorfiel:

Der Herr ist oft lange abwesend. Sie können sich denken, daß sich Madame oft langweilt. Ihre einzige Unterhaltung sind die Kinder und die Armen; denn sie thut mehr Gutes als in ihrem Vermögen steht. Da kommt der Mann nach Hause, überrascht sie mit den Kindern, die alle vor Freude weinten. Er aber war sehr müde und abgehetzt, dabei durchnäßt trotz seines Mantels und klagte über heftiges Ohrenreißen. Er legt sich ins Bett, sie sitzt neben ihm und plaudert traulich, indem sie seine Hand drückt. Da kömmt die Kleine, die sehr klug ist, mit dem Portefeuille ihres Vaters, das im Ausziehen aus dem Rocke auf den Stuhl fiel. Sieh, Mama, sagte das Kind, Haare, lange Haare! Wirklich waren zwei Lockenflechten in dem Portefeuille. Sie erblaßte, untersuchte die Haare und legte sie wieder in das Portefeuille, stand auf und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. In diesem Augenblicke hätte ich ihn erdrosseln mögen, ich hätte auch nicht geschwiegen. Madame glaubte nun nicht anders, ihr Mann hätte noch eine Geliebte, da wo er gewöhnlich ist, die ihm Haare als Pfand der Liebe gab. Langeje doch konnte sie nicht schweigen, es platzte endlich heraus, und er saß da im Bette und schmunzelte so recht, als wenn er sagen wollte: Nicht wahr, die Leute sagen ich wär nicht

ſchön, aber es giebt doch noch Mädchen, die mich lieben? Dieſer Gedanke ſchmeichelte ihm ſo, daß er damit ſogar prahlte und ſeine Frau damit neckte. Nun kam ſie aber mit der großen Stimme. Lange hielt ſie es nicht aus, ſie iſt zu gut dazu, ſie brach in heftiges Weinen aus. Endlich erbarmte ſich der Alte. Na, na, ſagte er, komm ein Mal her lieb Annchen, betrachte einmal recht dieſe Haare, vielleicht erkennſt du ſie! Sie ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen, unterſuchte ſie recht genau und plötzlich ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus und umhalſte faſt eine halbe Stunde ihren Mann. Ich habe ſelbſt vor Freude geweint, ich wußte nicht warum, aber nichts iſt ſo anſteckend als das Weinen.

— Es waren ihre eigenen Haare? fragte Raimund.

— Nein die der Kinder. Als ihr Vater fortging, ſchnitt er jedem eine Locke ab, damit er ſie beſtändig vor ſich habe, und er that dies verſtohlenerweiſe, als ſie noch ſchliefen. Die Mutter ſelbſt wußte nichts davon. Raimund war von dieſer Scene gerührt. Er war nun neugierig, dieſe Dame kennen zu lernen und verſprach, den andern Tag wiederzukommen.

Als den folgenden Tag Raimund ſchellte, machte ihm eine Dame die Thüre auf. Er blieb ſprachlos ſtehen. Es war dieſelbe Dame, die er zuerſt auf dem Markte und dann wieder im Odeum ſah. Auch ſie war ein wenig betroffen, hieß ihn jedoch willkommen und ſich ſetzen. Er hatte kaum geſagt, daß er Emilien beſuchen wollte, ſo empfing ſie ihn ſchon etwas herzlicher. Alſo Sie ſind der brave Herr, der die Mädchen

dem Laſter entzieht. Raimund konnte faſt gar nicht antworten. So keck er ſonſt war, ſo ſchüchtern war er dieſer Dame gegenüber, er entſchuldigte ſich ſogar. Madame übrigens machte ein überſchwängliches Lob von ihrem Mädchen und da ſie gerade ausgegangen war, ſo benutzte Raimund die Gelegenheit, um ſich ſobald als möglich zu entfernen. Er fühlte ſich genirt in der Gegenwart dieſes Weibes, das er fliehen wollte und das ihm der Zufall ſo zu ſagen verfolgend in den Weg ſtellte. Unterdeß konnte er eine Einladung zum Mittageſſen nicht abſchlagen. Als Emilie nach Hauſe kam, neckte ſich Anna, ſo hieß die Dame, über die Schüchternheit Raimunds. Geben Sie Acht Madame, ſagte dieſe, das iſt ein liſtiger Fuchs. Der iſt nicht ſchüchtern, iſt auch gerade nicht herausfordernd, aber er kennt ſeine Gänge, er ſtürzt nicht in die Damenherzen, ſondern ſchleicht ſich ein und ſetzt ſich um deſto ſicherer darin feſt. Er hat es bei mir auch ſo gemacht. Er hat's hinter den Ohren. Anna lachte. Sie erzählte Emilie nun, daß ſie ihn ſchon kenne, und daß ſie ihn mit der Gräfin auf dem Markte geſehen habe. Das war genug für ſie, um ihn zu quälen; denn Emilie war eiferſüchtig und jetzt noch mehr als früher.

Beim Mittageſſen hatte Raimund nur Augen und Mund für Anna. Ihr ſchwarz ſeidenes Kleid ſtand ihr zum Entzücken ſchön, dabei trug ſie ein Fanchon von Spitzen, das unter dem Kinne graziös geſchleift war. Ihr Mann, der dies ſah, freute ſich ebenfalls. Es ſchmeichelte ihm, daß Fremde ſeine Frau bewunderten, beſonders da er vollkommenes Zutrauen zu ihrer

Treue hatte. Von Emiliens Verhältniß wußte er nichts. Er reiſte übrigens den andern Tag wieder ab und ſollte 8 Tage abweſend ſein. Obſchon nun Raimund ſich vorgenommen hatte, ſo viel als möglich die Dorotheenſtraße zu meiden, ſo ging er unwillkührlich faſt jeden Tag hin. Sein Benehmen war immer anſtändig. Emile freuten ſeine Beſuche, beſonders ſeitdem er ihr den letzten Brief der Gräfin gezeigt hattte. Bald aber merkte er, daß er nicht mehr Emiliens halber dieſes Haus beſuchte. Dieſe übrigens quälte ihn durch ihre Eiferſucht und er fühlte bald wieder die Wahrheit ſeines alten Paradoxons, daß es in der Liebe kein größeres Unglück gäbe, als wenn man zu ſehr geliebt wird.

Eines Abends ſaßen ſie traulich beim Thee zuſammen. Es waren noch einige Freundinnen Anna's da; denn ſelten empfing ſie ihn allein. Da ſagte eine zu ihr, ich weiß nicht, es ſcheint mir, als finde ich einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Herrn und Dir. Raimund, der dies hörte, näherte ſich dieſer Dame und dankte ihr für das Compliment. Er wollte eben ihr ſagen, daß er nie noch eine Dame geſehen habe, ſo ſchön wie Anna, geſchweige denn einen Herrn, aber er unterdrückte dieſes Compliment, wohl wiſſend, daß es ſich nicht ziemt, in Gegenwart mehrerer Damen, eine beſonders hervorzuheben. Es muß da immer ein Gleichgewicht von ſchönen Eigenſchaften hervorgehoben werden; denn keine Dame verzeiht leicht dieſe Unſchicklichkeit. Man muß nie mit einem Frauenzimmer von der Schönheit einer andern ſprechen, ſie fühlt ſich indirekt

beleidigt und läßt es einen auch fühlen. Und mit Recht. Er antwortete daher, daß er ſich ſehr geſchmeichelt fühle, einige Aehnlichkeit mit einem Frauenzimmer, dieſem Meiſterſtück der Natur, zu haben — er blickte ſeitwärts gegen Anna, die ihm auch mit einer Ecke des rechten Auges ſtillſchweigend dankte, mußte aber bedauern, daß dies nur ein Compliment ſei. — Ich ſpreche ganz im Ernſt, ſagte jene Dame wieder, Sie haben dieſelbe Naſe, dieſelbe Stirn wie Anna. Nun wurde confrontirt. Einige fanden gewiſſe Aehnlichkeit, Andere nicht. Unterdeſſen hatte Raimund hart neben Anna geſtanden, er hatte ſie leiblich berührt, gezuckt und das Zucken hatte ſeine elektriſche Wirkung nicht verfehlt. Es iſt ein Seelenglück für einen liebenden Mann, nur den Rockſaum ſeiner Geliebten zu ſtreifen, aber dies Streifen iſt gewöhnlich der Anfang des Anfangs. Die Liebe wirkt elaſtiſch wie eine Elektriſirmaſchine. Ein Druck, ein Funke und — die Exploſion folgt darauf.

Einige Tage ſpäter beſuchte Raimund wieder Emilie. Er beſuchte immer dieſe nur, meinte aber Anna, dies aber in keiner böſen Abſicht, er war blos vergnügt, in ihrer Nähe zu ſein. Er blieb den ganzen Abend und erzählte während mehr als fünf Stunden von ſeinem früheren Leben, von allem dem, was er gelitten und ausgeſtanden, wie ihm die Damen immer aus der Noth halfen, kurz einen ganzen Roman von Wahrheit und Dichtung. Solche Erzählungen beſchäftigen die leichterregte Phantaſie des Weibes ſehr. Das fühlte Shakſpeare ſchon, er, der die Frauen durchſchaute, als er ſeinen Mohren von

Venedig ſchrieb. Raimund hatte den ganzen Abend erzählt und als er fort war, ſchien es den beiden Frauenzimmern, als wäre er nur einige Minuten da geweſen. Beide überboten ſich nun in ſeinem Lob und Emilie freute ſich deſſen. Sie dachte weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Nur die Gegenwart beſchäftigt die Liebe.

Nun iſt aber die Liebe kein Spielzeug. Eine Kette von tauſend Kleinigkeiten wächſt ſie gleich häuſerhoch. Sie verdoppelt mit jeder dieſer Kleinigkeiten ihre Zahl. Eins, zwei, vier, acht, u. ſ. w. bis in's Unendliche. Es iſt dies auch in der Natur. Jedes Neue iſt dem, dem es entſprungen, ganz gleich. Die Reziprozität iſt in der Natur abſolut. So wie ein Tiger einen Tiger, ein Menſch einen Menſchen, eine Blume eine Blume hervorbringt, eben ſo zeugt eine gute That die andere — ha, dieſe keimen raſcher als man glaubt — ein Verbrechen das andere, ein Laſter das andere. Und ebenſo ruft Liebe wieder Liebe hervor, und zwar, wie ich ſchon bemerkt, in doppelt aufſteigender Zahl. Es rühme ſich kein Frauenzimmer, vor ihr geſchützt zu ſein, wenn ſie nicht auch das Leiſeſte in ihr vermeidet, es rühme ſich kein Frauenzimmer einer platoniſchen Liebe. Ihre Treue kann ſie bewahren, die fleiſchliche Treue, weil ſie ſie nicht achtet, weil ſie vielleicht überhaupt nicht für ſinnlichen Reiz Gefühl hat, aber ihr Herz kann ſie nicht bewahren. Und was bleibt dem Manne noch, wenn ihm das Herz ſeiner Frau fehlt? — Doch wie wenige

beſitzen es. Wir verſtehen unter Treue etwas Anderes. Und ich will meine Leſerinnen nicht lange in Zweifel laſſen. In dieſem Sinne blieb Anna ihrem Gatten treu, aber wie ſah es mit ihrem Herzen aus? Es ſtand bereits in Gefahr. Anna hatte nie geliebt. Zu ſechszehn Jahren wurde ſie verheirathet, ohne daß ſie gefragt wurde. Sie gab ihrem Manne Alles, was ſie ihm geben konnte, Zärtlichkeit, eheliche Treue, Mutterliebe, häusliche Pflege, aber geliebt hatte ſie dennoch noch nicht, das fühlte ſie erſt jetzt. Nun aber muß jedes irdiſche Geſchöpf durch dieſe Feuerprobe, und wehe dem Manne oder dem Weibe, die den heißen Stachel der Liebe nicht empfunden. Sie mögen noch ſo viele Bildung haben, ſie bleiben grauſam, hart und werden zuletzt unmenſchlich. Ja, es iſt ſogar ein Unglück für Kinder, wenn ihre Mutter nie Liebe empfunden hat. Die Mutterliebe iſt erſt das zweite Gefühl der Liebe, iſt aber nur ſtark und groß, wenn ſie erſtere gekannt hat, dann erſetzt ſie ſie doppelt und dreifaltig.

Bei einer keimenden Leidenſchaft giebt es viele Anknüpfungspunkte, die beſtändig wechſeln. Kaum aber iſt der eine verſchwunden und abgenutzt, ſo erſcheint ein anderer, ähnlich den Wellen des Meeres, wovon eine die andere vertreibt, verſtößt, verſchlingt, um immer wieder größer, raſcher, mächtiger zu erſcheinen. Raimund hatte in ſeiner Geſchichte den Umſtand hervorgehoben, daß er ſeine Eltern nicht kannte, er hob beſonders in rührenden Worten das Unglück hervor, ſo zu ſa-

gen, keine Mutter gehabt zu haben. Er ereiferte ſich in dieſem Gedanken und in ſolchen improviſirten Momenten war Raimund Poet. Im heißeſten Moment ſeiner ausgedrückten Empfindung ſah er eine Thräne in Anna's Augen, ſie drückte ihm unwillkührlich die Hand. — Sie haben Recht, ſagte ſie, ich theile gleiches Schickſal mit Ihnen. Auch ich habe nie meine Mutter geſehen, und mein Vater hat mich gleichgültig behandelt. Uebrigens habe ich nicht einmal einen Vater.

Raimund wurde nun ſelbſt neugierig und Anna verſprach ihm auch ihre Lebensgeſchichte zu erzählen, ſobald ſie dazu aufgelegt ſei. Es iſt eigentlich ein Roman, ſagte ſie. Ha, ſchrie Raimund, das ganze Leben iſt ein Roman. Nur die deutſchen Romane ſind das Leben nicht. Unſere Schriftſteller brauchten nur ſelbſt zu leben, um es zu ſchildern, es ſind aber faſt lauter Tugendpedanten. Das Leben liegt bunt vor ihnen, und ſie meiden es, vertiefen ſich in die Wälder ihrer wirren Phantaſie und erfinden Dinge, die nicht ſind, oder die nicht werth ſind zu ſein. — Er hielt inne. Es kam ihm eine andere Bemerkung. Zuerſt die Cenſur, dann fühlte er ſelbſt, daß es ſehr ſchwer ſei, einer Leidenſchaft Schritt vor Schritt zu folgen und immer dabei ſpannend intereſſant zu bleiben. Er fühlte dies in ſich ſelbſt am Beſten, in dieſem Augenblicke beſonders. Der Geliebte kann Tage lang ſeiner Göttin zu Füßen ſitzen, und ihr in's Auge ſchauen, aber der Leſer langweilt ſich bald daran; er verlangt Anderes, Thatenreicheres, und doch iſt bei einer Liebe das Geringſte bedeutend. Nur

einem Schriftſteller iſt dieſe Herzensſchilderung gelungen, Göthen in den Wahlverwandtſchaften.

Sie erzählte ſie ihm aber nicht ſo bald, es vergingen noch mehr als vierzehn Tage. Ihr Gatte war bereits wieder zurück und wieder abgereiſt, der übrigens Raimund ſehr liebte und ihm empfahl, ſeine Frau recht gut zu amüſiren. Eine weitere Abſicht übrigens hatte Raimund gar nicht, zum erſten Male liebte er, was die Deutſchen platoniſch nennen, aber ſicher war er ſeiner nicht, dazu war er noch zu jung.

Endlich an einem traulichen Abend willfahrte ſie Raimund's Bitten und erzählte ihm ihre Geſchichte. Sie wußte ſie von ihrer Tante, weder Vater noch Mutter unterrichtete ſie davon.

Mein Vater, ſagte ſie, war der Sohn eines Adeligen. Dieſer ſtarb und ſeine Mutter, die ohnedies bürgerlich war, heirathete wieder einen Bürgerlichen und gebar noch einen Sohn. Sie wohnten am Rheine Dieſe zwei Stiefbrüder haßten ſich, ſie waren verſchieden an Geburt, an Schönheit und an Geſinnung. Meine Mutter — meine Tante ſagte, ich ſehe ihr aus dem Geſichte ähnlich — war ein einfaches Düſſeldorfiſches Mädchen. Der jüngere Bruder, ihr Nachbar, liebte ſie und wurde wieder geliebt, der ältere — er war um zehn Jahre älter — verlangte ſie zur Heirath. Er hatte Namen und eine Stelle, dabei war er ſehr reich, weil er all das Vermögen ſeines Vaters beſaß. Vergebens widerſetzte ſich meine Mutter dieſer Heirath, ihre Eltern zwangen ſie, ſie wurde faſt ohnmächtig zum Altare geſchleppt — denn — ſie war ſchwanger und

hatte es ſogar ihrem Vater geſtanden. Der aber mußte ſein Glück durch dieſe Heirath machen, ſeine Tochter war ihm abgekauft. Sie war die ſchönſte am Rhein. — Emilie lächelte ironiſch — Kein Wunder, ſagte Raimund, Sie gleichen ihr. — Kurz, fuhr Anna fort, nach einigen Monaten der Heirath kam ich mit noch einem Bruder als Zwilling zur Welt, und meine Mutter ſtarb, wie ſie es wünſchte, denn ſie liebte ihren Stiefſchwager. Mein Vater wußte Alles. Den Jungen ließ er in einer Penſion, einer Art Kloſter, erziehen und ich blieb bei der Tante, bis er mich verheirathete. Er hat mich noch nie beſucht, hat übrigens zum zweiten Mal geheirathet und hat noch mehr häßliche Töchter, die verheirathet ſind. Er ſchickte ſpäter den Sohn, meinen Bruder, nach Frankreich und Amerika, was aus ihm geworden, weiß ich nicht, darum, beſter Freund, hat mich Ihre Geſchichte ſo intereſſirt. Nun kennen Sie die meinige. Sie hatte ſie kurz erzählt, aber ſie brachte eine tiefe Erregung bei Raimund hervor. Wenn ich dieſer Bruder wäre, dachte er bei ſich, doch wie ſo dies erfahren? Er ſann darüber einige Tage nach, ließ jedoch das Ganze fallen, er liebte Anna zu ſehr, um nur eine Schweſter in ihr zu ſehen. Es wäre dies nicht möglich, dachte er.

Unterdeß wuchs ihre beiderſeitige Leidenſchaft ſtill fort. Eines Abends, als ſie allein in dem Salon waren, und wegen des Mondſcheins kein Licht hatten, ſagte Anna zu Raimund: Emilie hat ſich bei mir beklagt, Sie liebten ſie nicht mehr, Sie ſeien ſo kalt gegen ſie. Das arme Mädchen hat Recht,

verſetzte Raimund, und die Urſache dazu wird Ihnen bekannt ſein? — Mir? fragte Anna, indem ſie die Wimpern ſenkte. Ja, Anna, rief Raimund aus, Sie wiſſen es, Sie ſehen es, Sie fühlen es, daß ich nur Sie liebe. Die Nemeſis der Liebe hat ſich ſchrecklich an mir gerächt. Ich habe ſchon ſo manch ſchönes Herz verſchmäht, und jetzt liege ich hoffnungslos vor einem Weibe, das nicht lieben darf. Ich habe Strafe verdient, doch dieſe iſt zu hart. — Anna antwortete nicht. — Raimund ergriff ihre Hand, drückte ſie, bedeckte ſie mit Küſſen, Anna ließ ſich, vom Taumel der Sinne hingeriſſen, geben. Da wagte er es, ſie auf die Lippen zu küſſen. Sie zuckte, gab ihm den Kuß zurück. Ich liebe Dich, Anna, ſeufzte Raimund, indem er ſie an ſein Herz drückte, wie ich noch kein Weib geliebt, und immer verwirrter wurde ſeine Leidenſchaft und immer kühner wurden ſeine Sinne, — da mit einem Male erwachte das tugendhafte Weib, ſie ſtieß einen Schrei aus, lief in das Nebenzimmer, holte ihr kleinſtes Kind, trug es auf dem Arme und kam zurück. Jetzt, ſagte ſie zu Raimund, jetzt fürchte ich Sie nicht mehr, jetzt darf ich Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe. Sie drückte ihr Kind an ihre Bruſt und Raimund küßte es, als wollte er um Verzeihung bitten. Ich werde Sie nie mehr allein ſprechen, ſagte Anna zu Raimund, mein Schutzengel hier, ſie küßte ihr Kind, ſoll mich immer begleiten. Ich bete Sie um ſo mehr an, verſetzte Raimund, ja ich bitte Sie um Vergebung. Ich verzeihe Ihnen gern, um ſo mehr, als ich mir zuerſt verzeihen muß, ich

bin nicht ſtrenger gegen Andere als gegen mich, und nun gute Nacht. Sagen Sie doch; Emilie noch gute Nacht, ehe Sie gehen. Anna reichte ihm die Hand und Raimund ging. Madame, ſagte er im Fortgehen, es giebt gewiſſe Momente im Leben, die man nie vergißt. Nie werde ich dieſen Moment vergeſſen, er wird als ewige Erinnerung in meinem Herzen blühen, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Tugend werden darin um ſo mehr Verehrung finden, da Sie mir das ſüße Wort Liebe ſtammelten. Noch nie ſchien mir dieſes Wort ſo heilig als in Ihrem Munde. — Schmeichler, ſagte Anna, Emilie hat mir wohl geſagt, daß Sie einem Mädchen den Verſtand rauben mit einem Kuſſe, ſie hat mich ſogar gewarnt vor Ihnen. — Nicht ich, Madame, bin gefährlich, Ihre Schönheit, Ihre Grazie, und vor Allem Ihre Tugend iſt es. Die Tugend reizt noch viel mehr als das Laſter, beſonders wenn ſie ſo perlenächt iſt wie die Ihrige. Leider nimmt man in unſerer Geſellſchaft oft die Häßlichkeit für die Tugend. — Ich weiß nicht, ſagte Anna, Sie drehen Einem jedes Wort im Munde herum. Ich bin noch nicht ſicher vor Ihnen. — Sie ſprach letztere Worte zitternd aus. — Es entſtand eine kleine Pauſe. Hören Sie, ſagte Anna endlich, ich will mich Ihnen ganz vertrauen. Ich habe früher auch oft mit den Lippen gezuckt, wenn man von untugendhaften Weibern ſprach, jetzt aber ſehe ich ſelbſt ein, daß Niemand vor ſich ſelbſt ſicher iſt. Vor Liebe ſchützt nur Liebe. Verſprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, daß dieſe Szene ſich niemals wiederholen wird. —

Madame, verſetzte Raimund, glauben Sie mir, alle Herren, die ein Herz haben, achten die Tugend einer Frau, nur Gecken und Böſewichte ſprechen von ihren Erfolgen. Ich habe es nie geglaubt, wenn ein Herr ſich ſeiner Heldenthaten bei Frauen rühmte, und oft kam ich in böſe Händel hierüber, denn die Eitelkeit dieſer Gecken überſteigt noch ihre Dummheit. Jeder Herr, der ſo etwas von einer Dame ausſpricht, ſollte aus jeder guten Geſellſchaft verbannt ſein, denn was bleibt einer Frau übrig, verliert ſie in unſerer vorurtheilsvollen Geſellſchaft ihren Ruf. Aber ſie können darauf zählen, daß Sie von nun an mir heilig ſind. Anna reichte ihm noch einmal die Hand zum Kuſſe und Raimund entfernte ſich.

Als er fort war, beſchloß Anna, alles Vorgefallene ihrem Manne zu ſchreiben. Sie hatte auch bereits den Brief geſchrieben, aber über Nacht kommt Rath. Sie dachte, bis jetzt bin ich ſicher. Sollte ich mich ferner ſchwach fühlen, dann ſage ich Alles. Ha, dies Schreiben, dies Zögern, dies Auffahren, alles zeigte, daß Anna zum erſten Mal liebte. Bei einem jeden andern Herrn als Raimund wäre ſie gefallen.

Emilie merkte dies. Sonderbarerweiſe war ſie ſtolz darauf.

Zu Hauſe angekommen traf Raimund den Jungen Fritz, Minna's Bruder. Der ſonſt ſo luſtige Junge war ganz beſtürzt. Raimund ſtutzte. Lieber Herr, ſagte der gute Junge, indem er zu ſchluchzen anfing, wiſſen Sie kein Mittel, um meine Schweſter zu retten, ſie iſt ſehr krank. Mutter hat geſagt, Sie hätten Einfluß auf ſie, ſie ſpricht nicht, ißt und trinkt nicht

und liegt schon 8 Tage zu Bette. Ach du mein Gott, wenn die stirbt, bleibe ich nicht mehr zu Hause. Die allein hat mich immer vertheidigt und hat mir alle Woche fünf Groschen geschenkt. Raimund war sehr betrübt bei dieser Nachricht. Geht sie denn nicht mehr in die Kirche? fragte Raimund. — Schon seit acht Tagen nicht mehr. Kennst Du den Pfarrer.....? — Ach ja. Er hat sich wieder verheirathet. Ich weiß Alles, Mutter weiß nichts. — Raimund seufzte. Da wird ihr leider nicht zu helfen sein. — Ach, du mein Gott, schrie der Junge immer lauter. Mutter stirbt vor Gram und ich — ach Herr, nehmen Sie mich mit nach Paris! Sehen Sie, ich thue Ihnen Alles, ich habe ein Handwerk, kann schreiben und lesen, Französisch lerne ich auch bald. — Und was willst Du in Paris? — Hier ist nichts zu verdienen. Mein Bruder ist unter uns gesagt ein Lump, er trinkt gern. Mutter schickt ihm den letzten Pfennig Wenn ich aber groß bin, will ich Vater und Mutter ernähren, will meinem Vater zeigen, daß ich kein Taugenichts bin. Ich denke so manchmal nach. — Herzensjunge sagte Raimund, komm gieb mir Deine Hand. Deine Mutter hat Recht. Nun ja wenn ich wieder in Paris bin, kommst Du zu mir, hier hast Du meine Adresse, ich verschaffe Dir Arbeit. Ich brauche nur zu erzählen, was Du hier gesagt hast, und jeder nimmt Dich auf. Und hier hast Du zwei Thaler für das Wochengeld das Dir Deine Schwester lange nicht mehr geben wird. — Fritz entfernte sich langsam. Minna hat Recht sagte er, Sie haben ein gutes Herz. Die Berliner sind nicht

alle ſo, die ſchämen ſich mit armen ehrlichen Leuten umzugehen, wenn man nicht gerade ſo geputzt iſt wie ſie. —

9.

Gern hätte Raimund Minna beſucht, aber die verſchiedenen Gefühle, die auf ihn in der letzten Zeit einſtürmten, hatten ihn ſo erſchüttert, ſo aufgeregt, daß ſein Körper, ſeine Geſundheit darunter litt. Er fühlte, daß er einer Criſis entgegen gehe, er ahnte einen feſten Entſchluß, der in der Ferne ſeines Seelenhorizonts ſich zeigte, alle die Federn ſeiner Elaſtizität waren abgeſpannt, er fühlte ſich krank und war es noch mehr als er glaubte. Er ſuchte Zerſtreuung in einem ernſten Buche, aber auch dies koſtbare Mittel verfehlte jetzt ſeine Wirkung, er mußte ſich zu Bette legen, der Zuſtand ſeiner Seele wirkte zurück auf ſeinen Körper. Er hatte das Fieber und mußte das Zimmer hüten.

Sein fremder Freund beſuchte ihn mehrere Male, Emilie pflegte ihn. Es wußte Niemand, was ihm fehlte. Es giebt Krankheiten, die noch gar keinen Namen haben.

Einige Tage ſpäter kam ſein Freund zu ihm, ganz aufgerezt und wie außer ſich. Raimund merkte dies und fragte ihn darum. Ich habe ſo eben eine Scene mit meinem Bruder gehabt ſagte er, die mir alle Fibern aufjagte. Es fehlte wenig, ſo hätte ich ein Verbrechen an ihm begangen.

— Wer iſt denn dieſer Bruder? fragte Raimund.

— Der reiche Juſtizrath von C. —

— Ha, ſagte Raimund, Emiliens alter Freund. Ich kenne ſeinen Namen.

Es iſt mein Stiefbruder, verſetzte der Freund. Darauf erzählte er ihm einiges, das ganz mit der Geſchichte Annas zuſammenpaßte.

— Ich kenne Ihre Tochter, verſetzte Raimund.

— Sie? verſetzte der wackre Mann. Wie ſo?

Darauf erzählte Raimund die Geſchichte Annas. Jene hübſche Frau, die wir im Odeum ſahen.

— Ha, verſetzte der Alte. Und doch darf und kann ich ſie nicht an mein Herz drücken. Ja, wenn ich reich wäre. Doch werde ich ihr ſchreiben.

— Ich werde es ihr ſelbſt ſagen, verſetzte Raimund. Doch haben Sie die Kinder je geſehen? Erinnern Sie ſich des Knaben?

— Ich habe ſie zwei Tage nach ihrer Geburt an mein Herz gedrückt. Ihre Mutter ſchickte ſie mir verſtohlenerweiſe. Acht Tage darauf ſtarb ſie.

— Hatten ſie keine beſondere Kennzeichen?

— Der Knabe hatte ein kleines Mahl an der Stirn wie ich.

— Vater! ſchrie Raimund auf, Sie ſind mein Vater. Ich bin Ihr Sohn! Er fiel ihm um den Hals. Es entſtand eine lange Pauſe. Raimund erzählte nun, wie er in der Penſion

war, und wie er dort fortgeschickt wurde, als man nicht mehr für ihn bezahlen wollte.

— Ha, schrie der glückliche Vater auf. Daran war ich Schuld. Ich drohte ihm, dir Alles zu entdecken, damit du deine Mutter an ihm rächen sollst. Er schickte dir alsdann eine große Summe Geldes, damit du nach Amerika gehen solltest, so sagte er mir heute noch, es scheint aber, als habe sein Vertrauter die Summe behalten.

— Ich verzeihe ihm, sagte Raimund. Ich danke ihm sogar dafür. Raimund erzählte darauf seine Liebe zu Anna und wie sie ihn vor einem doppelten Verbrechen gerettet habe.

Nun sollte überlegt werden, was zu thun sei. Höre, mein Sohn, sagte jetzt der gerührte Vater. Ich rathe dir sobald als möglich abzureisen. Ich selbst werde dir folgen. In der Liebe hast du selten Glück, das höre ich an Allem, was du mir erzählst. Ich kenne Berlin besser als du. So lange du fremd warst und durch deine Paradoxen Aufsehen machtest, kamst du in die Gesellschaft. Bleibst du aber hier, so wirst du wie die andern verstoßen, besonders mit deiner Gesinnung. Ein deutscher Schriftsteller hat noch keine Menschenrechte. Der geringste Possenreißer, der, gestern Koch oder Jäger, heute plötzlich Schauspieler wird, hält sich für eine würdigere Person im Staate als der vagabonde Schriftsteller. So lange du sie amüsirst, hören sie dir zu, sagst du aber die Wahrheit, dann jagen sie dich fort oder geben sich den Anschein, als verachten sie dich. Dabei mußt du immer hübsch

elegant ſein und dich zieren wie ein Geck. Oder willſt du Staatsprofeſſor werden? Dazu haſt du zu viel Geiſt und Talent. Wenn jetzt ein Schriftſteller in allen Fächern durchgefallen, wenn er bewieſen, daß er zu gar nichts mehr Talent hat wird er Profeſſor oder Privatdozent. Er braucht nur zu allem ja ſagen, was der Staat ihm vorſetzt. Es ſind dies die invaliden Koſtgänger des Staates. Wirken kannſt du in Berlin gar nichts. Die Hoffnungszeit von 1841 iſt vorüber. Es war ein Fieber. Die Leute leben doch, und Allah iſt groß. An Familie ſollſt du dich nicht ketten. Du biſt im Stande, heirathest aus Güte. Ein Schriftſteller aber, der frei bleiben will und mit ſeiner Perſon für ſeine Principien einſtehen muß, hat böſe ſich an einen Schollen binden. Der Menſch, der freie Menſch iſt nicht wie der Baum des Feldes, daß er an ſeiner Wurzel hängen bleibt oder ſtirbt. Geh' nach Frankreich, nach England, ſchreibe franzöſiſch oder engliſch, wenn du eine Miſſion haſt, wirſt du ſie vollbringen. Es bleibt nichts unbenutzt. Ein Saamenkorn das hier ſich verliert, trägt ein Vogel oft auf eine Felſenritze, das dort die ſchönſten Früchte trägt. Die Menſchheit aber iſt ſolidariſch gegenſeitig verknüpft. Was in Paris wirkt, hallt in Berlin wieder. Achte deinen Stand, werde ein Prieſter der Vernunft und des Rechts und du ſtirbſt getroſt und mit gutem Gewiſſen. Geh' mein Sohn, ich gebe dir meinen Segen.

Raimund verſprach und gelobte Alles. Ich ſelbſt, fuhr der Vater fort, werde dir folgen. Vielleicht kann ich dir als Stütze

dienen und dir mit Rath und That beiſtehen. Raimund war ſehr ergriffen, daß er ſich ins Freie ſehnte, um ſeinen Gefühlen Luft zu verſchaffen.

Sie ſchleuderten vor das Oranienburger Thor. Dort ſah Raimund einen kleinen Leichenzug. Er erkannte unter den Folgenden Minnas Mutter und Fritz. Stillſchweigend folgte er mit ſeinem Vater. Der Sarg wurde auf Bretter über das Grab geſtellt. Ein Prieſter näherte ſich und hielt eine Predigt. Es war derſelbe Prediger, den Raimund mit Minna hörte. Dieſelbe Redensarten hörte er hier wieder. Man hörte es ihm an, daß er bezahlt wurde. Der Prediger blickte zur Erde, aber ſtellte ſich gemeſſen traurig kalt. Fürchtete er, ſeine innere Bewegung merken zu laſſen? — Die Mutter und der gute Fritz ſchluchzten. Sie hörten nichts von der Predigt. Raimund hielt es trotz ſeiner ſtillen Andacht nicht aus. Ha, er rief, das einzige Glück auf Erden iſt, daß Euer Himmel, ſo wie Ihr ihn Euch denkt nicht hinieden iſt. — Er verließ den Kirchhof. Fritz, der ihn erblickte, folgte ihm. Raimund empfahl dieſen Jungen ſeinem Vater, der ihm auch verſprach, für ihn zu ſorgen. Ja, ſagte endlich Raimund. Mit Vergnügen verlaſſe ich eine Stadt, wo ſolch eine Religion gepredigt wird. Hier kann das Menſchliche unmöglich gedeihen, und doch habe ich die Bewohner dieſer Stadt liebgewonnen, und doch trenne ich mich ungern von ihr. Ich weiß nicht, es zieht mich etwas Geheimes Namenloſes an ſie. — Dennoch wurde beſchloſſen, daß er den andern Tag abreiſen ſolle.

Zuerſt ſchrieb er einen Brief an ſeine Schweſter Anna. Er konnte keinen Abſchied nehmen, es hätte ihm zu weh gethan. Und dann liebte er ſie der Art, daß der Name Schweſter nur eine Disharmonie in ſeiner Seele hervorbrachte. Er empfahl ihr Emile und verſprach, ihr ſelbſt zu ſchreiben und wo möglich auch für ſie zu ſorgen, ſie ſolle nur auf dem Wege der Tugend bleiben, die ſich immer von ſelbſt belohnt. Dann packte er ſeine ſieben Sachen und machte ſich reiſefertig.

Lebe wohl Berlin, rief er aus, lebe wohl. Ich habe gute Menſchen in deiner Mitte kennen gelernt und liebenswürdige Damen.

Und noch etwas habe ich bei dir gelernt. Es geht nichts über ein deutſches braves Weib — wenn — — hier pfiff die Eiſenbahn! — —

Es leben feſte Grundſätze!

Von

Edgar Bauer.

Erſte Abtheilung.

An meine Freundin.

Du forderſt, gleichſam ſpöttiſch, eine Berliner Novelle von mir. Du glaubſt vielleicht nicht an eine Berliner Romantik? Du zweifelſt, ob die ſeichte Spree noch etwas anderes könne, als Theewaſſer liefern und ſchwindſüchtige Seelen mit ſeichten Gedanken auskühlen? Du zweifelſt, ob ſie auch den ſchönbewimpelten Nachen der Romantik in das holde Reich der Phantaſie zu tragen vermöge?

Dieſe breiten geraden Straßen mit ihren proſaiſchen Häuſern und noch proſaiſcheren Geſichtern, können ſie einen anderen Gedanken in uns aufkommen laſſen als den an die Weisheit der Väter der Stadt, welche die Hundeſteuer erfanden, damit wir ſchöne glatte Trottoirs haben?

Dieſe prächtigen Karoſſen, vor denen wir demüthig den Hut ziehen, ſchließen ſie Herzen ein, die mit Menſchen menſchlich zu fühlen verſtehen? Oder blos feine, gleißende Geldſäcke, welche auf die leeren Taſchen des ſüßen Pöbels mitleidig herablächeln?

Dieſe blanken Häuſer, die wie ein Regiment Soldaten daſtehen, beherbergen ſie Geiſter, die für einen hohen Gedanken zu glühen, die ein großes Schickſal zu erleiden und zu verſtehen wiſſen, oder ſind ſie nur von Wirthen bewohnt, die ihr Geld zählen, und von Miethern, die für den Miethzins arbeiten?

Tragen dieſe Sandfelder nur Kartoffeln? Oder auch die ſchwanke Palme der Poeſie? —

Dieſe Geſellſchaft, in welcher Einer den Andern kalt anſieht, die von keinem allgemeinen Lebenshauche durchweht iſt, kann ſie uns den würdigen Stoff für die Schilderung menſchlicher Schickſale liefern?

Dieſe Stadt, die nicht weiß, ob ſie ein wahres Volk oder nur Kaſten, Stände und Gilden beherbergt, dies Mittelding zwiſchen dem Eigenthum einer Nation oder einer ſpießbürgerlichen Provinz, kann ſie der Boden ſein, auf welchem die Saat der Romantik gedeihe? — — —

So fragſt du, du zweifelſt, ob wir noch andere Intereſſen kennen, als die für ein Capital, und es iſt ſchlimm genug, daß du ein Recht haſt zu ſolchen Fragen, zu ſolchen Zweifeln.

Aber höre, du brauchſt auch bei uns nicht mit der Diogeneslaterne umherzulaufen, um nach Menſchen zu ſuchen. Der Geiſt findet den Geiſt überall. Wären wir nichts als Sclaven hier und dort, Sclaven an allen Orten und Enden, Sclaven unſerer eigenen Vorurtheile, Sclaven des Geldes, Sclaven der Verhältniſſe, Sclaven der Polizei, — dann freilich wären wir weder werth noch fähig, Gegenſtand einer Novelle zu ſein,

so wenig als du den Schauplatz einer Novelle zu den Botokuden verlegen könntest. Doch — glaube nicht, unser Geist sei nichts als eine Todtengrube, in welche man nur die Angst des Gehorsams und das ertödtende Bewußtsein der Beschränkheit hineingeworfen, um sie mit dem Schmutze der Gemeinheit zuzudecken, damit übermüthige Tyrannen in ungestörtem Plaisir auf ihr herumtrotten, und dabei denken, es müsse so sein.

Ueberall findest du Geister, welche über beengende Fesseln und unvernünftige Verhältnisse hinaus der Freiheit zujauchzen; überall Herzen, welche ungehemmt schlagen, welche sich in dem heiligen Feuer menschlicher Liebe opfern möchten. Auch wir haben eine Gesellschaft, die ihre Charaktere bilden muß. Und wo es eine Gesellschaft giebt, da giebt es Opfer der Gesellschaft, wo eine Civilisation ist, da giebt es auch Opfer derselben, welche dazu bestimmt sind, alle Nachtheile der Civilisation zu tragen, ohne von ihren Vortheilen etwas zu verspüren. Sieh sie nur an diese armen Karrengäule der menschlichen Gesellschaft, welche sich danach sehnen, menschlich mit Menschen zu leben, — — doch die stolze, aristokratische Bildung stößt sie von sich, und die Selbstsucht einer ausschließlichen Civilisation hat Nichts für sie übrig als lächelnde Theilnahmlosigkeit oder gar höhnische Verachtung. Lauter Romantik!

Ich könnte dir also vielerlei großartige Sachen vorerzählen. Die Spree hat immer Wasser genug, damit sich eine verzweifelnde Seele darin ertränke, und sie hat doch nicht Wasser genug, um all' die Gluth der Schmerzen zu löschen, all das Feuer

der Kämpfe zu tilgen, an denen ſie theilnahmlos vorüberfließt. Sieh da! welche Romantik!

Mag unſer Kreuzberg nicht wild genug ſein, um ihn zum Schauplatze eines Duells oder gar eines Raubanfalls zu machen. Ich könnte dir dafür erzählen von den Zweikämpfen zwiſchen Arm und Reich; von dem Raube, welchen der Vornehme an dem Geringen begeht. Mögen unſere Straßen nicht winklig genug ſein, um ſie zur Bühne für eclatante Verbrechen zu machen; ich könnte dich in die Winkel und Verbrechen des menſchlichen Herzens einweihen. Romantik! lauter Romantik!

Aber warum ſoll ich alles ſchwere Geſchütz eines Unzufriedenen in's Feld führen? Ich würde mir zwar Nichts daraus machen, von der Seite angeſehen zu werden, und dies Loos trifft jeden, der heutzutage etwas gegen unſere herrlichen und überaus vortrefflichen Verhältniſſe einwenden will, doch will ich dich nicht durch zu viel Donner und Blitz betäuben. Auch habe ich nicht den Geſchmack der Paſſionsmaler, welche es lieben, ſchwarz in ſchwarz und roth in roth zu malen.

Wir brauchen gar nicht ſo fürchterliche Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Wir können uns immer noch genug zuſammen beluſtigen und gute Freunde bleiben, wenn wir uns auf ein kleineres Terrain beſchränken. Ohne all unſere Nerven zu erſchüttern, können wir ganz gemüthlich den dummen Streichen zuſehen, welche das Herz dem Menſchen ſpielt; und du ſollſt bei All dem haben, was du haben wollteſt — eine Berliner No-

velle. Du brauchst dabei nicht zu fürchten, daß ich ganz von unserem gesellschaftlichen Leben absehen will. Im Gegentheil! Nur werden wir uns das beste Urtheil darüber bilden können, wenn wir unsere Leute ganz ungestört in ihnen reden und handeln lassen.

Erinnere dich, liebe Freundin, wir sind oft Arm in Arm durch diese Stadt gegangen; und dann sagtest du meistens zu mir: „Wenn ich dich nicht gefunden hätte, wäre ich schon längst wieder fort.“ Warte! Es ist jetzt die Zeit gekommen, wo ich dich vielleicht für diese Schmeichelei strafen kann. Es ist möglich, daß ich dir jetzt so langweilig vorkommen werde, wie dir damals Berlin vorkam, und schon das ist eine Strafe. Dann aber will ich dir hauptsächlich beweisen, daß auch Berlin nicht so uninteressant ist, wie du glauben magst. Das Eigenthümliche in unseren Verhältnissen, die auf der einen Seite beinahe ganz starr und leblos sind, und auf der anderen Seite, von einem flüchtigeren und lebendigeren Elemente fortwährend angegriffen, in ein gewisses Schwanken versetzt werden — es mag, wenn man in ihnen leben muß, langweilig sein, ist es aber vielleicht nicht so sehr, wenn man sie zur Grundlage für eine Erzählung macht. —

1.

Der Fluch eines Vaters.

Der alte Herr Geheim-Secretair ſtarb an der Zeit, eine Todesart, die ſpäter vielleicht 'mal graſſiren wird. Wenn man ſo den alten Herrn ſah mit dieſem Geſichte, das ſo trocken war, wie eine Berichterſtattung, mit dieſer Naſe, die faſt dem Devotionsſtriche in Eingaben ähnlich geworden, mit dieſer Stirn, welche die vollkommenſte Aehnlichkeit mit einem platten Schreibpulte angenommen hatte, dann konnte man kaum glauben, daß der alte Herr einmal ein junger Herr geweſen ſei. Man meinte, er ſei als Actenſchreiber aus irgend einer patentirten Schreibemaſchinen-Fabrik hervorgegangen. Aber nein, der alte Herr war auch einmal jung geweſen. Er hatte, trotz Einem, dumme Streiche gemacht; doch offenbarte ſich auch ſchon in ihnen ſeine künftige Beſtimmung; denn das größte Vergnügen machte es ihm, wenn er „Tiſch und Wände" mit Gaſſenhauern beſchmieren konnte. — Sein politiſches Denken fing mit der Schlacht bei Jena an und beſchränkte ſich auf ein gewaltiges Schimpfen gegen die erbfeindlichen Franzoſen. Dann machte er die Freiheits-

kriege mit, und erhielt nach seiner Rückkehr eine Anstellung in irgend einem Büreau, worauf er dann gleich nichts Besseres zu thun wußte als zu heirathen.

Nachdem seine Frau ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, starb sie; mochte sie der Herr Geheim-Secretair nun zu sehr geliebt oder mochte er, was denkbarer ist, in der Ehe ein Haar gefunden haben; genug er heirathete nicht wieder, und seine ganze Lebensbeschäftigung bestand fortan darin, Protokolle aufzunehmen und seine Kinder seinen Idealen gemäß zu erziehen.

Ja, der Herr Geheim-Secretair hatte auch seine Ideale; zwar waren sie nicht vom Himmel herabgeholt, sie existirten nicht blos im Königreiche Nirgendwo, sie hatten vielmehr einen recht praktischen Boden. Er war nämlich ein Unterthan, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann. Sein politischer Gesichtskreis ging nicht über das Büreau hinaus; denn er war überzeugt, daß in den Fingern der Beamten Geist und Schicksal des Staates liege. Er that, was man ihm auftrug, fragte nie nach dem Warum, und floß dabei von Liebe und Verehrung zu seinem Heldenkönig über, der ihn gegen den Erbfeind geführt und dem Vaterlande die „Freiheit" gegeben hatte. Von späteren politischen Ereignissen und Weltanschauungen wußte er so viel wie Nichts; war doch in dem täglichen Geleise des Büreaulebens nie eine Revolution eingetreten.

Der Herr Geheim-Secretair schwärmte daher in dem Gedanken, seinen Sohn Karl später einmal auch als einen ange-

ſtellten und mit der ſittſamen Tochter irgend eines Cameraden verheiratheten Unterthanen zu ſehen. Wie wollte er dem fleißigen Sohne an die Hand gehen, wie wollte er ſich Abends mit ihm im traulichen Kreiſe der Familie über die beſte Art, die Acten zuſammenzulegen, unterhalten! Er war überzeugt, daß er ſeinen Sohn gänzlich verwahrloſen würde, wenn er ihn nicht für irgend eine Büreauanſtellung erzöge.

Für ſeine Tochter ſchwebten ihm noch höhere Ideale vor; er erblickte ſie ſchon als die Frau eines Geheimen-Rathes, denn außer dem allgeliebten König gab es für ihn nichts Verehrungswürdigeres als ein wirklicher Geheimer-Rath. Zwar war er nicht ſo anmaßend zu hoffen, daß ein ſolcher ſeine Tochter unmittelbar heirathen könne; aber er hatte ſich auch hier den richtigen Geſchäftsgang ausgecalculirt. Irgend ein romantiſcher Referendar ſollte ſich in ſeine Tochter, die natürlich ſehr ſchön ſein würde, verlieben; als Aſſeſſor ſollte er ſie dann heirathen; und wenn er funfzig Jahr alt geworden, mußte er ja allmälig bis zum wirklichen Geheimen-Rathe aufgerückt ſein.

In dieſen ſüßen Phantaſieen lebte der Herr Geheim-Secretair lange Zeit; erſt vom Jahre 1830 an hatte der gute Mann einigen Kummer. Er vernahm die fürchterliche Nachricht, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen und ein König abgeſetzt worden ſei. Ja, ja, ſagte er damals, wenn man in Frankreich mehr Acten geſchrieben hätte, ſo hätte man gewiß weniger gehandelt. Dann hörte er in ſeiner Schreiberſtube, daß man ſogar auch in Deutſchland den verbrecheriſchen

Wunsch nach Preßfreiheit und anderem Unsinn hege, ja sogar öffentlich auszusprechen wage.

Als er aber im Jahre 1840 vernahm, daß in Preußen, im alten, gehorsamen Preußen der Wunsch nach einer Constitution laut werde, daß „junge Schreierseelen" gegen die „alten Schreiberseelen" eiferten, da rührte ihn beinahe der Schlag. Wenigstens wurde er von da an krank; die alten Wunden — das Einzige, was er aus Frankreich mitgebracht hatte, — fingen an ihn zu schmerzen, und er konnte nicht mehr so regelmäßig wie früher auf sein Büreau gehen. War es zu verwundern, daß er allmälig hinsiechte, daß auch noch die Gicht zu den übrigen Plagen kam, und daß er gegen den Zeitgeist, der ihn krank gemacht hatte, einen wüthenden Haß faßte? Wie kann aber auch der Zeitgeist, dies fabelhafte Ding, das uns weder anstellt, noch uns zu essen giebt, so unverschämt sein, bis in die Schreiberstube eines alten Unterthanen zu dringen und ihn aus seiner bequemen und devoten Ruhe zu stören!

Ach! wenn er gar gewußt hätte daß sein Karl, der Geheim-Secretair in spe, auch von dem Wirbelwinde der Zeit ergriffen worden sei; doch er sollte es nur zu früh erfahren! —

Der Herr Geheim-Secretair hatte heute die beste Medicin gegen seine Gichtschmerzen erhalten. Man hatte ihn benachrichtigt, daß für seinen Sohn eine Secretair-Stelle offen sei. Mit welchem Triumpfgeschrei rief er ihn zu sich.

„Karl, Karl, du bist nun für immer geborgen, der Herr Geheim-Rath versichert uns seiner huldvollen Protection — du

mußt gleich zu ihm und eine gehorſamſte Viſite machen — Karl, du haſt eine Anſtellung; du kannſt gleich eintreten, und wenn du dich hübſch ordentlich beträgſt, kannſt du einmal noch Carriere machen. Sollte es auch im Anfange nicht gleich recht gehen; nun ich werde dich ſchon in unſere Geheimniſſe einweihen. Ach, ach! ich bin wieder jung, wenn ich dich hinter dem Pulte ſtehend denke. Karl, nun kannſt du auch bald heirathen.“

Aber der Herr Geheim-Secretair mußte das Ungeheure erfahren, daß Karl gar nicht über die lachenden Ausſichten, die ſich ihm darboten, erfreut war, daß er nicht voller Entzücken das Allergnädigſte Schreiben küßte, welches die große Nachricht gebracht hatte.

„Mein Gott, Clärchen, Tochter ſieh nur, wie der neu gebackene Herr Secretair daſteht; aber, Menſch, ſo freu' er ſich doch.“

„„Aufrichtig geſtanden, lieber Vater, ſind mir die Nachrichten, die du mir da mittheilſt, ziemlich gleichgültig. Ich ſpüre gerade keine große Luſt in mir, weder eine Anſtellung anzunehmen, noch zu heirathen.““

Wenn der Großherzog von Sachſen-Altenburg mit einem Male völlige Preßfreiheit gegeben; wenn der König von Baiern zu Gunſten einer Republik abgedankt; wenn Charlottenburg ſich plötzlich zu einer freien Reichsſtadt erklärt hätte, der Herr Geheim-Secretair würde nicht ſo geſtaunt haben, als darüber, daß ein junger Menſch eine Anſtellung ausſchlagen könne. Schon fühlt er ein leiſes Zittern in den Gliedern, ſchon kehren die Gicht-Schmerzen zurück.

„Karl, du machst mich krank; oder vielmehr ich muß voraussetzen, daß du selber nicht recht bei voller Gesundheit und bei Verstande bist. Mensch, wovon willst du denn leben? Soll der liebe Gott dir Manna und Wachteln aus der Luft senden? Oder sollen deine faulen Träume dir Brot geben? Besinne dich! Ein guter Unterthan nimmt eine Anstellung und schreibt, was ihm von Obrigkeit wegen vorgeschrieben wird. Giebt es ein schöneres Leben, als jeden Morgen beim Aufstehen sich sagen zu können: heute hast du das und das zu thun, du hast so und so viel Seiten zu schreiben? Alles geht seinen geregelten Gang. Punkt neun Uhr ist man auf dem Büreau. Man schneidet erst die Federn Und so weiter. Wie befriedigt fühlt man sich dann Abends, wenn man die Seiten überzählt, die man geschrieben, wenn man das beglückende Bewußtsein hat, seinem König treu gedient zu haben. Wie? Sag Clärchen, kann man sich ein schöneres Leben denken." —

Ich weiß nicht, Vater, antwortete Clärchen. Aber das wundert mich an Karl, daß er nicht heirathen will, und ich weiß doch, daß er den Herrn Geheimrath blos seiner Tochter Marie wegen besucht.

„Was muß ich hören? Karl! du der Sohn eines simplen Geheim-Secretairs, wagst es, deine Augen bis zur Tochter eines wirklichen Geheimen-Rathes aufzuschlagen. Nun, und warum nicht, du kannst dich auszeichnen; du kannst zu höheren Chargen aufsteigen; und über zehn Jahre kannst du vielleicht

ungeſcheut dem Herrn wirklichen Geheimen-Rathe unter die Augen treten, ihn um die Hand ſeiner Tochter zu bitten.“

„„Mach mich nicht ungeduldig, Vater. Ich verehre in dem Geheimen-Rathe kein höheres Weſen, blos weil er eine Anſtellung hat, die ihm zehnmal mehr einbringt, als dir die deinige. Ich weiß nichts von dieſem Unterſchied der Stände, der dir heilig iſt. Was iſt ein Geheimer Rath, wenn er nicht auch innerlich wohlberathen iſt? Kann ich übrigens nicht gern mit einer Dame umgehen, ohne die ſelbſtſüchtige Abſicht, ſie für mich zu beſitzen?““

Der alte Herr hatte ſich bis jetzt wenig um die Studien und Anſichten ſeines Sohnes bekümmert, er hätte ja doch auch nichts davon verſtanden. Das ſtand ihm feſt, daß Karl früher oder ſpäter einmal eine Anſtellung erhalten würde; er ſetzte bei ſeinem Sohne gar kein anderes Ziel, keine andere Ueberzeugung voraus. Was Karl da ſagt, war ihm daher ganz neu und erſchreckte ihn.

„Mein Sohn, mein Sohn, welchen Unſinn du da ſprichſt! Als ich in Frankreich war, hörte ich wohl hie und da ſo wahnſinniges Zeug gegen die Heiligkeit der Stände und gegen alle Sittlichkeit. Aber du wirſt doch nicht mit den unmoraliſchen Grundſätzen des leichtſinnigen franzöſiſchen Volkes mein Haus vergiften wollen. Ein echter Preuße haßt die Franzoſen und weiß, daß von ihnen nur Schlimmes kommt.“

„„Und ich, Vater, ich ehre dies Volk. Magſt du, als du, ein triumphirender Preuße, in Paris einzogſt, in den Franzo-

ſen nichts geſehen haben, als ein hochmüthiges gedemüthigtes Volk, magſt du nichts gemerkt haben von dem Schmerze einer unterdrückten Nation, welche dennoch durch Niederlagen hindurch dem Siege der Freiheit zuſtrebt: ich achte dieſe Nation, welche in dreißig Jahren mehr gekämpft, mehr gewirkt hat als ganz Europa in einem Jahrhundert.""

„Ungerathener Sohn, ſo wagſt du dem Anſehen deines Vaters zu trotzen, ſo wagſt du der erprobten und vieljährigen Erfahrung deine kindiſchen Träume und bodenloſen Phantaſieen entgegenzuſetzen. O, ich habe mein Leben verloren. — Er will keine Anſtellung annehmen."

„„Nein Vater, wenn du alles wiſſen willſt, ich will die Anſtellung nicht. Ich liebe meine Freiheit zu ſehr, als daß ich um leidiges Geld mich in eine Lage ſollte ſtoßen laſſen, welche überall wohl Philiſter, nirgends aber einen freien Menſchen bilden kann. Ich will Menſch ſein und kein Laſtthier. Nur der Unterthan wird beſoldet, meinſt du; nur ihm ſchiebt man für geleiſtete Dienſte ſein täglich Brod zu: immerhin. Sehen wir einmal, ob der freie Mann nicht in ſich ſelbſt Hilfsmittel genug hat, um durch die Welt zu kommen. Ich will mich nicht zur Maſchine machen laſſen, die man beliebig aufzieht, die man im Dunkeln arbeiten läßt und die für ihre Mühe nie den Lohn erwarten kann, welcher allein der Arbeit werth iſt, den Dank eines Volkes.""

„Kind, was du da ſagſt, verſtehe ich nicht, ich kenne wohl Obere, aber kein Volk. Sind jene mit mir zufrieden, gut,

dann darf ich es auch mit mir ſein. Was ſie befehlen, habe ich zu thun; und ich bin glücklich, wenn ich das ordentlich thue. Was willſt du weiter? Ich verſtehe dich nicht."

„„Vater, ich glaube wohl, daß du die neuen Gedanken nicht kennſt, welche mich bewegen. Aber weil ich frei denke, kämpfe ich, und weil ich mit dieſem Zuſtande der Dinge unzufrieden bin, in welchem nur das Vorrecht und tyranniſche Bevormundung herrſchen, darum kann ich mich in ihm nicht anſtellen laſſen.""

„Ich aber will doch ſehen, ob die Rückſicht auf einen Vater und die Achtung für Gottes geheiligte Vorſchriften über deine Verblendung nichts vermögen. Ich befehle dir als Vater, dieſe wahnſinnigen Anſichten zu laſſen und wie es einem Bürger und Unterthan geziemt, das geordnete Leben eines angeſtellten Mannes anzunehmen. Wo nicht. . . ."

„„Drohe mir nicht, Vater, denn deine Drohungen würden eben ſo wenig über mich vermögen wie deine Befehle. Wie? habe ich nicht auch das Recht, meine Ueberzeugungen zu hegen? Und habe ich nicht die größere Pflicht gegen mich, an dem feſtzuhalten, was ich als recht erkannt, als einem Befehle zu gehorchen, welcher verdammt, ehe er das kennt, was er verdammt? Befiehl mir das Rechte, was mit meiner Überzeugung übereinſtimmt, und ich werde dir freudig gehorchen. Dann jedoch iſt dein Befehl überflüſſig. Es wäre aber wahrlich nicht väterlich, mich durch einen Machtſpruch meines Denkens berauben zu wollen.""

„Mein Gott! mußte ich das noch erleben. Frevler, denk an Gottes Gebote und ehre deinen Vater."

„„Ich ehre dich; aber achte du auch meine Ansichten. Hole nicht Gottes Gebote herbei, um mich zu verdammen. Denn selbst deinem Gotte würde ich nicht glauben, nicht gehorchen, wenn er mir etwa befähle, was vor meiner Einsicht nicht bestehen kann.""

Das war zu viel für den alten Herrn. Meinungen, die er früher kaum geahnt, stürzten hier eine nach der anderen über ihn her. Und dieser Sohn, mit dem er es so gut gemeint, den er für das höchste bestimmt hatte, was er kannte, für die Stelle eines Büreaumenschen, dieser ungerathene Sohn, in dem er sich im Alter widerspiegeln, in dem er gleichsam verjüngt auferstehen wollte, dieser Sohn wagte es, frevelnd seine Hand an all das zu legen, was er sein Lebenlang als heilig verehrt hatte — ja, er wagte es, den Thurmbau seiner Hoffnungen mit einem Worte umzustoßen und die Anstellung nicht anzunehmen. Mußte er nicht ergrimmen? Mußte er nicht das Gefäß von sich stoßen, welches nicht mehr fähig war, seine Hoffnungen zu fassen?

„Wenn du denn frevelhaft genug bist, weder göttliches noch menschliches Ansehen anzuerkennen, so ziehe ich meine Hand von dir ab, ich erkenne dich nicht an, gehe dahin mit dem Fluche deines Vaters." — — —

— Ein Paar Tage nach diesem angenehmen Gespräch starb der alte Herr Geheim-Secretair; er starb an dem einzigen

ſtarken Luftzuge, welchen ihm der Zeitgeiſt zugeweht hatte. Er ſtarb eines rühmlichen Todes, in der Vertheidigung deſſen, was ſich als heilige Ueberzeugung in ihn eingelebt hatte; ſein Tod war wohl das Intereſſanteſte und Energievollſte, was ihm während ſeines ganzen Lebens paſſirt war; denn er ſtarb im Kampfe mit Gedanken. Bedauern wir ihn daher nicht. Sein Tod war ſchön; das einzige Ereigniß in ſeinem Leben, von dem wir hier erzählen konnten.

Aber Karl, der arme Karl. Sein Vater hatte nicht einmal geduldet, daß er an ſeinem Sterbebette zugegen ſei. Nur Clärchen hatte den alten Herrn pflegen dürfen und zu ihr hatte er kurz vor ſeinem Tode geſagt: „du biſt gut, meine Tochter, dir wird es wohl gehen, ich ſegne dich und der Segen eines Vaters wird Kraft genug haben, um Gottes Schutz auf dich herabzuflehen.“

Und dieſer Karl! Er ſcheint nicht gerührt durch den Fluch, den er auf ſich geladen; er ſcheint nicht die Blitze des Himmels zu fürchten, daß ſie ihn zerſchmettern; er geht nicht gebückt einher mit dem Bewußtſein, gottverlaſſen zu ſein. Er trotzt auf ſeine Kraft und er iſt ſtolz auf ſeinen Uebermuth!

Fromme Seele, fürchte für ihn! Und für das Mädchen fürchteſt Du nicht? Die arme Waiſe, ſie ſteht ja allein, und ihr Bruder iſt ihre einzige Stütze; aber ihr Vater hat ſie ja geſegnet, und du weißt, fromme Seele, wie wirkſam des Vaters Segen iſt. „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden!“

2.

Unter der Hausthür.

Iſt es ſo etwas Böſes, einem Mädchen auf der Straße nachzugehen? Muß man denn gleich vorausſetzen, daß man an ein Muſter von Sittſamkeit gerathen möchte, die, wenn es hoch kommt, auf der Schule etwas Geſchichte und Franzöſiſch und dann beim Paſtor vom lieben Gott gar viel, vom Menſchen aber herzlich wenig gehört hat? der man weiß gemacht, daß der Mann ein reißend Thier und der Anlaß zu aller Sünde ſei, den man auf keinen Fall frei anſehen dürfe. Wie geſagt, man hat ſelten das Unglück, auf ſolche Mädchen zu ſtoßen, die ſo wenig natürlichen Verſtand haben, daß ſie über die Beſchränktheit ihrer Erziehung nicht hinausgekommen ſind. Und wenn .... iſt es nicht intereſſant, die Unerfahrenen zu unterrichten und ihnen die überraſchende Ueberzeugung beizubringen, daß das männliche Geſchlecht doch wohl aus mancherlei ſanften Weſen beſtehe, welche in der zärtlichſten Liebe zu den Weibern zerſchmelzen möchten?

Das waren die Morgenbetrachtungen des jungen Herrn Arthur, den die Schneider und andere gelehrte Leute von Fach

Herr Baron nennen. Du lieber Himmel, der Barone ſind in Berlin faſt ſo viel, wie Ziegel auf den Dächern; Herr Arthur aber war ein wirklicher, wahrhafter und echter Baron. Doch wenn auch ſein Stammbaum bis in eine faſt vorſündfluthliche Zeit hinaufreichte, Arthur war entweder zu vernünftig, um auf ſeinen Adel groß ſtolz zu ſein, oder zu gewitzigt, um ſich ſeinen Stolz merken zu laſſen. Er hatte zwar die noble Paſſion, auf Eroberungen bei den Weibern auszugehen, doch ſah er wohl ein, daß er ſie nicht wie dieſer oder jener ſeiner weiland Vorfahren befriedigen konnte, die ſich auf die Landſtraße legten und mit Schwert oder Lanze die Dame ihres Herzens eroberten. Mochten ſeine alten biderben Vorfahren ob ſeiner erröthen, Arthur wußte recht gut die modernen Lebensanſichten in ſich aufzunehmen und die modernen Liebes-Künſte fanden an ihm einen gelehrigen Schüler.

Er macht eben die Morgentoilette, um „ſeines Tages Arbeit“ zu beginnen, — und dieſe Arbeit beſteht im Nichtsthun.

Mag übrigens — fährt er fort — das Mädchen ſein, wie es wolle, es kommt uns ja doch nur darauf an, uns ſelber zu unterhalten, uns ſelber zuzuhören, wie wir die Worte ſo ſchön ſetzen können, und wie wir, ohne etwas zu denken, die trefflichſten Redensarten herzuſagen verſtehen. Das Mädchen wird doch nicht ſo dumm ſein, an ſie zu glauben; und ſollte ſie albern genug ſein, — nun, durch Schaden wird ſie klug!

Ach Gott! Wir haben ſo wenig zu thun. Wir haben Geld

genug, um ohne Sorgen leben zu können, das ewige Einerlei einer Staatsanstellung langweilt uns. Wozu Acten schreiben, und im Schneckengange von Stufe zu Stufe aufwärts kriechen, wenn wir so schon eine bequeme Stellung in der Gesellschaft einnehmen? Sollen wir an die Wissenschaft denken? Das ist ja doch nichts als rohes, grobes Gezänke über Dinge, wovon am Ende Alle gleich viel verstehen. Oder gar Zeitungen lesen? Hu! uns schaudert, wenn wir an die langen leitenden Artikel über Korngesetze oder über Afghanistan, oder über die französische Deputirtenkammer denken. Wir würden sterben, wenn wir in der Staatszeitung eine statistische Abhandlung über die Bevölkerung der Provinz Brandenburg lesen sollten. Diese Art Politik ist wohl am Ende nur dazu da, um uns für immer den Geschmack an allem Politisiren zu verleiden. Nun, bei mir ist diese Medizin nicht nöthig, ich weiß doch von vornherein, daß ich mit so unfruchtbarer Beschäftigung nur meine Zeit vergeuden würde. Oder sollen wir uns mit der Poesie beschäftigen? Lieber machen wir uns selber ein Drama vor, lieber spielen wir selber den Helden in einem Romane.

Ziehen wir uns daher die gelben Glacéhandschuhe an, und sehen wir, was auf der Straße vorgeht. Freilich, die Gesichter dieser Männer, die ihren Geschäften nachrennen, sind uns gleichgültig, diese Armen, die um einen Pfennig betteln, langweilen uns. Aber es giebt Mädchen genug, die uns zuhören oder nicht zuhören — Beides gleich interessant. —

Ich glaube, du wirst eben so wenig, wie ich, auf diese Phi-

losophie des Herrn Arthur ärgerlich sein können. Wo es kein öffentliches Leben giebt, da werden sich Viele finden, die das Leben und seine Mächte überhaupt auf die leichte Achsel nehmen. Wo der Mensch nicht als solcher geachtet und anerkannt ist, da werden sich Charaktere genug bilden, welche den Menschen zum Gegenstande ihrer frivolen Scherze machen. Und der arme Arthur! er hat Geld genug, von seinen Kinderjahren an schwatzte ihm eine stolze und gedankenlose Mutter vor, daß er schon durch seine Geburt ein wichtiges und bedeutendes Wesen sei, kann er sich da noch weiter aufgefordert fühlen, aus sich etwas zu machen, oder seine Kräfte in einem Leben zu üben, das ihm keine Schwierigkeiten darbietet?

Jenes Mädchen da, sagt er, als er seines Tages Arbeit beginnt, jenes Mädchen ist zwar einfach gekleidet, aber ihr Gang ist zu zierlich, ihr Fuß zu niedlich, ihre Hand zu fein, als daß sie eine Köchin sein sollte. Ich wittere eine Idylle. Da ist erstens ein alter Vater, der sein Lebelang treue Dienste geleistet und nun von seiner kärglichen Pension lebt. Und dann ist seine Tochter, die sich eine Freude daraus macht, ihn in seinem Alter zu pflegen, ihm eigenhändig seinen Bouillon und sein Gemüse zu kochen und Mittags an reinlich gedecktem Tisch ein bescheidenes Mahl mit ihm einzunehmen. Dabei stickt oder näht sie noch etwas, um sich selbst Kleider und Sonntags ihrem Vater einen Leckerbissen zu verschaffen. Kommen wir der Sache näher auf die Spur. Das da ist zwar nur ein Bürgermädchen, und wie würde mich Graf St. der Sonderling,

auslachen und über meinen Verstoß gegen alles noble Wesen ausschelten, wenn er mich mit diesem Mädchen gehen sähe, aber unsere Gesellschaften sind so langweilig, daß ich wirklich einmal sehen möchte, wie es sich in dieser Bürgerfamilie lebt. Es wäre eine neue Situation, in die wir da gerathen. Wir spielen den Bescheidenen, führen uns höflichst beim Alten ein, der entzückt ist, einen Herrn von bei sich zu sehen; wir sprechen vom Glücke der Beschränktheit, bringen aber dem Töchterchen doch einigen Geschmack am Putze bei. Wir führen sie eins, zweimal aus und — nun, das Weitere wird sich schon von selber machen.

Ei! und wie hübsch ist sie erst von vorn. Dieses züchtig um den Hals geschlungene Tuch; ei, und das bemerke ich jetzt erst, sie hat Trauer an; eine Waise also, die man auf jeden Fall unterstützen und der man durch ein neues Gefühl den gänzlich unmodernen Gram vertreiben muß. — Welch rother Mund, der noch nicht viel geküßt zu haben scheint! Nur näher.

„Sie tragen diesen Marktkorb schönes Kind, mit diesen Armen, die höchstens für die Last goldener Spangen geschaffen sind? Wie Unrecht, daß die trägen Männer Ihrem zarten Geschlechte solche Arbeiten aufbürden."

Es war Clärchen, welche der Herr Baron mit diesen geistreichen Schmeicheleien beehrten.

Du weißt schon, daß Clärchen von ihrem Vater zur Braut eines Referendars, zur Frau eines Assessors und zur bejahrten Lebensgefährtin eines Geheimen Rathes bestimmt war.

Nur unter diesen drei Gesichtspunkten hatte ihr Vater sie betrachtet, und sie danach erzogen. Sie konnte recht hübsch Klavier spielen, dann einen Fuß hübsch vor den andern setzen und die Augen vor jedem fremden Mannsbilde hübsch züchtig niederschlagen. Ihr war es nicht, wie dem Karl, gelungen, sich von der Erziehung ihres Vaters frei zu machen. Sie war gleichsam schon im achten Jahre Ehefrau, immer abhängig, immer ohne das Bewußtsein, daß sie ein Mensch den Menschen gehöre, immer ohne die geringste Kenntniß der Gesellschaft. Schon im Voraus für die Gesellschaft verloren, abgeschlossen, nie etwas Anderes wissend, als daß sie einmal der Besitz eines Einzigen sein sollte, sehnte sie sich auch gar nicht, die Gedanken, die Freuden und Leiden des gesellschaftlichen Lebens kennen zu lernen, glaubte sie vielmehr nur dann ihre unbefleckte Sittlichkeit zu bewahren, wenn sie sich gar nicht mit der Welt einließ.

Aber was willst du? Clärchen glich hierin fast den meisten unserer Mädchen, die man erzieht, nicht damit sie späterhin selbstständig etwas seien, sondern damit man sie als eine recht fein bereitete und wohl conservirte Waare so leicht wie möglich an diesen oder jenen Ehemann verhandeln könne.

Die beste Antwort, welche Clärchen dem artigen Baron geben konnte, durfte sie daher als sittsames Mädchen ihm nicht geben. Sie hätte ihm ganz einfach den Korb bieten, sie hätte seinen Glacéhandschuhen die heroische That zutrauen sollen, sich mit dem Henkel eines Gemüsekorbes zu befassen. Aber die

Sitte, die Sitte! Die Sitte erfordert es einmal, daß ein anständiges Mädchen nicht mit einem fremden Manne auf der Straße spreche, daß sie ihm nicht sage: Herr, Sie langweilen mich mit Ihren faden Redensarten. Clärchen kann blos schneller gehen und ihren Kopf wegwenden.

Aber Arthur will sich nun einmal mit aller Gewalt amüsiren und so kommt es ihm auf einen schnelleren Schritt nicht an.

„Sie fliehen mich, doch Ihre Flucht ist so reizend, daß ich Ihnen folgen muß. Darf denn ein Mensch den Anderen nicht lieben; darf er ihm nicht sagen: ich bete dich an? Doch, Sie wollen mich gar nicht hören, wohlan, ich gehe von ihrer Seite, aber Sie werden mir es nicht wehren können, Ihnen nachzugehen, damit ich weiß wo Sie wohnen. Ich mache ja keine Ansprüche, ich will mich ja nur Ihrem Fenster gegenüber aufstellen und einen Blick von Ihnen zu erhaschen suchen."

Wiederum könnte Clärchen ihm antworten: „Liebster, Sie schwärmen, geben Sie sich keine Mühe; wir wohnen auf dem Hofe." Ein Mädchen hat aber bei uns seinen Mund meistens nur dazu, um zu schweigen, wenigstens in Sachen zu schweigen, in denen es sich allein zu reden lohnt, und ihn für den Kuß des gestrengen Ehemannes aufzubewahren. Die Häuser würden vor Schreck zusammenstürzen, wenn ein ordentliches Mädchen einem unbekannten Herrn auf der Straße eine Grobheit sagte.

Arthur folgt ihr bis unter die Hausthür. Hier versucht er es noch einmal, sie anzureden.

„Schönes Kind, also ganz ohne Hoffnung soll ich von Ih-

nen gehen? Ich soll nicht erfahren, ob ich Sie wiedersehen darf?"

Zufällig will Karl, Clärchens Bruder, aus dem Hause gehen. „Lieber Bruder, weise doch diesen Zudringlichen zurück", sagt Clärchen, indem sie vorübereilt. Ihr Bruder! das kann ernst werden, denkt Arthur, spielen wir also den Unverschämten. „Sie haben eine sehr schöne Schwester, mein Herr." — Und Sie sind sehr aufdringlich. — „Ihrer schönen Schwester wegen verzeihe ich Ihnen Ihre Grobheit." — Welche edle Seele! welche Großmuth, einem Mädchen nachzulaufen und nachher dem Bruder zu verzeihen, wenn er uns zur Thür hinaus wirft. — „Mein Herr, ich bin Baron und werde weiter mit Ihnen zu sprechen wissen." — Ich verstehe, Sie wollen Ihr edles Wesen noch so weit treiben, sich mit mir zu schlagen. Aber ich muß gestehen, daß ich keine Lust in mir spüre, Ihnen irgendwo oder irgendwie wieder gegenüber zu stehen. Weil Sie sich roh benehmen, soll ich Ihnen Gelegenheit geben, ein Pistol auf mich abzuschießen? — „Feigling." — Befriedigen Sie in Ihrer noblen Gesellschaft Ihre noblen Passionen. Schießen Sie sich mit Ihres Gleichen, die alle zusammen für die Menschheit ebenso überflüssig und lästig sind, wie Sie selber. Ich achte mein Blut für zu edel, mein Leben für zu werth, als daß ich es für das Amüsement eines Nichtsthuers in die Schanze schlagen sollte. — „Hu! ich wittere da die Grundsätze eines Radicalen! Mein Herr, ich wette, Sie sind Mitarbeiter an der Rheinischen Zeitung, die ich neulich kennen lernte, als mir der Conditor eine Torte darin

ſchickte. Sie ergötzen mich; fahren ſie fort.“ — Verſchwenden Sie Ihre Fadheiten an jene feinen Damen, die den ganzen Tag Nichts weiter zu thun haben, als ſich zu langweilen. Dieſen Damen mögen Sie mit Ihren geſchniegelten und gedankenloſen Redensarten eine Stunde lang Vergnügen machen. Unſeren einfachen Bürgermädchen ſollen Sie nimmermehr den Kopf verdrehen. — „Ei, ei, es kommt auf den Verſuch an, ob wir dieſe Mädchen nicht auch für die Feinheiten der Civiliſation empfänglich machen können. Uebrigens danke ich für gütige Lection und empfehle mich.“ —

Und da geht er hin, der Herr Baron, hocherfreut über all das Glück, das er heute gehabt hat. Erſtens hat er ſich nun Körper- und Gemüthsbewegung genug gemacht und das Frühſtück wird ihm vortrefflich ſchmecken; dann aber hat er einen ganzen Tag von der ſchönen Geſchichte zu erzählen, die ihm paſſirt iſt; er kann mit ſeinen Freunden über das Original lachen, das ſo feige iſt, ſich nicht zu ſchlagen, und ſo unbehol-fen, auf dem Hausflur eine Vorleſung halten zu wollen; er kann ſich ſeines eignen noblen Betragens rühmen und die Lobeserhebungen ſeiner Bekannten einerndten. Und was das Beſte iſt, er kann damit prahlen, daß er nächſtens eine neue und ſchöne Eroberung machen wird, welche fähig iſt, ihn wenigſtens vierzehn Tage lang zu beſchäftigen. Kurz, er hat einen Tag zu ſchwatzen, er ſieht zwölf Stunden ohne Langeweile vor ſich, er hat für die nächſte Zeit eine Intrigue: o des glücklichen Lebens, welches der Herr Baron führen.

Und Karl? Hat er ſich nicht eigentlich wieder lächerlich gemacht, indem er als unbeholfener Phantaſt mit ſeinen Anſichten ſo ohne weiteres herausplatzte? Er hat den Vernünftigen geſpielt in einer Geſellſchaft, welche für die Vernunft, dieſe rauhe Mahnerin, kaum zugänglich iſt. Und wenn man vernimmt, daß er ſich nicht geſchlagen, wird man ihn von oben herab anſehen!

Doch trotz ſeiner Abſonderlichkeit glaube ich kaum, daß du mich fragen wirſt, wie Karl zu ſeinen Anſichten kam. Sein früheres Leben iſt gerade nicht ſehr intereſſant. Er war in die Schule geſchickt worden, wie das Mode iſt, und weil man bei uns, in Ermangelung eines wahren Lebens, die Schule für die einzige und vortrefflichſte Bildungsanſtalt hält. Nie aber war Karl ein ſogenannter muſterhafter Schüler geweſen, er hatte ſeinen Geiſt nicht durch das mechaniſche Treiben auf unſeren Schulen gefangen nehmen laſſen; vielmehr war er durch den Abſcheu, der ihn in den geiſttödtenden und unſelbſtändigen Verhältniſſen der Schule ein Bild unſeres Lebens überhaupt erblicken ließ, für ſeine ſpäteren Grundſätze um ſo empfänglicher geworden.

Karl hatte ſchon bei Lebzeiten ſeines Vaters die Beſchäftigung ergriffen, welche allein es uns heutzutage geſtattet, mit den beſtehenden Verhältniſſen unzufrieden zu ſein: er war Schriftſteller; er hatte ein Leben gewählt, welches allein den Kampf mit dem Vorurtheil nnd mit der Unterdrückung zuläßt. Zwar iſt jener Stand gerade in den Kreiſen verach-

tet, wo man die meiste Bekanntschaft mit den geistigen Mächten der Gesellschaft voraussetzen sollte; aber man verachtet ihn dort wohl nur, weil man es nicht begreift, wie ein Mensch die Unabhängigkeit einer soliden und sorgenfreien Lage vorziehen kann. Jene Verachtung beweist nichts, als die Geistesschwäche derer, welche sie mit hohlem Hochmuth aussprechen und in ihr sich dehnen und aufspreizen. Genug, Karl war Schriftsteller. Sein Vater hatte nie etwas davon gewußt, weil ihn Nichts interessirte, was nicht auf die Freiheitskriege oder auf sein Büreau Bezug hatte und weil Carl es für überflüssig hielt, ihn ohne Anlaß mit der Nachricht davon zu kränken. Der alte Herr Geheim-Secretair hatte immer gedacht, Karl arbeite blos auf die Anstellung los. Erst als er seinen Sohn zwingen wollte, endlich eine Anstellung anzunehmen, mußte er die tödtlich überraschende Einsicht in Karls Meinungen erhalten.

Nach seines Vaters Tode hatte Karl eine Schwester zu ernähren. Er verdoppelte seine Anstrengungen. Spielte unsere Geschichte in dem Jahre 1813, so würdest Du die neueste Censur-Instruction für den Anfang halten, wie sich der Fluch des Vaters an Karl erfüllte.

3.

Marie.

Marie, des Geheimen Rathes Tochter, probirte eben einen neuen Hut auf, als Karl eintrat. Sie bemerkte ihn gar nicht, so eifrig war sie beschäftigt.

„Marie, ich glaube, ich müßte heute ein Spiegel sein, damit du mich nur ansiehst.“

„Schon wieder böse! Und ein Scheltwort ist dein Gruß? Ach, wir Mädchen haben so wenig Freude; man beachtet uns nur, wenn wir geputzt sind, man spricht mit uns nur, indem man unsere Toilette bewundert — und du willst es uns verdenken, wenn wir das lieben, was uns bei Euch Männern allein Geltung verschafft?“

„Marie, du redest nicht im Ernste, du weißt wenigstens, daß ich auf deinen Putz nichts gebe, und daß ich nie um Worte zu dir verlegen bin, auch wenn ich kein Armband, keinen Halsschmuck an dir zu bewundern habe.“

„Du, du und immer du! Meinst du denn, du seiest der einzige Mann auf der Welt? Meinst du, alle Männer sehen das Leben mit dieser Kälte und Gemessenheit an wie du? Da

hätteſt du geſtern Abend in der Geſellſchaft ſein ſollen, die der Vater gab. Dieſe jungen artigen Herren kamen mir wie Handlungsreiſende vor, welche einer vor dem andern ihre Galanteriewaaren anpreiſen. Der Eine war entzückt über mein ſeidnes Kleid, der andere behauptete, um ein Lächeln von mir ſein halbes Leben geben zu wollen, der dritte ſprach vom Ball bei Hofe und von den neuen Tänzen, die er gehört und nach denen ich entzückend tanzen müſſe. Und du hätteſt mich ſehen ſollen, wie ich ganz vergnügt, einer Königin gleich, alle dieſe Huldigungen dahin nahm. Innerlich lachte ich aber doch über dieſe feinen Leute, welche glauben, ich ſei zu nichts weiter da, als ihre Trivialitäten anzuhören. Dieſe ſtolzen Herren, welche meinem armen Mädchenverſtand nichts Schweres zu bieten wagen, meinſt du nicht auch, daß ſie, ſelbſt wenn ich die berühmteſte Philoſophin wäre, mir doch nichts weiter ſagen könnten? Wären ſie nicht ſelbſt ſo abgeſchmackt, ſie würden uns Frauen vernünftiger behandeln; wären ſie nicht ſelbſt weibiſch, ſie würden auch in uns Weibern den Menſchen anerkennen, der etwas Höheres will, als Fadheiten."

„So gefällſt du mir, Marie, aber nimm mir's nicht übel, wenn ich für dich fürchte. Die Macht der Gewöhnlichkeit iſt ſo groß. Noch haſt du dir deinen urſprünglichen Sinn bewahrt, noch liebſt du deine Freiheit und lachſt dieſe Menſchen aus, welche mit einem hübſchen Geſicht und mit ein Paar Redensarten unwiderſtehlich zu ſein glauben. Noch würdeſt du es für eine Schmach halten, wenn Einer dieſer Männer

dich für immer ſein nennen, wenn Einer dieſer Feiglinge, die ſelber ihr Menſchenrecht nicht zu wahren wiſſen, ein unbeſchränktes Recht über dich in Anſpruch nehmen wollte. Und doch! Und doch! Die Schmeichelei kann dich übermannen, ſelbſtſüchtige Kunſt kann dich fangen, die Fadheit kann deinen noch friſchen Geiſt abſchwächen, uud aus dem philoſophiſchen Mädchen wird die coquette Eheſrau irgend eines adligen Herrn.“

„Still, Karl, ſtill! Jetzt iſt die Reihe an mir, böſe zu ſein. Wie? du kennſt mich ſo wenig? Laß mir immer das Vergnügen, dieſe Herren, die mich zu bezaubern meinen, an der Naſe herumzuführen. Aber wie kannſt du nur glauben, daß es irgend Einem von ihnen gelingen wird, mich ſo zur Thörin zu machen, daß ich ihn heirathe!“

„Und was willſt du eigentlich, Marie? Kann heutzutage eine Frau durch ſich ſelbſt zu Anſehen kommen? Wird ſie nicht blos anerkannt, inſofern ſie geheirathet hat oder heirathfähig iſt? Es iſt wahr, dein natürliches Gefühl empört ſich dagegen, nur durch einen Andern etwas zu gelten. Es kommt dir unerträglich vor, Zeitlebens an einen Menſchen gekettet zu ſein, den du vielleicht überſiehſt, einen Menſchen achten zu ſollen, den du ſonſt vielleicht verachten müßteſt; aber werden nicht doch endlich die Verhältniſſe über dich ſiegen? Die Vereinzelung gegen die Geſellſchaft, in der du nun doch einmal lebeſt, wird dir läſtig werden; der Kampf gegen die Grundſätze dieſer Geſellſchaft wird dich ermüden — und da haben wir die Eheſrau.“

„Ei, ei, da habe ich ja an dir, Karl, abſchreckendes Beiſpiel genug. Du biſt nicht mein Mann, und doch nimmſt du dir das Recht heraus, mir wie einem Kinde Lehren zu geben und mich mit den Träumen deiner üblen Laune zu quälen. Geh, geh; auch du biſt nicht mehr werth, als alle anderen Männer." —

In dieſem Augenblick trat der Herr Geheimrath ein. Dieſer ſah ſchon längſt den Umgang ſeiner Tochter mit Karl nicht gern; aber als ein Mann, der ſich jeder Entſchiedenheit beugte, ſtand er vollſtändig unter Mariens Herrſchaft; ſodann war er ein feiner Mann, und er mußte einen unanſtößigen Grund haben, um Karl von ſeinem Hauſe fern zu halten. — Wenn Du von mir eine Beſchreibung des Herrn Geheimrath fordern ſollteſt, ſo würdeſt Du mich in Verlegenheit ſetzen. Sein Charakter bietet weder im Guten noch im Böſen eine auffallende Seite dar; ja, wenn ich den Herrn Geheimrath charakterlos nennte, ſo würde ich dir ſchon eine zu genaue Beſtimmung gegeben haben. Während ſeines ganzen Lebens hatte er ſo wenig Gelegenheit gehabt, über etwas Bedeutſames nachzudenken oder etwas Bedeutendes zu thun, daß er ſelber die perſönlich gewordene Gewöhnlichkeit war, im menſchlichen Leben kein höheres Intereſſe, keine geiſtige Macht ſah, und für alles, was er nicht verſtand oder was ihm mißfiel, höchſtens ein Achſelzucken hatte. Wenn dir das charakteriſtiſch erſcheint, ſo will ich dir erzählen, daß er den rothen Adlerorden vierter Klaſſe hatte und daß er die Zeit nicht erwarten konnte, wo

er den der dritten Klaſſe erhalten würde, daß er den Adel ſehr verehrte und ihn nach ſeinen officiellen Anſichten für die Stütze des Thrones hielt, und daß er ſich äußerliche Frömmigkeit gnug angeeignet hatte, um zu Zeiten recht ſalbungsvoll zu ſein. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß er nichts Großartigeres und Vorzüglicheres kannte, als den Staat, dem er diente, und daß er alle Angriffe auf das Weſen deſſelben für eitel Wahnſinn erklärte; daß er ein guter Geſchäftsmann war, und ſich ſelbſt für unentbehrlich hielt.

Karl war ihm ſtets ein Gegenſtand des Aergers. Er war ihm nichts Anderes als der Proletarier, der aus Neid gegen jeden höher geſtellten und in der Sucht zu ſchreien ſeine „hohlen Theorieen“ in die Welt poſaunte. Man ſieht, daß, wenn der Geheime Rath auch nicht von Adel war, er doch werth war, es zu ſein. Wenigſtens waren ſeine Anſichten von modernen Beſtrebungen beſchränkt genug, er hatte ſeiner ganzen Stellung nach nicht die Fähigkeit ſie zu begreifen, und ſo verachtete er ſie denn. Und wenn er einmal recht gemüthlicher Laune war, ſo machte ſeine ſtolze Verachtung einem noch hochmüthigeren Bedauern Platz. Der arme junge Mann, ſagte er wohl, ich zittere für ihn; iſt es nicht ſchade, daß er ſeine ſchönen Kräfte in ſo nutzloſen Beſtrebungen vergeudet! er wird ſich endlich aufzehren, zu Nichts kommen; es iſt jammerſchade um ihn. Der Herr Geheime Rath bedachten nicht, daß er eigentlich ſeine eigene Hohlheit hätte bedauern und wegen ſeiner eigenen Nutzloſigkeit zittern müſſen. —

Alſo der Herr Geheimrath kam herbei mit lächelnder Miene und freundlichem Gruße.

„Freuen Sie Sich mit mir, Herr Karl, ich werde bald Schwiegervater ſein.“ —

„„Wie, Herr Geheimrath, haben Sie denn zwei Töchter.““

„Sie Spötter, als ob Marie nicht ganz ausgewachſen und heirathsfähig wäre. Ja, ja; lach nur, Marie und ſpotte; aber auch deine Zeit wird kommen, wer weiß wie bald. Du Leichtſinnige haſt es vielleicht nicht geſehen; aber ich habe wohl bemerkt, mit welchen entzückten Blicken geſtern Abend der Baron Arthur allen deinen Bewegungen folgte. Vielleicht hat Gott euch beide für einander beſtimmt.“ —

„„Nun, antwortete Marie, da müßte mich der liebe Gott doch auch erſt fragen, ob er mir damit einen großen Gefallen thue. Ich muß geſtehen, der Baron iſt mir ſehr gleichgültig und ich habe ihn kaum bemerkt. Lieber Vater, du wirſt daher wohl noch einige Zeit warten müſſen, ehe du Schwiegervater wirſt.““

„Aber Tochter bedenke doch, ein Baron! Thu mir wenigſtens die Liebe und behandle ihn künftig nicht ſo abſtoßend. Und ich ſage weiter Nichts als: Gottes Wege ſind wunderbar.“—

Karl nahm voll Unwillen ſeinen Hut und ging. Marie hielt es nicht der Mühe werth, ihren Vater in ſeinen ſüßen Träumereien zu ſtören.

4.

Die Wette.

Es hilft Nichts, ſagte Arthur, als er den Morgen nach der Geſellſchaft beim Geheimen-Rath ſich erhob. Es hilft Nichts, es iſt das einzige Mittel, um mich zu halten und um auf dem Fuße fortzuleben, wie ich es gewohnt bin. Ich habe von meinem Vermögen gezehrt, und wenn ich es noch einige Jahre ſo weiter treibe, bin ich arm. Der Geheim-Rath hat Geld, viel Geld. Seine Tochter iſt ſchön, warum alſo ſoll ich ſie nicht heirathen? Der Geheim-Rath iſt zwar nicht von Adel, deſto beſſer, ſo wird er ſich um ſo mehr geehrt fühlen, wenn ich meinen Adel gegen ſein Geld in die Wagſchaale lege. Sein Geld! Iſt es nicht ganz recht und politiſch gehandelt, wenn wir Adligen das Geld, das der beſchränkte bürgerliche Verſtand erwirbt, eincaſſiren und zu unſerem Vergnügen verwenden? Marie iſt das einzige Kind. Werfe ich den Reſt meines Vermögens zu dem Gelde, das der Geheim-Rath beſitzen ſoll, und ich werde von den Renten ganz vortrefflich leben können.

Aber Athur, du dich verheirathen, das iſt im Grunde lächerlich und deine Freunde werden dich gewiß alle auslachen.—

Wie? Ich, der ich gewohnt bin, das ganze weibliche Geschlecht als mein anzusehen, ich, der ich bis jetzt die Fittige meiner Ergebenheit und meiner Eroberungslust über Alles, was Frau hieß, ausbreitete, ich soll mit einem Male zu dieser lächerlichen Kleinheit zusammenschrumpfen und mich mit einer Einzigen begnügen? Ich, dem bisher die Welt gehörte, soll in die vier Pfähle der ehelichen Kammer kriechen, soll hier als ehrsamer Pfahlbürger hocken? Nun und wer verlangt denn das von mir? Der Priester, auf den schon längst nicht mehr gehört wird. Ich heirathe ja blos, um Geld zu haben, nicht um eine Frau zu bekommen. Du lieber Himmel, Frauen giebt es überall, aber Geld! Und was denn! Wenn Marie vernünftig und nachsichtig ist, ich werde gewiß kein strenger Eiferer sein!

Aber nicht so schnell! das Mädchen sieht mir gerade so aus, als ob sie sich nicht ohne Weiteres heirathen ließe, blos um einen Mann zu bekommen. Ei was! Bin ich denn ganz und gar ohne Talente? Und ist es denn so schwer, einem Mädchen die Illusion der Liebe vorzumachen? Es ist gut, wenn ich mich ein wenig in sie verliebe, um meine Rolle desto besser spielen zu können. Nach der Hochzeit wird sich schon Alles wieder geben; wir sprechen mit der jungen Frau vernünftig; und ich glaube, wir werden eine recht glückliche Ehe führen können. —

Es lebe die Pfiffigkeit und die Selbstsucht!

Arthur war heute zu nachdenkend, um seinen gewöhnlichen

Morgen-Spaziergang zu machen und auf Abentheuer auszugehen. Er beſuchte einige Freunde, die er bei der philoſophiſchen Beſchäftigung traf, ein Paar Flaſchen Champagner zu leeren.

„Sieh da! unſer Don Juan, rief man ihm entgegen, nun wie gehts mit dem hübſchen Bürgermädchen, deſſen Bekanntſchaft du neulich auf der Straße machteſt?“

Erſt jetzt fiel ihm Clärchen wieder ein. Sollte nicht ein kleines Abentheuer mit ihr ein angenehmes Intermezzo während meiner Brautfahrt ſein, dachte er.

„Meint ihr jene züchtige Dirne, mit dem radicalen Bruder? Auf Ehre! Ihr habt ein vorſündfluthliches Gedächtniß. Ich habe ſie ſchon längſt vergeſſen.“

„Ausreden, Nichts als Ausreden! Wir kennen das, du kannſt dem Mädchen nicht beikommen, und nun ſagſt du, wie der Fuchs in der Fabel: Die Trauben ſind ja doch nicht reif.“

„Laßt mich zufrieden, ich habe jetzt andere und wichtigere Dinge vor.“

„Arthur, du machſt dich lächerlich. Du und an wichtige Sachen denken. Geh, wie unnobel, du paßt nicht mehr in unſere Geſellſchaft. Und du wirſt nicht eher wieder anerkannt ſein, als bis du dein galantes Abentheuer zu Ende geführt haſt. Aber zu einem ordentlichen Ende, von dem man in honetter Geſellſchaft ſprechen kann.“

„Wohlan denn! Was gilt die Wette? In vierzehn Tagen iſt das Mädchen zum Sterben in mich verliebt, und in vier Wochen haßt ſie mich, wie den Tod.“

„Hoch lebe unſer Arthur, jetzt iſt er der Alte. Ich wette zwanzig Flaſchen Champagner, und werde ſie mit Freuden mit euch zuſammen austrinken.“ —

Zwanzig Flaſchen Champagner und die Ruhe eines Mädchens! Ich fürchte der noble Herr hat zu hoch gewettet, denn iſt die Ehre ſolch eines Mädchens wohl zwanzig Flaſchen Champagner werth? Muß ſich Clärchen nicht geehrt genug fühlen, wenn ſolch ein Herr Baron ſich um ihre Liebe bewirbt?

„Und, Arthur, du wirſt doch nicht unmenſchlich genug ſein, dies Mädchen für dich allein haben zu wollen? Ich weiß, du wirſt ihrer bald genug überdrüſſig ſein. Dann ſag es nur, und es wird ihr an Liebhabern nicht fehlen.“ —

Armes Clärchen, ſieh dich vor. Kennſt du das Leben genug, um dich vor den Verführungen zu wahren, welche dich umſtellen werden? Aber der Segen des Vaters wird dich ſchützen.

Du wirſt Liebesbetheurungen hören, vielleicht wird man dir gar die Ehe verſprechen. Du wirſt die Schlange im Graſe nicht ſehen können; du wirſt entzückt ſein, ein Herz zu finden, das dich anbetet, und du wirſt die Argliſt, die Vorſtellung nicht merken; du wirſt die Selbſtſucht nicht ſehen, die ſich erfrecht, mit deinen Gefühlen zu ſpielen. Aber Gott und der Segen des Vaters werden dich ſchützen.

Armes Clärchen! Und wenn du nun, unkundig mit der Welt, blos dem ſeeligen Traume, daß du geliebt ſeieſt, dich ganz dahingegeben haſt, was für ein Loos wartet dein? Du wirſt nur zu bald den Trug einſehen, du wirſt verzweifeln;

aber ein heuchleriſcher Tröſter wird kommen, und dein Herz, welches ſich nach neuer Liebe ſehnt, wird ſich von Neuem täuſchen laſſen. Und ſo wirſt du unter Schmerz und Luſt deine Jugend verleben; die Geſellſchaft wird ohne Theilnahme für dich ſein, ja ſie wird dich verachten, weil du ihre Geſetze nicht geachtet haſt. Wenn du nun ſo aus einem Arme in den andern wanderſt ... und wenn du alt wirſt ... armes Clärchen, ... doch die Engel und der Segen deines Vaters werden dich ſchützen.

Doch was liegt im Grunde an dem Schickſale eines Menſchen, wenn Arthur nur ſein Vergnügen hat; wenn er nur ſeine Launen befriedigen kann; wenn er nur ſeine Wette gewinnt. Warum iſt die Geſellſchaft der Art, daß man ſich in ihr nicht anders amüſiren kann, als wenn man ihre Geſetze mißachtet? Warum iſt ſie nicht intereſſant genug, um uns von den eitlen Spielen unſerer Selbſtſucht abzuhalten? Und da ſie uns nichts zu denken, nichts zu handeln giebt, ſo müſſen wir wohl auf eigne Handm unſrem Vergnügen nachgehen.

Clärchen, Clärchen, denk an den Segen deines Vaters!

5.

Karl an Marien.

Es litt mich nicht mehr in Berlin; ich habe es verlaſſen, ohne ſelbſt von dir Abſchied zu nehmen, ſo ſchnell war meine Abreiſe. Und wenn ich dir ſagen ſollte, warum ich ging, ich wüßte dir keinen triftigen Grund anzugeben. Ich habe zwar hier in Leipzig meine Hauptverbindungen, aber die waren mir von Berlin aus eben ſo ſicher, als da ich perſönlich hier bin. Was alſo trieb mich? Ein unerklärliches Gefühl des Misbehagens, welches uns Schriftſtellern Allen ſagt, daß wir nirgends ein Vaterland haben, das uns anerkennte, nirgends eine Stätte, wo wir feſt ſäßen. Es iſt im Grunde gleich, wo wir ſind; überall ſtehen wir außerhalb der Geſellſchaft. Der Eine mißachtet uns, weil wir kein ſolides Brod haben, der Andere haßt uns, weil wir frei ſein wollen. Die Leute begreifen wohl wie einer Drechsler und Handelsmann und Schullehrer und wer weiß was ſein kann, wie man aber Schriftſteller, reiner Schriftſteller ſein könne, das verſtehen ſie nicht. Und das kommt daher, weil man den Geiſt nicht kennt, weil man ihn bald feſſelt, bald verachtet, weil man ſelbſtſüchtig auf ſeine

Existenz bedacht ist, von einem allgemeinen Volksleben aber keinen Begriff und vor der Oeffentlichkeit Furcht hat.

Und wir, die wir uns bemühen, Gedanken unter das Volk zu bringen, die wir ohne Rücksicht auf unser eigen Heil der Wahrheit nachzutrachten und sie auszusprechen suchen; wir, die wir dem Volke zum Bewußtsein bringen möchten, welche Kraft in ihm lebt und welche Rechte es zu fordern hat — wir werden wie die Parias der Gesellschaft behandelt.

Gleich als fürchte man, daß wir die Pest unter das Volk bringen möchten, umzieht man uns mit Quarantänen, läßt man von unseren Producten keins in das Volk, als was man sorgfältig besichtigt und desinficirt hat. Es ist grade, als ob Alles was aus unseren Händen kommt, unheilig wäre. Ein Censor muß es erst heiligen und approbiren.

Wenn die Leute nicht so schändlich gleichgültig wären gegen Alles, was Freies und Hohes im Menschen lebt, wenn sie nicht in einer solchen Theilnahmlosigkeit lebten, die man ihnen wahrhaft zum Verbrechen anrechnen kann, so würden sie äußersten Unwillen fühlen gegen einen Zustand, in welchem der Gedanke verpönt ist und für etwas Unberechtigtes angesehen wird. Aber nein! Sie bedenken gar nicht, daß ihnen selber das größte Unrecht geschieht, sie bedenken nicht, daß auch ihnen das Sprechen verboten ist, wenn man ihnen nicht erlaubt zu hören. Sie wissen nicht, daß wir nicht als Einzelne, sondern in ihrem Namen sprechen, daß wir nicht unsere Gedanken zu Tage fördern — denn der Gedanke gehört keinem

Einzelnen, — ſondern daß wir im Namen der denkenden Menſchheit ſprechen. Doch man hat gar keine Ahnung davon, was für eine tiefe ja ungeheure Bedeutung in dem Worte Menſchheit liegt, und weil man das nicht ahnt, ſo hat man keine Achtung für den Menſchen. Ja, man verachtet den Menſchen, wenn man ihn cenſirt, man verachtet nicht blos den, welchen man cenſirt, ſondern auch den, welchem man blos Cenſirtes vorzulegen wagt.

Kannſt du die Cenſur begreifen? Ich muß geſtehen, ſie iſt eine Macht oder vielmehr eine Ohnmacht, die unbegreiflich iſt, weil ſie allen Geſetzen des Lebens zuwiderläuft. Denk dir, du hätteſt ein Kind geboren und es käme da einer und wollte dir ſagen: ſehen Sie, hochverehrtes Fräulein Mutter, dieſer Arm da ſcheint ſehr kräftig werden zu wollen; er könnte den Leuten ein Aergerniß ſein, ja, was noch ſchlimmer, er könnte hochverräthiſcher Zwecke wegen erhoben werden; alſo weg damit! Wozu, würde er dann in aller Gemüthsruhe fortfahren, wozu beſchäftigen Sie ſich auch damit, ſolche Kinder zu gebären? Können Sie nicht hübſch daheim am Stickrahmen bleiben? Du magſt ihm nun erwidern, was du willſt; du magſt ihm ſagen: Lieber Mann, kann ich der Natur gebieten? Und welches Recht haben Sie auf das Kind, das mein iſt? Er würde dir ganz einfach antworten: das Kind ſoll nicht blos Ihnen, es ſoll auch der Menſchheit angehören; und ich habe das Amt, darauf zu ſehen, daß es der Menſchheit nicht gefährlich werde; ſehen Sie: hier iſt wieder eine gefährliche Stelle; alſo weg

damit! Wenn du nun nicht ſchon gemerkt haſt, daß dies fatale „weg damit“ der ewige Refrain auf all ſeine Explicationen iſt, ſo würdeſt du ihm — doch das wäre ganz überflüſſig — etwa noch ſagen: Aber was iſt das für eine Geſellſchaft, die nur gegen Krüppel und Verſchnittene ſicher ſein zu können glaubt? Die nicht jede Kraft zu ihrer Entwickelung gelangen laſſen will? Die nicht weiß, daß ſich dann das beſte Gleichmaaß der Kräfte von ſelber herſtellt, wenn man ſie ſich gegenſeitig beherrſchen, bekämpfen und in Einklang bringen läßt?

Glaube mir, meine Gute, Deine Declamationen würden tauben Ohren gepredigt ſein, eben ſo gut, wie wir mit den vernünftigſten Gründen für die Preßfreiheit bei der Cenſur Nichts ausrichten.

Auch unſere Kinder beſichtigt man im Voraus, aber man macht es nicht wie die Spartaner. Dieſe unterſuchten ihre neugeborenen Kinder, ob ſie auch kräftig genug ſeien, um ſpäter des Namens Spartaner würdig zu ſein; die Krüppel wurden getödtet. Bei uns läßt man nur die Krüppel leben, Alles aber, was Kraft, Wirkſamkeit, Erregung andeutet, wird entweder verſtümmelt oder ganz und gar nicht zum Leben zugelaſſen. Da iſt man voller Beſorgniſſe und Ahnungen, da ſoll ein Einziger entſcheiden, was recht und wahr, was gefährlich und ungefährlich iſt, und es iſt wunderbar, daß am Ende nicht alles Leben ſtockt.

Aber woher kommt das? Wie iſt es möglich, daß man ſich ein ſo gewaltſames Recht über den Geiſt anmaßt, daß man

nur das leben zu laſſen wagt, was verſchnitten an Geiſt iſt und die geiſtige Zeugungskraft verloren hat? Es iſt darum möglich, weil die meiſten Verhältniſſe in unſerer geſellſchaftlichen Einrichtung krüppelhaft und verſtümmelt ſind. Dürfen wir überall auf unſeren eigenen Füßen ſtehen, mit unſeren eigenen Augen ſehen, mit unſerem eigenen Munde ſprechen? Sind wir überall als vernünftige, freie Menſchen anerkannt, die wohl ſelber wiſſen konnten, was ihnen frommt und die keiner Krücken bedürfen? O, nein, wir gleichen jenem Fauſt, der rings mit Büchern, Kaſten und Inſtrumenten umſtellt iſt. Wird es ihn nicht endlich vor ſeiner gemachten Bildung, vor ſeiner fabricirten Buchgelehrſamkeit ekeln? Wird er ſich nicht hinausſehnen ins Freie, um die irdiſche Bruſt im Morgenrothe zu baden? Ich fürchte, die meiſten bleiben wie jener Famulus Wagner, der nichts weiter will, als hinter dem Ofen hocken, der ſich in ſeinen Schlafrock hüllt, wenn es draußen ſtürmt und wettert und der nicht vorwärts will, weil er es nicht müde wird, ſich in ſeiner eigenen Vollkommenheit zu beſpiegeln und es ſich ewig zu wiederholen, wie er es ſo herrlich weit gebracht habe.

Ja wohl, bis an die Sterne weit, ſo weit in den Himmel hinein, daß wir gar keinen Sinn mehr haben für die Erde, für ihre Leiden und Freuden, für ihre Kämpfe und Niederlagen, und Siege. Und unſere Bemühungen, die Menſchen frei zu machen, ſcheitern an der eigenen Herzenshärtigkeit der Menſchen. Sie wollen die Wahrheit nicht hören, alſo dür-

sen sie sie nicht hören: wenn sie wollten, o, wenn sie wollten! Bedenke ich das, was die Menschen erreichen könnten, wenn sie nur den Willen dazu hätten, so gönne ich ihnen ordentlich die Bedrückungen, die sie zu erleiden haben, denn da sie nicht den Willen der Freiheit haben, so sind sie ihrer auch nicht werth.

Ei, sieh doch, Marie, da bin ich wieder auf meinem alten Thema. Aber bedauere uns, daß wir uns mit solchen Gemeinplätzen tagtäglich herumschlagen müssen, ohne daß sich die Gleichgültigkeit der Menschen dadurch aufregen und vertreiben läßt. Ich begreife das Pflegma nicht, das ungestraft Jahrelang den Geist und sein Recht mit Füßen treten läßt und sich gar noch darüber freut. Die Censur, sagt man, ist eine polizeiliche Anstalt, welche nicht die Wahrheit, wohl aber das Unanständige, Ungebundene, Unmoralische, Staatsgefährliche unterdrücken soll. Wer aber schreibt wohl, ohne zu denken, er schreibe die Wahrheit? Ein Censor soll das Orakel sein, welches über Wahrheit und Unwahrheit entscheidet? Was aber ist anständig? Was unanständig? Wenn wir, o Marie, uns küßten, ohne daß wir Braut und Bräutigam, oder Mann und Frau waren, wenn wir uns küßten aus reinem menschlichem Wohlgefallen an einander, war das nicht nach den gewöhnlichen Begriffen der Leute unanständig? Dann hätte also die Polizei auch das Recht gehabt, uns das Küssen zu verbieten! Und was ist heutzutage nicht Alles staatsgefährlich? Alle neueren Staaten beruhen auf einer christlichen Ordnung der Dinge und auf christlicher Lebensanschauung. Gegen diese Ordnung

leben, nennen die Leute unmoraliſch und es iſt zugleich ſtaatsgefährlich. Wenn wir nun alſo, du und ich, im innigſten Verhältniſſe gelebt und dabei an keine chriſtliche Ehe gedacht hätten, wären wir nicht Verräther an der Wohlfahrt des Staates geweſen? O du ſüße, reine Marie, weißt du, daß die Leute unſer Verhältniß mit der Benennung der Unmoralität und Ungebundenheit gebrandmarkt hätten? Weißt du, du die du ſo rein biſt, weil du frei biſt, weißt du, daß du ſtaatsgefährlich geweſen wäreſt?

O Marie, du biſt der einzige Menſch, an den ich ſo ſchreiben darf, und weil die Natur dich mit einem heitern und freien Geiſt ausgeſtattet hat, weil du dir trotz der Vorurtheile, welche uns die Weiber nur als Halbmenſchen anſehen lehren, dieſen Geiſt bewahrt haſt, darum liebe ich dich. Zwar nicht mit einer Liebe voll ſentimentalen und romantiſchen Unglücks, voll thränender Schwärmerei: wollte ich dir hier von einem gegenſeitigen Ineinanderaufgehen, von überſchwänglichen Trieben, von der ſchmerzlichen Luſt der Liebe ſprechen, wollte ich es nicht anerkennen, daß du gegen mich doch immmer deine Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu bewahren haſt; du würdeſt meinen Brief ins Feuer werfen, mich aber würdeſt du auslachen und vergeſſen.

Doch ich weiß nicht, da bekomme ich mit Einem Male hier in der linken Seite ein gewiſſes Klopfen und Beben, das mir fatal iſt, weil es mich ſentimental macht. Und du wirſt mich wieder auslachen, wenn ich dir geſtehe, dies Herzklopfen kommt

daher, weil ich eben an den galanten Baron Arthur denke, von dem dein Vater ſprach.

Ich weiß, ich kann auf dich bauen, du wirſt dich nicht gleich den anderen Mädchen verhandeln laſſen. Wenn der feine Herr denkt, er könne den Ehecontract abſchließen, ſo wie er wegen eines Pferdekaufs unterhandelt, ſo wird er ſich gewaltig getäuſcht finden. Aber es giebt ſchwache Stunden, wo man durch Schmeichelei ſich überreden läßt, man wird geliebt, wo man ſich darin gefällt, das Herz eines Mannes zu beherrſchen, wo man glaubt, es laſſe ſich doch recht gut und glücklich mit einem Manne zuſammen leben: hüte dich. Du ſtehſt mit deinen Lebensanſichten vereinzelt da; da ſtürmt denn das Leben mit ſeiner Gewöhnlichkeit und mit ſeinen Vorurtheilen auf uns ein; und ohne, daß wir es uns ſelbſt verſehen, befinden wir uns mit den anderen Menſchen in dem alten und ausgefahrenen Geleiſe; wir ſind überwunden.

Ich kann dieſe fatalen Phantaſieen nicht los werden; und ich will doch nicht empfindſam ſein. Worüber ſoll ich gleich mich ſo recht aus Herzensgrunde ärgern? Ich habs! Sag einmal: dies Wunderthier, der Baron Arthur, das iſt doch gewiß der langweiligſte Menſch von der Welt. Ein ſüßliches Herrchen, mit einem rothen Backenbart und krummen Beinen. Ein Menſch, den du tauſendmal überſiehſt, und der ſo lächerlich iſt zu glauben, daß du dich ſeiner milden Herrſchaft unterwerfen wirſt. Nun, vor dem brauche ich keine Furcht zu

haben, er kann dich ja nicht verſtehen und du wirſt ihn vielleicht eine Zeitlang närren, um ihn dann laufen zu laſſen.

Nein, iſt es nicht zum lachen? ſolch ein Menſch will dich heirathen, vielleicht blos, weil ſich von deinem Gelde gut leben läßt. O heiliger Eheſtand!

Ueberhaupt halte ich von dieſen Berliner Baronen Nichts. Ich hatte auch einmal Gelegenheit, mit einem ſolchen näher zuſammenzukommen, ſeitdem, wie geſagt, halte ich von dieſen Baronen nicht viel.

Nun, denk an deinen Karl und bleib deiner Verachtung gegen die Geſellſchaft treu!

6.

Clärchen.

Karl hatte kurz vor seiner Abreise seine Schwester zu Verwandten gebracht. Hier lebte sie, so einförmig wie sie früher gelebt, als ihr Vater auf den Referendar wartete, der sich in sie verlieben sollte: unbekannt mit der Welt, und in der Meinung, die Menschen bestänben blos aus solchen, die Strümpfe tragen oder keine tragen, die gern Linsen essen oder Erbsen lieber essen.

Doch, Clärchen, du sollst bald die Welt näher kennen lernen, du sollst es erfahren, daß es in ihr auch andere Leidenschaften giebt, als die ruhige Anhänglichkeit an einen Vater, noch andere Schmerzen, als den über den Tod des alten Herrn Geheimsecretairs. Und wer ist es, der dich in die Geheimnisse der Welt einweihen wird?

Clärchen hat noch Niemanden genauer kennen gelernt, außer ihrem Vater, der ihr gute Lehren gab und ihr von seinen Heldenthaten während der Freiheitskriege erzählte; und ihrem Bruder, der ihr stets fremd blieb. Ihre Verwandten sind liebe, einfache Menschen, bei denen sich wohl gut leben läßt,

die aber wahrhaftig nicht dazu da ſind, um bei ihnen denken oder die Menſchheit kennen zu lernen.

Und man wird doch auch am Ende einmal neugierig auf die Menſchheit, die man früher täglich mit Gleichmuth an ſich vorüber gehen ließ. Man möchte doch auch einmal wiſſen, was dieſer Strudel in ſeiner Tiefe berge. Wenn du an einem Waſſer ſteheſt, ſo mahnt es dich oft hineinzuſpringen, es erfaßt dich eine gewiſſe Sehnſucht nach Auflöſung, nach Hingebung, und du möchteſt mit dieſem räthſelhaften Elemente des Waſſers dich vereinen Kannſt du es dem armen Mädchen verdenken, wenn ſie am Ende von der Luſt erfaßt wurde, ſich in dieſen Menſchen-Strom zu werfen, den ſie vor ſich vorüberfließen ſah.

Jeder Menſch wird einmal von jener Sehnſucht ergriffen, ſich in dem allgemeinen Meere der Menſchheit aufzulöſen. Der Mann kann dieſe ſeine Sehnſucht befriedigen, indem er für die Wiſſenſchaft arbeitet, die Allen gehört, oder indem er die Schickſale der Völker zum Gegenſtande ſeines Nachdenkens und ſeiner Thätigkeit macht.

Aber das Weib! Sind ihr die allgemeineren Kreiſe des Handelns geöffnet? Nein! Und darum ſucht ſie nach einer Entſchädigung, welche ſie in der Liebe zum Manne findet. Wäre das Weib mehr anerkannt als ein geiſtiges, gedankenerfülltes Weſen: ſie würde ſich nicht zu jener Caprice der Aufopferung, welche man Liebe zum Manne nennt, zu ernie-

drigen brauchen. So aber liebt das Weib im Manne das einzige Band, wodurch es mit der Welt im Zusammenhange ist. Kann ein Weib aber durch einen Einzigen für eine ganze Welt entschädigt werden? Sie wird sich bald getäuscht finden, und nur um so unglücklicher sein.

Arthur hatte bald Clärchens neue Wohnung entdeckt. Er, ein Mädchenkenner, fürchtete keine große Schwierigkeiten, zumal da er hörte, daß Clärchens Bruder nicht mehr in Berlin sei. Clärchen erkannte ihn gleich wieder, als er zum erstenmale an ihrer Wohnung vorbeiging und aufmerksam nach ihrem Fenster hinaufblickte.

Clärchen fühlte sich zuerst geschmeichelt, als sie sah, daß sie die Aufmerksamkeit eines fremden Herrn errege. Was für Täuschungen macht man sich nicht vor, wenn man bemerkt, daß ein Mensch sich um uns Mühe giebt. Welche Hingebung liest man nicht in seinen Blicken, welche Herzensgüte entdeckt man nicht auf seinem Gesichte. Und Clärchen wurde nachdenkend, sie träumte zuletzt nur von Arthur.

Freuen sie sich, Herr Baron, die zwanzig Flaschen Champagner sind schon halb gewonnen.

Arthur ließ es aber auch nicht an Bemühungen fehlen. Er ging täglich an Clärchens Fenster vorbei, und Clärchen saß täglich am Fenster. Sie erinnerte sich jetzt ganz deutlich der Worte, welche Arthur ihr an jenem Morgen gesagt hatte, und diese Worte kamen ihr jetzt äußerst geistreich vor. Der Ver-

wandte, bei dem ſie wohnte, war Uhrmacher, Arthur brauchte daher keine großen Kunſtſtücke zu erſinnen, um mit ihr in nähere Berührung zu kommen. Arthur hatte Geld genug, um ſich Uhren zu kaufen und alle Tage etwas an ihnen zu zerbrechen. Im Verlauf einer Woche hatte er ſich in der Familie des Uhrmachers eingeführt, — wie freundlich mußte nicht der liebe Uhrkünſtler gegen einen ſo guten Kunden ſein — und Clärchen konnte ihm jetzt zuhören, ſie konnte mit ihm reden, ohne gegen die Sitte zu verſtoßen oder den böſen Leumund zu fürchten.

Arthur wußte ſich aber auch zu benehmen. Er war ſo ein feiner Herr, er konnte ſo gut erzählen; er war ſo aufmerkſam auf Alles, was Clärchen ſagte; er wußte in jedem ihrer Worte etwas Geiſtreiches zu entdecken.

So etwas war Clärchen noch nicht vorgekommen. Sie fühlte, daß ſie ſelbſt eine andere werde; es erwachten Gedanken und Anſchauungen in ihr, von denen ſie früher Nichts geahnt; ſie wurde lebhaft, witzig und verſtand zu ſprechen: mußte ſie nicht dem dankbar ſein, welcher ihr dieſe neue Lebenswärme eingehaucht hatte? Mußte ſie nicht in Arthur das Ideal von all dem anſchauen, was man Lebensweisheit, Weltklugheit nennt. — Ja, Herr Arthur, Sie werden geliebt; aber brüſten Sie ſich nicht mit dieſer Liebe eines unſchuldigen Mädchens. Sie werden geliebt; weil Sie der erſte waren, der dem Mädchen eine Ahndung von dem beibrachte, was ein Menſch

ei, Sie werden geliebt, nicht um Ihrer ſelbſt willen, ſondern weil Sie das Mittel waren, welches in dem Mädchen ein neues Bewußtſein erweckte. Ein jeder Andere an Ihrer Stelle würde den gleichen Erfolg errungen haben; denn Clärchen liebt nicht Sie, ſo ſehr ſie es auch ſelber denken mag, ſie liebt nur ihre eigene Liebe, welche ihr Gedanken eingiebt und ſie das Leben lieb gewinnen lehrt.

Darum, Herr Baron, benutzen Sie ſchnell Ihren Sieg. Wecken Sie das Mädchen aus ſeinen Träumen auf, und führen Sie es zur kahlen Wirklichkeit zurück. Noch hüllt ſich unſerm unſchuldigen Clärchen die Welt mit ihren Kämpfen in einen roſigen Duft, den die Liebe darüber gezogen hat. Noch ſieht ſie in allen Menſchen nur gute liebe Leutchen, die um Gottes Willen Niemandem etwas zu Leide thun möchten. Und ſie hält alle Menſchen für gut, weil ſie Sie, Herr Baron, für ein Muſter von Güte hält. Noch befindet ſie ſich in einer vollkommenen Täuſchung über das Leben, und ſie findet überall Nichts als eitel Freude und Wohlbehagen. Aber, lieber Baron, es koſtet Sie ja nur einen Hauch, und dieſe roſig gefärbten Wolken ſind verweht, die felſigen und mit Dornen beſäten Pfade, welche ſie verdeckten, werden ſichtbar, die Abgründe, über denen ſie ſchwebten, ſtarren den verzweifelnden Blicken entgegen. Schöpfen Sie den ätheriſchen Schaum von des Mädchens Gemüthe ab, damit die ſchaale Heſe übrig bleibe.

Clärchen hing an Arthur mit all der Gewalt, wie man den Schriftsteller liebt, welcher uns zuerst nachdenkend machte, welcher uns zuerst unsere eigenen Kräfte und Anlagen kennen lehrte. Sie liebte ihn, denn in ihm erblickte sie die ganze Welt, gegen die sie vorher gleichgültig war, in ihm liebte sie die ganze Gesellschaft, welche sie noch nicht gekannt hatte.

Arthur erhielt die Erlaubniß, sie auszuführen. Er führte sie ins Theater; und seine Freunde, die in der Loge daneben saßen, betrachteten sie aufmerksam und gratulirten ihm zu dem schönen Wilde, das er da erjagt hatte. Sie sahen sie mit Siegermienen an; denn es ist so etwas Schönes, das Schicksal eines Menschen vorauszuwissen, und ruhig zuzusehen, wie er seinem Unglück unbewußt entgegen geht. Es ist so wohlig und behaglich, von sicherer Warte aus den Abgrund zu sehen, in welchen der unbesorgte Wanderer im nächsten Augenblicke stürzen wird. Aber Clärchen bemerkte von all diesen spöttischen und triumphirenden Mienen nichts; sie erfreute sich nur an den Wundern der Oper, an dieser geputzten Menge, sie schwelgte in den Tönen, welche ihr entgegen rauschten. Und sie war ihrem Arthur nur um so dankbarer, daß er ihr all diese Herrlichkeiten erschlossen hatte.

Die vierzehn Tage waren beinahe um. Arthur ging mit ihr unter den Linden spazieren und hörte mit Vergnügen den Liebesbetheurungen zu, welche sie nicht müde wurde ihm vorzusagen. Alles Neue, was sie sah, oder vielmehr Alles, was

ſie jetzt mit neuen Augen erblickte, erinnerte ſie an Arthur und ſie mochte ſprechen wovon ſie wollte, Arthur war das Endziel, bei welchem ſie zuletzt anlangte.

„Ich habe auch ſchöne Gemälde in meiner Wohnung, wie Sie gewiß noch keine geſehen haben, liebes Clärchen. Actäon, wie er in einen Hirſch verwandelt wird: Sie kennen vielleicht die alte Fabel nicht. Pyramus und Thisbe, wie ſie ſich beide aus Liebe umbringen. Kommen Sie, wir haben noch eine Stunde Zeit bis zum Theater. Unterdeſſen ſehen wir uns die Gemälde an, und ich erzähle Ihnen die Geſchichten, welche ſie darſtellen.“

Konnte Clärchen von Arthur, dem edlen, gebildeten Manne etwas fürchten? Nein, ſie dachte an gar nichts Arges, als ſie mit ihm die Treppe zu ſeiner Wohnung hinaufſtieg. Sie freute ſich darauf, ihn erzählen zu hören, weiter Nichts. War ihr Arthur nicht immer rückſichtsvoll begegnet, hatte er ihr je etwas Böſes gerathen? Er mußte alſo auch am beſten wiſſen, was ihr gut war.

„Ja, ſchloß Arthur, als er ihr das Schickſal des Pyramus und der Thysbe erzählt hatte, ja es iſt etwas Großes um zwei Herzen, welche eines ohne das andere nicht leben können. Sich aus Liebe zu opfern, iſt das Erhabenſte, was uns begegnen kann; ſterben zu können, weil uns die Welt nach dem Tode des Anderen ſchaal und öde vorkommt, iſt die edelſte That, zu der ſich der Menſch aufſchwingt. Lieben Sie mich ſo Clara, daß ſie mir Ihr Alles opfern können?“

„Welche Frage, Herr Arthur!“

„Clärchen, liebst Du mich?“

Und ſeine Blicke wurden feuriger, daß Clärchen beinahe Angſt wurde. Aber er war ja ſo gut, ſo lieb, nnd mußte ſie ihm nicht vertrauen, der ſo großartige Geſinnungen äußerte?

„Clärchen, ich liebe Sie, ich würde umkommen, wenn Sie nicht mein Gefühl theilten.“

Es iſt ſo ſchmeichelhaft, einen Mann zu unſeren Füßen zu ſehen, ihn mit einem Blicke zerſchmettern oder erheben zu können, ihn ganz von uns abhängig zu wiſſen. Clärchen hätte noch gehen können; aber wer wird grauſam ſein? Und Clärchen ging nicht. — —

Herr Baron, Sie haben ſo eben zwanzig Flaſchen Champagner gewonnen. — — Trinken Sie ſie vergnügt aus, und erndten Sie triumphirend die Lobſprüche Ihrer Freunde ein.

Und Du weinſt, Clärchen? Sei doch glücklich, denn liebſt Du nicht und wirſt Du nicht geliebt? Du weißt ja nicht, daß man heut Abend über Dich lachen wird, daß weinberauſchte Kehlen Dein Lob ſingen werden. Du weißt ja nicht, daß während Arthur Dich ſeiner ewigen Treue verſichert, er bei ſich denkt: die Närrin, ſie hat mir meinen Sieg ſehr leicht gemacht: und ſie iſt ſo lächerlich, zu glauben, daß ein vernünftiger Mann ſein Lebelang zu den Füßen einer langweiligen Dirne girren wird. — Sei doch glücklich, Clärchen, denn giebt es etwas Erhabeneres, als wenn ein Herz ſich dem an-

dern opfert? Ja, und Du biſt glücklich; Du hörſt mit Wonne den Betheurungen Arthurs zu, der im Stillen denkt: wenn ſie nur erſt fort wäre. — Du wirſt ihn in den nächſten Wochen täglich beſuchen; Du wirſt Dich allen Täuſchungen der Liebe hingeben; und dieſe Tage der Freude, die Dir jetzt wie ein Augenblick erſcheinen, werden Dir ſpäter wie eine Ewigkeit vorkommen.

Alſo ſei glücklich. —

7.

Marie an Karl.

Ich kann, mein Freund, nicht alle die Ansichten theilen, die du mir in deinem Briefe predigst. Früher hörte ich dir mit Vergnügen zu, so oft du mir mit solchen Grundsätzen kamst, denn damals paßten sie zu meinen Verhältnissen und zu meiner Denkungsart. Ohne einen Vater, der mir vor dem männlichen Geschlechte Achtung hätte einflößen können; ganz mir selbst und meinen Launen überlassen; gelangweilt durch die Menschen, die ich wohl selber nicht verstand, glaubte ich Gelegenheit und Anlaß genug zu haben, um der angeborenen Hartnäckigkeit und Selbstständigkeit meines Charakters keinen Zügel anzulegen. Ich dünkte mich besser als andere Menschen; aber wenn du glaubst, daß ich in dieser Selbstüberhebung gerade sehr glücklich war, so irrst du dich.

Es ist ein trauriges Loos, wenn wir fortwährend mit selbstgenügsamer Verachtung oder mit Unwillen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse sehen sollen, in denen wir ja nun doch einmal leben müssen. Wenigstens glaube ich, daß für ein Weib diese Aufgabe zu schwer ist. Ach, ich habe so Viele gesehen,

die durch ihre Täuſchungen glücklich ſind, daß ich nun bald zu der Anſicht kommen werde, die Täuſchungen und ein mehr gemüthliches Hinwegſehen über die Härten des Lebens ſeien für den Menſchen nothwendig. Ich kannte einen Narren, der da ſagte: „Wenn ich keine Illuſionen mehr habe, ſchieße ich mich todt.“ Ich will zwar nicht ſo thöricht ſein, dieſem Narren nachzuſprechen, und nun mit Willen im Leben die Illuſionen aufzuſuchen, aber ich merke nun nachgerade, daß ich mich zu Tode langweilen werde, wenn nicht bald eine recht gewaltige Täuſchung, in der ſich meine Gefühle wohlig ergehen können, über mich kommt. — Ich weiß nicht, wie ich jetzt mit einem Male zu dieſen Anſichten komme. Iſt es, weil du nicht mehr hier biſt? Haſt du daher groß Unrecht gethan, mich zu verlaſſen? Wie geſagt, ich weiß es nicht. —

Du wirſt dich vielleicht entſetzen, wenn ich hier komme, um die Heiligkeit des Gefühls, die Zufälligkeit und die Illuſionen der Empfindung vor dir zu rechtfertigen; aber noch mehr wirſt du ſtaunen, wenn ich dir erkläre, daß ich nahe daran bin, mich zu verlieben.

Doch höre mich ruhig an. Mein Verhältniß zu dir war ſchön, aber — geſtehe ich dir's nur — es reichte nicht hin, um meine ganze Seele auszufüllen. Wenn du zu mir kamſt, freute ich mich, aber jenes Zittern und Erbeben, jene faſt gedankenloſe Auflöſung und Hingebung, welche andere Herzen in der Nähe des geliebten Gegenſtandes fühlen ſollen, jenen ſchmerzlich-wohligen Zuſtand, in dem auch unſer Gemüth, un-

ſer Gefühl ſich befriedigt fühlt, kannte ich nur aus der Beſchreibung. Und du ließeſt es nicht an Anſtrengungen fehlen, um mir dieſen Seelenzuſtand als eine lächerliche und unwürdige Sentimentalität darzuſtellen.

Aber weißt du — ich glaube nun, du haſt mich nie geliebt. Unſer Verhältniß war immer viel zu kalt. Geh mir mit deinen Anſichten von gegenſeitiger Achtung, welche darin beſtehen müſſe, das Eins das Andere frei und ſelbſtſtändig laſſen ſolle. Da forderſt du ja eine viel zu große Aufmerkſamkeit auf ſich ſelber und auf den Andern; eine ewige Beſorgniß, daß man in der Hingebung zu weit gehen könne. Meine Meinung iſt jetzt, man könne in der Liebe die Hingebung nie zu weit treiben, und die Achtung habe gar nichts mit der Liebe zu ſchaffen. Zwei Freunde mögen ſich achten, ſie mögen ihre guten Eigenſchaften gegenſeitig abwägen, ſie mögen ſtets darauf bedacht ſein, daß Einer dem Andern gleich viel gebe.

Aber die Liebe zählt und wägt nicht. Sie verlangt nichts, als daß ſie ſich ganz gebe und daß ſie ein Ganzes dafür hinnehme. Sie frägt nicht, ob ſie ihren Gegenſtand auch achten dürfe, ja ſie wird um ſo ſtärker und hartnäckiger ſein, je weniger dieſer Gegenſtand der Achtung werth iſt. Ich kann mir recht gut denken, daß ich einen Bettler, einen Verbrecher, einen Schwächling lieben, mit dem ganzen Feuer meiner Seele ihm mein Alles opfern könnte.

Weiß der Himmel, wie es kommt, aber ich möchte jetzt einmal ſo empfinden. Deine Freiheit, dein Wiſſen des Einen

von dem Andern erſcheint mir kalt und leblos-langweilig. Ich ſehne mich nach Erregung, ich ſehne mich nach den kleinen Capricen des Gefühls, ich ſehne mich nach einem Zuſtande, in dem ich von mir ſelbſt nichts weiß und nicht anders glücklich bin, als wenn ich mich von einem Andern ſo recht aus Herzensgrunde abhängig mache. Und ich nähere mich dieſem Zuſtande.

Arthur gefällt mir. Deine Beſchreibung von meinem künftigen Liebhaber trifft ihn gewiß nicht. Er hat keinen rothen Bart, er iſt nicht häßlich, ſondern von einer beweglichen Schönheit, die ich — wie ich nun erſt merke — an dir ſtets vermißt habe. Er iſt nicht ſo kalt, ſtrenge und abgemeſſen wie du, er verſteht es vielmehr, auf meine kleinen Launen einzugehen und ſie allerliebſt zu finden. Er iſt nicht, wie du meinſt, der Mann, der die Ehe wie einen Kaufcontract abſchließt; nein, er ſcheint mich aufrichtig zu lieben und jetzt kaum an die Ehe zu denken. Alles an ihm iſt reizend, er erſchöpft ſich nicht etwa in den gewöhnlichen Redensarten, mit denen man ein ſchwaches Mädchenherz fängt, nein, er tritt ſo auf, als wenn ſich die Hinneigung der Frauen zu ihm von ſelbſt verſtände. Und da will ich dir ganz im Geheimen ein Geſtändniß ablegen. Als Arthur mir intereſſant zu werden anfing, hatte ich noch den unnützen Gedanken, nach ſeinem Werth, nach ſeinem Charakter forſchen zu wollen. Ich hörte, daß man oftmals ein junges ſchönes Mädchen ganz ungenirt bei ihm ein- und ausgehen ſah; das ärgerte mich. Ich wurde etwas kälter gegen ihn, er mußte wohl etwas davon merken, und als ich nun

einmal im Geſpräch mit einem ſeiner Freunde wie von ungefähr die Rede auf ihn und ſeinen nähern Umgang brachte, wußte dieſer mir nicht genug Arthur's Seelengüte zu ſchildern. So unterſtütze er ein junges Mädchen, eine älternloſe Waiſe, an der er ſonſt gar keinen Herzensantheil nehme, durch Geld und Geſchenke; das Mädchen verehre ihn wie ihren Vater, zumal da er ganz intreſſelos ſei. Mein Verdacht war alſo ungegründet, Arthur zeigt ſich auch hier als einen edlen und vortrefflichen Menſchen, ich habe ein Unrecht gegen ihn gut zu machen. Das reizt mich nur noch mehr und — daß ich dies nur geſtehe, ich ſuche ihm zu gefallen.

Genug, Du magſt es Schwäche, du magſt es weibiſche Launenhaftigkeit, du magſt es gar Unſinn nennen, ich will nun einmal lieben.

Und wenn ich mich nun wirklich verheirathen ſollte? Ich begreife kaum mehr recht, was du gegen die Ehe haſt, und ich begreife mich nicht mehr, daß ich je über die Ehe lachen konnte. Du wirſt mir wieder kommen und ſagen: Ehe ſei kein freies Verhältniß, weil es auf dem Glauben an die Heiligkeit ihrer Einrichtung und nur auf gegenſeitigem Vertrauen beruhe. Aber ſo kannſt du alle menſchlichen Verhältniſſe mit der Säure deiner Zweifelſucht auflöſen, du kannſt ſie alle in dem Fanatismus deiner Freiheit zerſtören, und du würdeſt dich, wenn du conſequent ſein wollteſt, am Ende auf eine wüſte Inſel zurückziehen müſſen, um nur nicht irgend ein menſchliches Verhältniß eingehen zu müſſen.

Warum ſoll das Gefühl, warum die Empfindung nicht auch ihr Recht haben? Gefühle und Empfindungen ſind das einzige Band, welches zwei Menſchen feſt an einander knüpfen kann. Wie konnten ſie in einander aufgehen, wenn ſie ſich ſtolz und frei gegenüberſtehen und Jedes für ſich immer nur ein Ganzes ſein will? Und die Ehe iſt eine ſolche Verbindung, welche viel mehr durch das dunkle Gefühl, als durch kalte Berechnung und durch gegenſeitiges Abwägen der Charactere geſchloſſen werden ſoll.

Mag ich mich täuſchen, mag ich ſchwärmen, mag ich nicht mehr fähig ſein, die Verhältniſſe zu bedenken, und — damit ich deinen Lieblingsausdruck brauche — zu kritiſiren. Aber laß mir meine Täuſchungen, in denen ich mich glücklich fühle, wecke mich nicht aus meiner Schwärmerei, die mich erwärmt, laß mir den Glauben, den ich jetzt angenommen habe, daß die Menſchen vielmehr dazu da ſind, ſich durch die Verhältniſſe leiten und beſtimmen zu laſſen, als bei einem ewigen Bedenken und Kritiſiren nie zur Ruhe, zur Zufriedenheit zu kommen.

Und ich möchte zur Ruhe kommen. Ich fühle mich einmal recht aufgelegt, zu vertrauen; ich weiß nicht, was für ein Kitzel mich treibt, aber über dieſen Arthur möchte ich ſo recht die Haustyrannin ſpielen, ich möchte es ihn merken laſſen, daß er keine Andere lieben dürfe als mich ſelber.

Und dann, ſag mir doch, können wir armen Weiber je in der Geſellſchaft etwas gelten, als durch unſere Männer? Ja, werden wir nur als vollwichtig und ſelbſtſtändig in die Welt

gelaſſen, als wenn ein Mann ſein Gewicht mit in unſere Schaale legt, wofür wir dann freilich unſere Selbſtſtändigkeit an dieſen Mann dahingeben müſſen. Ich weiß nicht, ob wir von Natur der Stütze bedürfen, aber unter den jetzigen Verhältniſſen iſt es nun einmal ſo, und ich bin eben dabei, mit der Geſellſchaft einen Waffenſtillſtand zu ſchließen.

Freilich dies Bedenken wäre nicht genug, um mir die Ehe annehmbar zu machen. Vielmehr halte ich es nicht blos für nützlich, ſondern auch für ſchön, in Verbindung mit einem Manne das Leben und ſeine Fährlichkeiten zu ertragen. Hier glaube ich, habe ich das Verhältniß gefunden, in welchem auch die Heiligkeit meines Gefühls reſpectirt wird, weil es durch ein feſtes Band geſichert iſt, daß es nicht in den nächſten Tagen getäuſcht, geſchändet und mit Füßen getreten wird. Hier habe ich die Vereinigung zweier Seelen, die es ſich verſprechen, auch ihre Launen zu ertragen und in ihren Empfindungen ſich in einander zu fügen.

Jetzt ſtell' ich es mir nun einmal reizend vor, wenn ich als Ehefrau 'mal der Abwechſelung wegen mit Arthur ſchmolle und er kommt dann herbei und küßt mich und bittet mich recht zärtlich, und wir ſind die Einigkeit ſelber.

Komme mir daher, ich bitte dich, nicht mit deiner Kritik. Kritiſire Bücher ſo viel du willſt, aber weiter darf ſich das Reich deiner Göttin nicht ausdehnen.

Mag ich — nach deiner Meinung — nun auch ein Opfer der Gewöhnlichkeit geworden ſein; mag ich mich durch die

Verhältniſſe täuſchen und bewältigen, mag ich die Ruhe meines Geiſtes durch die tyranniſchen Anforderungen des Gefühls trüben laſſen, mag ich Unrecht haben, daß ich auf das Vertrauen zu viel vertraue, aber ich fühle mich wohl in meiner Sentimentalität, und du wirſt mich aus ihr nicht reißen können.

Leb wohl! ich wünſche dir, daß du dich aus Rache und dir zum Troſte recht bald verlieben mögeſt.

8.

Der Brautwerber.

Arthur iſt doch eigentlich ſo übel nicht. Wir thäten ſehr Unrecht, wenn wir ihn einen ſchlechten Menſchen nennten, und du wirſt gewiß nicht von ſo ſchwacher Seele ſein, ihn abſcheulich zu finden. Nicht wahr, du hältſt auch von dieſen Wunderthieren der Schlechtigkeit nichts, mit denen man höchſtens auf die Leipziger Meſſe reiſen konnte, um ſie für zwei Groſchen zu zeigen. Arthur hat gar kein böſes Herz, er muß ſich aber doch vergnügen, er muß doch ſeinem Leben, das im übrigen ſo bequem iſt, einige Abwechſelung verſchaffen. Und daß er ſelbſtſüchtig iſt, kannſt du ihm das verdenken? Er war vielleicht ein Menſch mit ganz guten Anlagen, er hat vielleicht trotz Einem in ſeiner Jugend für Schillers Räuber geſchwärmt; er wäre vielleicht, bei anderen Verhältniſſen, ein guter und nützlicher Bürger des Staates geworden. Aber darf man es ihm zur Laſt legen, wenn ſich ihm keine Gelegenheit, wacker und mit Aufopferung zu handeln, darbot? Glaube mir, die Menſchen ſind nie von Natur ſchlecht, die Verhältniſſe ſind

es nur, wenn sie nicht fähig sind, dem Menschen die Selbstsucht zu nehmen und ihn für allgemeine Zwecke zu begeistern.

Arthur ist sogar im Umgange recht angenehm und liebenswürdig. Seine Freunde — und er hat wirkliche Freunde — lieben ihn, weil er zu leben versteht, und nie langweilig ist. Sie würden mich auslachen, wenn ich ihnen sagen wollte: hütet euch vor ihm; er ist ein schlechter Charakter. Sie würden mir antworten: wir wollten, wir könnten Alle so leben wie er, und im Grunde haben wir mit ihm ein und dieselben Grundsätze. —

Arthur hat zwar nicht viele gründliche Kenntnisse, aber er hat ein Talent, welches ihn dafür hinlänglich entschädigt, er versteht es, die Menschen zu durchschauen und sie von der richtigen Seite zu nehmen.

Er weiß dabei recht angenehm über Allerlei zu schwatzen, ja wenn man beredsam und eindringlich ist, so kann man ihn sogar für manche Sachen interessiren und begeistern. Er will nur keine steife Würde; ernste Gemessenheit ist ihm lächerlich und er ist überzeugt, daß es das Leben gar nicht werth ist, mit ihm viele Umstände zu machen.

Aber, meinst du, er hat das arme Clärchen und wer weiß wie viele andere Mädchen verführt! Du lieber Himmel, zeichnet ihn das etwa vor den übrigen Menschen aus? Er spielt mit der Ehre und mit der Herzensruhe der Weiber. Ich wollte, die Gesellschaft machte auch blos die leibliche Unschuld der Weiber zum Gegenstande ihrer frivolen Verachtung. Aber nein,

ſie, die ſo ſtreng und heuchleriſch auf äußerliche Ehrbarkeit hält, entblödet ſich nicht, oft genug die Ehre unſerer Vernunft und die Freiheit unſeres Geiſtes mit Füßen zu treten. Und es iſt ſchlimm genug, wenn die Ehre eines Mädchens, die Reinheit ihrer Seele blos in ihrer unberührten Jungfrauſchaft geſucht wird.

Doch, Arthur iſt nicht treu, ja was noch ſchlimmer iſt, er weiß vorher, daß er es nicht ſein wird Nun, deſto beſſer, ſo wird er in allen Verhältniſſen um ſo kälter und ſelbſtſtändiger ſein kommen. Und Treue, Treue! Welch ſentimentales Wort! Sag einmal; wenn nun das Mädchen nicht treu wäre und er wollte ſchwärmeriſch an ihm hangen: iſt es nicht vortheilhafter für ihn, daß er von vornherein für jeden Betrug unzugänglich iſt? Er wird übrigens wohl wiſſen, was es mit der Treue in der Liebe auf ſich habe und daß ſie nichts anderes ſei, als eine Quälerei, die man dem eigenen und dem Herzen Anderer anthut; eine Quälerei, welche den erſten Augenblick liebender Aufwallung für immer feſthalten, und zu einer Ewigkeit ausdehnen möchte; eine Quälerei, welche alle Entſchließungen, alle Handlungen unſeres ganzen künftigen Lebens von dem einen Augenblick abhängig machen will, in welchem wir uns der Täuſchung der Liebe hingaben.

Da kommſt du denn mit deinem letzten Vorwurfe, daß er um's Geld heirathen wolle. Ei, ei, das iſt jetzt die allgemeine Mode und Arthur will doch gewiß nicht beſſer ſein als die Zeit, in der er lebt. Wenn er nun dem Mädchen, um

deſſen Geld er buhlt, Liebe verheuchelt, ſo iſt das nur ein Beweis ſeiner Herzensgüte. Er achtet ſie, indem er Marien ſeine Seele nicht in ihrer Nacktheit darſtellen will, und er flößt ihr gewiß ein ſchmeichelhaftes und glückliches Gefühl ein, wenn er ſie überreden kann, daß er ſie um ihrer ſelbſt willen liebe.

Alſo du wirſt meinem Arthur nicht böſe ſein, du wirſt es ihm nicht beneiden, wenn du hörſt, daß er bei Marien viel Glück hat.

Und er iſt glücklich. Clärchen ließ ſich von ihm bethören, weil ſie die Welt nicht kannte; Marie liebt ihn, weil ſie die Welt zu gut zu kennen glaubt. Ja, Arthur iſt noch glücklicher als du denken mochteſt; es fällt ihm der große Vortheil zu, daß er ſich wirklich ein wenig in Marien verliebt.

Arthur merkte es gleich, daß er Marien anders würde behandeln müſſen, als er ſonſt mit Weibern umzugehen gewohnt war. Er ſah ein, daß ſie ſich Mühe gab, die charakterfeſte und männliche Philoſophie zu ſpielen und er richtete ſich danach in ſeinen Operationen. Er wußte, welch große Anlage zur Coquetterie in den Weibern liege; es kam nur darauf an, dieſe Anlage in Marien auszubilden; es kam darauf an, ſie für die Kleinigkeiten und Capricen der Geſelligkeit empfänglich zu machen. Wie intereſſant war es, dies Mädchen mit der Entdeckung all der Schwächen zu überraſchen, die früher in ihrem Charakter nur geſchlummert hatten; dieſe Schwächen ihrem Gefühle lieb zu machen; den Geiſt, der vom Denken

und Urtheilen müde war, einzuſchläfern und an ſeine Stelle die angenehmen Schaukeleien der Empfindſamkeit, die fieberhaften Erregungen des Herzens zu ſetzen. Arthur verliebte ſich ordentlich in dieſe ſeine Aufgabe, er verliebte ſich in Marien, weil ſie ihm Anlaß gab, thätig zu ſein und die Pfiffigkeit ſeines Geiſtes zu üben.

Marie hatte mit Karl in metaphyſiſchen Betrachtungen über die Geſellſchaft geſchwärmt, ſie hatte ſich ſtark genug geglaubt gegen die Lockung, ſich durch den ſanften Strom der Gewöhnlichkeit ſacht mitnehmen zu laſſen; drum konnte ſie es im Anfange kaum merken, als ſie ſich bereit machte, mit den Uebrigen mitzuſchwimmen.

Arthur war nicht aufdringlich; zwar wußte er es ſo einzurichten, daß er jetzt faſt täglich in das Haus des Geheimen-Rathes kam, aber er ſtellte ſich nicht alsbald vor Marien hin, mit der Forderung: lieben Sie mich. Er hielt ſich zuerſt von ihr entfernt; denn er wußte, daß das ihre Aufmerkſamkeit nur noch mehr auf den ziehen mußte, der ſo originell war, ſich nicht in den Kreis der übrigen Anbeter zu ſtellen.

„Ich kenne nichts Lächerlicheres, ſagte er einmal, als eine Dame, welche den Putz verachtet, wie es eben ſo lächerlich iſt, nur des Putzes wegen zu leben. Iſt die Schönheit, welche uns die Natur mitgegeben, ein ſo kleines Gut? Und iſt es nicht Undankbarkeit gegen die Natur, wenn wir ihr Geſchenk mißachten, wenn wir es nicht ausſchmücken und hochhalten, ſo viel wir können? Mag mein Geiſt noch ſo ſtark ſein, und

mag ich denen, die mich umgeben, zurufen: ergötzt euch an meinem echten Gehalte, und nicht an meinem Flitterstaate: aber es ist auch gut, wenn ich dem schönen Inhalte ein schönes Aeußeres gebe. Der Umgang in heiterer Geselligkeit fordert, daß ich auch auf die Augen der Anderen Rücksicht nehme."

Marie konnte sich zwar nicht getroffen fühlen. Und doch neckte sie sich mit ihm wegen seiner Behauptungen. Von der Neckerei bis zu herzlicherem Antheil ist aber nur ein kleiner Schritt. Am nächsten Abend bemerkte der Baron mit innigliche Zufriedenheit, daß Marie heute viel geputzter war als früher.

Dieser erste Erfolg machte ihn muthiger. Er näherte sich Marien immer mehr, und indem er im Anfange auf ihre Denkart einging, überstürzte er sie so mit allgemeinen Redensarten, welche edlen Gedanken ähnlich sahen, daß er ihr diese stolze Art des Gesprächs bald lästig machte. Er ging dann zu zärtlicheren Reden über — doch, wie ist es möglich, den Gang zu beschreiben, den die sogenannte Liebe in einem Herzen nimmt; ist sie denn ein Gedankending, das sich entwickeln ließe? beruht sie auf Voraussetzungen, die sich genau bestimmen ließen? Nein, sie ist da, unversehends, ohne Grund, sie nimmt ihr Recht in Anspruch blos dadurch, daß sie ist; und das wäre mir eine schlechte Liebe, die sich durch Vernunftgründe rechtfertigen wollte. Sie ist überhaupt nichts vernünftiges; sie ist eine Macht, in der sich unser Gemüth aufspreizt, eine Macht,

welche bald durch die dunklen Erregungen des Gefühls die Klarheit des Geistes gefangen nimmt.

Genug, Marie bildete sich bald ein, Arthur sei der einzige Mann auf der Welt, mit dem sie glücklich sein könne; jene Täuschungen und Erregungen, nach denen sie sich so gesehnt, fanden sich bei ihr ein.

Konnte sie mehr wünschen?

9.

Karl an Marien.

Das iſt ſchnell gegangen! Marie, daß du mich nicht mehr liebſt, das muß ich nun einmal ſo hinnehmen; denn woher ſollte ich das Recht nehmen zu murren? Du haſt deinen freien Willen; wie kann ich ihn binden? Beſtändigkeit und Treue iſt ein Unſinn; wir mögen ſie für möglich halten, wenn wir von der erſten Stärke eines Gefühls hingeriſſen, die Gedanken an alle Zeit, an alle Veränderung verlieren; wir mögen ſie da verſprechen; aber ſolch ein Verſprechen kann nicht binden. Die Umwandlungen, die in unſerem Geiſte vorgehen können, liegen ſie im Kreiſe unſerer Berechnung? Die neuen Anſichten, welche uns das Leben von ſelber zuführt, können wir ſie im Voraus beſtimmen, können wir ihnen eine Grenze ſetzen? Und wie unſer Geiſt ſtets ein neuer wird, ſo werden ſich auch unſere Gefühle mit ihm umbilden. Perſonen, die wir früher geliebt, werden wir von anderen Seiten betrachten lernen, kurz, es iſt unmöglich, treu zu ſein. Nur der Liebhaber wird treu ſein können, der ſich zum Robinſon macht, der ſich von aller Geſellſchaft und ihren Einwirkungen ausſchließt.

Selbſt das will ich dir kaum verdenken, daß du dich von Neuem und zwar auf eine ganz eigene Art verliebt haſt. Aber daß du an die Beſtändigkeit dieſer Liebe glaubſt! daß du heirathen willſt! das iſt unerträglich; und noch unerträglicher, daß ich fürchte, es giebt gar kein Mittel mehr, dich zu retten. Du wirſt mich nicht hören, wenn ich dir ſage: Marie, beſinne dich! Ich kann dich nur auf die Erfahrung hinweiſen, und wenn die eintreten wird, ſo wird es leider zu ſpät ſein.

Ach, wenn du nur auf dich ſelber hören wollteſt. Du weißt nicht, wie viel Kummer mir dein letzter Brief gemacht hat, nicht etwa wegen des Ereigniſſes, das er mir berichtet — ich mußte früher oder ſpäter darauf gefaßt ſein. Nein weil ich aus dieſem Briefe ſah, wie ſehr dein ſtarker und klarer Geiſt ſchon durch die „Zufälligkeiten der Empfindung" — ſo ſagſt du ſelbſt — befangen iſt und wie du dir die vergebliche Mühe giebſt, deinen jetzigen Gemüthszuſtand vor der Vernunft des kühlen Denkers zu rechtfertigen. Könnteſt du mit gänzlicher Unbefangenheit deinen Brief, wie den einer dritten leſen, du würdeſt dich ſelber bald von der Haltloſigkeit ſeiner Aufſtellungen überzeugen.

Und da komme ich nun doch, trotz deines Verbotes, mit meiner Kritik, ich habe eine Pflicht gegen dich, ich muß dich noch einmal warnen, und wäre es blos deshalb, um mein Gewiſſen beruhigt zu haben. Du geſtehſt ſelber, daß die Liebe nicht auf die Perſönlichkeit deſſen ſieht, dem ſie ſich zuwendet. Und doch willſt du behaupten, du liebſt Arthur? du liebſt

dieſe Perſon Arthur? Dieſe Perſon, an die du dich durch ein faſt unlösbares Band knüpfen willſt, trotzdem, daß du ſagſt, ſie ſei, als ſolche bei deiner Liebe etwas unweſentliches? Alſo noch einmal, du behaupteſt, du liebſt Arthur? Nein, du biſt blos in den Gemüthszuſtand vernarrt, der dir neu iſt und den du hätſchelſt, wie ein neugeboren Kind. Bisher hatteſt du noch nicht die Stärke deines Gefühls kennen gelernt, du warſt überraſcht, vielleicht erfreut, als es ſeine Stimme geltend machte. Und nun redeſt du dir Alles mögliche vor; Arthur wird in deinen Augen zum Ideal; blos weil du deinen Gefühlen nicht die Schmach anthun willſt, daß ſie einen gewöhnlichen Menſchen begünſtigen; du biſt überzeugt, daß Arthur dich wieder liebe, natürlich, denn ſollte dieſer Seelenmagnetismus, in dem du jetzt ſchwärmſt, nicht ſtark genug ſein, ein anderes Herz anzuziehen und zu feſſeln, ſollte dieſe Seelenelectricität ſich nicht mit aller Gewalt dem Geiſte Arthurs mittheilen? Solche Täuſchungen machſt du dir vor, und es iſt doch immer noch ſehr zweifelhaft, ob Arthur dich wirklich liebt. Ja, ich hoffe ſogar, er liebt dich nicht. Du wirſt mir bös ſein, du wirſt vielleicht, meinen Brief jetzt fortwerfen, aber ich bitte dich, heb' ihn auf, und über drei Monate lies ihn einmal wieder.

Ja, ja, ich hoffe, Arthur liebt dich nicht: ſo wird er wenigſtens euer Verhältniß kälter anſehen, er wird dich vor einer zerfließenden und entnervenden Sentimentalität bewahren können, und vor Allem wird euch eine große Qual geſpart. Nichts fürchterlicheres als zwei Seelen, die ſich, von der Verblendung

ihres erſten Gefühles fortgeriſſen, in einander getäuſcht, die ſich, nun endlich zur Ruhe gekommen, kennen lernen, und die durch die gegenſeitige Forderung der Treue ſich gehemmt, gefeſſelt, gequält ſehen. Zwei Menſchen, welche nicht ſtark genug ſind, ihre Täuſchungen augenblicklich gehen zu beißen, und die es für ihre Pflicht halten, einander durch die Forderung eines Gefühles zu quälen, welches ſich weder durch Zwang herbeiholen, noch, wenn es entſchwunden, mit Gewalt zurückziehen läßt. Welche unendliche Langweile ſehen die Beiden vor ſich, in welcher unwürdigen Heuchelei werden ſie ihr Leben dahin ſchleppen müſſen, in einer Lage, wo die Einſicht ſtets zu ſpät kommt.

Liebt dich aber Arthur nicht, überblickt er von vornherein deinen Seelenzuſtand, ſo wird es ihm vielleicht gelingen, dich nach und nach ruhiger zu machen. Und wenn du dann endlich aus deinen Träumen erwachſt, ſo wird dich zwar eine große Langeweile und Abſpannung erfaſſen, wie alle die, welche von einem Fieber geneſen, aber dieſe Langeweile wird wenigſtens ſchmerzlos und ohne alle Qualen ſein.

Die Liebe! die Liebe! du geſtehſt ſelbſt, daß ſie eine große Illuſion iſt und daß in ihr der Launenhaftigkeit des Gefühls ein bedeutendes Vorrecht vor der Einſicht des Geiſtes geſtattet iſt. Nun gut ſo ſpiele man mit ihr, aber man benutze ſie nicht zum Bande für ein Lebensverhältniß, welches bis zum Tode dauern ſoll. Iſt es denn Recht, daß eine Vereinigung für das Leben mit einer Illuſion beginne, iſt es Recht, daß

eine ganze Einrichtung, wie die Ehe ſein ſoll, ſich auf Täuſchungen gründe?

Und du magſt immerhin behaupten, daß das Menſchengeſchlecht der Täuſchungen bedürfe, du magſt ſagen, das kalte Wiſſen und Urtheilen ſei langweilig, vielleicht triffſt du hiermit den größten Theil der Menſchen, welche zu faul ſind, zu denken und ſich durch den Gedanken ſelbſtſtändig zu machen, aber den freien Menſchen triffſt du nicht. Ja, es iſt wahr, die meiſten Menſchen leben in den Tag hinein; ſie ſind Sclaven der Verhältniſſe, welche ſie von ihren Aeltern überkommen haben, und ihr ängſtliches Gemüth heiligt dieſe Verhältniſſe. Mögen ſie ihre Lage erträglich finden, weil ſie ſich keine andere denken konnen; oder auch weil ſie eine Aenderung für unmöglich halten; aber es wäre nicht der Mühe werth zu leben, wenn wir uns alle am Ende ſagen müßten, es ſei doch das ganze Leben nichts als ein Comödienſpielen geweſen, proſaiſche Leinewand hätten wir für roſige Wolken angeſehen, Natur und Geiſt, Alles ſei nichts als Staub und Wind, und die größten Helden das ſeien nur die ärgſten Schreier und Renommiſten. Glaube mir, nur derjenige, welcher ſich ſelber ſchwach fühlt, ſucht nach Täuſchungen, und um ſeine eigene Schwäche zu bemänteln, ſchreibt er ſie dem ganzen Menſchengeſchlechte zu.

Wer augenblickliche Aufwallungen nicht überwinden kann, opfert ihnen oft ſein ganzes Lebensglück, und du biſt nahe daran, das Gleiche zu thun. Du willſt heirathen. Meinſt du,

daß ſich aus einem ſolchen Zuſtande, wie die Ehe iſt, die ſich bald genug als eine recht derbe Feſſel beweiſen wird, auch für immer eine Täuſchung wird machen laſſen. Rein der poetiſche Duft der Empfindſamkeit, in dem du jetzt Alles ſiehſt, wird bald verſchwinden, und Nichts wird zurückbleiben, als die fahle, drückende Proſa, eine fürchterlich langweilige Einöde, an deren Gränze du erſt mit dem Ende deines Lebens angelangt ſein wirſt. Noch iſt dir, du kannſt es glauben, Arthur ein Anderer als er wirklich iſt; noch hörſt du blos den phantaſtiſchen Gaukeltönen zu, welche die Liebe dir vorlullt. Aber wenn nun Arthur nicht der Mann danach iſt, um an dem launenhaften Glück, das du dir ſchwärmeriſch vermahlſt, Geſchmack zu finden? Du wirſt ihn nicht eher kennen lernen, als bis du mit ihm verheirathet biſt; wenn du nun erwachſt, wenn die Ruhe deines Geiſtes zurückkehrt, wirſt du nicht deine Laune verfluchen und zugleich vor Dem einen Ekel empfinden, der dir Anlaß war, daß du dich ſelbſt täuſchteſt? Wirſt du ihn nicht für einen Aufdringling halten, der ſo frech war, in glänzend falſchem Gewande ſich in dein Herz einzuſchleichen? Denn daß du ſelbſt es warſt, der ihm dies Gewand borgte, dies wirſt du nicht bedenken.

Und — o es iſt unerträglich! — an dieſen Mann wirſt du für immer gekettet ſein, ja, eine gewiſſe Forderung deines Herzens, eine gewiſſe Rückſicht auf die Ruhe und Bequemlichkeit deiner Seele wird dich zwingen wollen, dem Mann mit Liebe zu gehorchen, den du lieber haſſen, den du meiden möch-

teſt, um die Friſche und Freiheit deines Geiſtes zu wahren. Es iſt möglich, daß du dich in ihn einlebeſt, es iſt möglich, daß du die Reue des Herzens und die bitteren Gedanken des Geiſtes beſchwichtigſt; aber um ſo eher wird die Schnellkraft deſſelben nachlaſſen und du wirſt zuletzt mit derſelben Geduld wie ſo viele Mitdulderinnen, an demſelben elenden und drükkenden Joche ziehen. Wieder wird ein freier Sinn geknickt und für die Menſchheit verloren ſein.

Du bildeſt dir noch ein, du würdeſt an Arthur einen Mann haben, den du wie ein Vögelchen einſperren, mit dem du dich necken, von dem du fordern könneſt, daß er außer mit dir ſich mit Nichts beſchäftigen ſolle: denn auf Alles, was ſeine Seele einnähme, würde dein Herzchen und „die Heiligkeit deines Gefühles" eiferſüchtig ſein. Arthur ſoll dir gleichſam fortwährend zum Heerde dienen, auf welchem du das Feuer der Illuſionen nähreſt, zum Kruge, aus welchem du ſtets neue Täuſchungen ſchöpfeſt.

Aber haſt du wohl bedacht, daß du deinen Arthur durch ſolche Forderung ſelbſt herabwürdigſt. Ein Mann, wenigſtens ein vernünftiger Mann, hat mehr zu thun, als ſich nur immer mit einer verliebten Dame zu beſchäftigen. Das Leben bietet ihm höhere Intereſſen dar, als die bloße Nachgiebigkeit gegen die Eigenſucht eines Andern, und du ſollſt wiſſen, daß ſelbſt dir am Ende eine unveränderte Hingebung, ein ewig-ſeliges Halleluja-Singen auf die Heiligkeit der Ehe, und auf die Glückſeligkeit der Treue mit der Zeit unerträglich werden würde.

Was alſo willſt du eigentlich mit deinem Lobe eines Verhältniſſes, in welchem, wie du ſagſt, nicht blos auf das kalte Wiſſen, ſondern auch auf die Zufälligkeiten der Empfindung Rückſicht genommen iſt. Eben weil die Empfindung zufällig iſt, ſoll das Band, welches durch ſie geknüpft wird, auch blos zufällig ſein; die Empfindung ſoll uns nicht zum Leibeigenen eines Andern machen; wir ſollen die Gelegenheit ſtets offen behalten, mit dem Nachlaſſen der Empfindung auch das Band nachlaſſen zu können. Und woher dein ſo plötzlicher Haß gegen das Wiſſen, das „kalte Wiſſen?“ O, wären nur erſt die Menſchen ſo weit, daß ſie wüßten, ihr Wiſſen würde gewiß nicht kalt ſein; aber es würde die Gefühle, welche ſtets übermächtig werden möchten, welche uns ſtets abhängig und unfrei machen wollen, in ihre gebührenden Schranken zurückweiſen. Die Menſchen würden nicht Sclaven der Verhältniſſe, ſondern die Verhältniſſe von den Menſchen abhängig ſein.

Und, Marie, antworte mir nur noch auf die eine Frage. Du biſt doch noch nicht ſo verliebt, daß du nicht deine Liebe vertheidigen möchteſt, dein Gefühl hat dich noch nicht ſo verblendet, daß du nicht wenigſtens den Wunſch hegen ſollteſt, alle Menſchen möchten mit dir dieſelbe Verblendung theilen; nun aber ſage mir, womit willſt du dich vertheidigen, womit mich verblenden? Dadurch, daß du die ſtrenge Vernunft, die überall ſcharf ſieht, ſchmähſt; dadurch, daß du ſagſt, du wolleſt von einer kalten Ueberlegung nichts wiſſen. Marie, Marie, kann ein Verhältniß gut ſein, in welches man ſich überlegungs-

los ſtürzt und das man nur gutheißen kann, indem man die Vernunft verleugnet?

Da habe ich nun geſchrieben und geſchrieben, und ich fürchte, ich habe tauben Ohren gepredigt. Ich habe dir im Voraus all die Erfahrungen geſchildert, die du machen wirſt. Aber ich ahne, daß ich ſie dir eben ſo umſonſt geſchildert habe, als es umſonſt ſein wird, wenn du ſie zu ſpät macheſt. O, daß auch du in die Netze fallen mußteſt, welche die Geſellſchaft nach allen freien Seelen ausſpannt! Die Lehren, welche uns die Geſellſchaft giebt, kommen meiſtens zur unrechten Zeit; ſie wird auch dir eine geben; du aber wirſt ſie nicht brauchen können. Die Täuſchung, in der du dich jetzt befindeſt, wäre vielleicht gut, um dich vor ſpätern zu wahren und deinen Geiſt rüſtiger zu machen. Aber die Geſellſchaft wird von dir verlangen, daß du die Täuſchung, als eine heilige, wahreſt und fortſetzeſt, ſie wird es dir verbieten, dich — es müßte denn ein Todesfall eintreten, — je wieder zu verlieben. Du liebteſt mich, jetzt liebſt du Arthur. Wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo es heißen wird du liebteſt Arthur und jetzt .... Alſo noch einmal Marie, beſinne dich!

10.

Zwei Briefe.

Arthur an Karl.

Mein Herr! Meine Braut hat mir aufgetragen, Ihnen beiliegende Briefe, welche Sie an meine Braut geſchrieben, zurückzuſchicken. Wir haben ſie geleſen, und uns herzlich daran ergötzt; ja wir ſind Ihnen ſehr dankbar, weil Sie uns damit einige abſonderlich vergnügte Stunden gemacht haben. Doch meint Marie, es möchte Ihnen zu viel Zeit koſten, wenn Sie noch öfter ſo lange Briefe an ſie ſchrieben. Dies Eine läßt ſie Ihnen noch ſagen, daß ſie ſo glücklich ſei — ſo ſagt ſie ſie nämlich ſelber — ſich in wenigen Wochen mit mir zu vermählen.

Arthur.

Arthur an Clärchen.

Liebes Kind! Ich hoffe, Sie werden das beiliegende Blatt mit Ruhe leſen. Nennen Sie mich einen Frevler, einen Schändlichen, einen Meineidigen, aber ſagen Sie einmal ſelber: glau-

ben Sie an die Treue und wären Sie mir treu geblieben? Da es nun alſo doch nicht möglich war, daß wir uns ewig liebten, iſt es nicht am beſten, wenn wir offen gegeneinander ſind und den Schmerz der Trennung je eher je lieber überſtehen? Denken Sie alſo, wir hätten geſpaßt und vergeſſen Sie mich, ich bin nicht werth, daß Sie noch an mich denken, ja daß Sie mich nur noch einmal ſehen.

Arthur.

Das beiliegende Blatt war nichts andres als eine einfache Karte, auf welcher die glückliche Marie und Arthur ihre Verlobung anzeigten.

Ich weiß nicht, ob Clärchen in Ohnmacht fiel, ob ſie den Entſchluß zu ſterben faßte; ſo viel nur weiß ich, daß ſie im Anfang glaubte, die ganze Sache ſei nur ein Scherz, daß ſie ſich erſt dann von der Wahrheit überzeugt hielt, als ſie mehrere Male zu Arthur gegangen und abgewieſen war.

Fürchte nicht, daß Clärchen ſich in's Waſſer ſtürzen wird, es iſt dies eine zu leichte Art, einen Menſchen los zu werden und ſeine Geſchichte recht tragiſch und nervenerſchütternd zu ſchließen. Es ſtirbt ſich übrigens nicht ſo leicht, und was wäre auch das Leben, wenn man es nach jeder mißglückten Liebe wegwerfen wollte? Clärchen war freilich ein Weib, das ſich zum erſten Male hingegeben, ſie war ein Mädchen, die für den ſchwärmte, dem ſie „ihr Alles“ geopfert hatte. Drum weinte

ſie im Anfange viel; ſie glaubte wohl auch recht krank zu ſein, wenn es ihr ſchwer wurde zu gehen oder zu ſtehen; aber am Ende tröſtet man ſich doch, man ſieht die Sache ruhiger an, ja, der Schmerz, wenn er überſtanden iſt, macht uns um ſo kräftiger. Und man muß am Ende doch Erfahrungen machen.

Doch mit Clärchen hatte es eine ſchlimme Bewandtniß. Sie fühlte, daß ſie Mutter werden würde; muß ſie nicht ihrem Bruder die Sache entdecken? Karl hatte ihr geſchrieben, er werde in kurzer Zeit nach Berlin zurückkommen, was wird der nun dazu ſagen?

II.

Die Hochzeit.

„Ich dir böse ſein, Clärchen? Warum? Du haſt dich wahrlich nicht geſchändet, als du dem Hange deines Herzens folgteſt; nein ich achte dich, denn deine Liebe war ganz und vollſtändig. Nicht Eigenſucht war es, die dich Arthur zutrieb, und du ſollſt mich wahrlich nicht für den Pedanten halten, der nichts anderes kann, als zu den Handlungen der Leidenſchaft ſeine albernen und philiſtröſen Bemerkungen machen. Nein, Clärchen, ich zürne dir nicht.“ —

„„Karl, mein Bruder, du erhebſt mich wieder; du linderſt den Schmerz der mich peinigt, denn obwohl ich betrogen ward, hältſt du mich doch nicht für unrein!““

„Was heißt rein? Was unrein? Sag', Clärchen biſt du nicht vernünftiger geworden, und hat die Berührung mit der Welt deinen Sinn nicht geläutert? Du wirſt daher verſtehen, was ich dir ſage. Die Welt verunreinigt uns nie, wenn wir uns nur nicht durch ſie überwältigen, wenn wir nur nicht durch die Niederlagen, die wir oft genug in ihr erleiden mögen, die Stärke unſeres Geiſtes beſiegen laſſen. Wir bleiben ſtets

rein, ſobald die Verhältniſſe uns nicht befangen machen und uns etwa zu einer thörichten Selbſtvergeſſenheit, ſei es in Freude, ſei es in Leid, verlocken. Du haſt geliebt Clärchen, du haſt dich hingegeben, das iſt ſchön; und ich achte dich mehr, als wenn du dich in ſpröder Sittſamkeit gequält, und wer weiß wie viel empfindſame Elegieen auf die Qualen deines Herzens angeſtimmt hätteſt. Du biſt betrogen worden, das iſt nicht deine Schuld; du warſt noch unfähig, die verächtliche Hohlheit des Herzens zu ſehen, das du mit edlen und großen Gefühlen angefüllt glaubteſt. Für künftig biſt du klug gemacht und wirſt dich nicht ſo leicht wieder einnehmen laſſen."

„„O Karl, welche Güte! Aber ich fürchte, du wirſt um ſo aufgebrachter ſein gegen den, der mich betrogen.""

„Ja, Clärchen; wenn dieſer Arthur ſelber mit kindlichem und leidenſchaftlichem Gemüthe an dir gehangen, wenn er eben ſo unbefangen gefehlt hätte, wie du; ich könnte ihm nicht zürnen; ſein Fehler wäre auch nur ein Fehler des Herzens, welchen der kühle Geiſt nicht zu ſtrafen hat. Aber er hat gewiß von vorn herein ſeine Täuſchungen berechnet; er hat mit einem kalten und höhniſchen Lächeln dich verderben wollen; er hat ſich erfrecht, dich ſeinem adligen Vergnügen zu opfern, dich zum Mittel zu gebrauchen, um in die Oede ſeiner Gedankenloſigkeit einige Abwechſelung zu bringen; und was er mit kaltem Blute geſündigt, wird die Kaltblütigkeit an ihm rächen." —

„„Du machſt mir bange, Karl. O verfahre nicht zu hart mit ihm; bedenke, daß ich ihn liebte, achte mich in ihm, und

wenn du nicht mit ihm ſelber Mitleiden haben kannſt, ſo habe mit dem Mitleiden, den deine Schweſter des Umgangs würdigte. Wenn du ihn, als einen Unwürdigen entlarveſt, ſetzeſt du nicht zugleich mich herab, daß ich ſo unfähig war, ihn nicht ſogleich zu durchſchauen? Und ſetzeſt du Dich nicht ſelber Gefahren aus?““

„Sei ruhig, Clärchen. Weder unſere Verhältniſſe noch meine Denkungsart ſind danach, daß hier eine blutige Rache genommen werden könnte. Wir können dieſen Gecken nur in ſeiner Nichtsnutzigkeit entlarven: und das ſind wir nicht blos uns ſchuldig. Iſt es nicht unſere Pflicht, Marien zu retten, die trotz ihrer jetzigen verliebten Krankheit immer noch meine Freundin iſt? Wer weiß, durch welche Künſte er ihren klaren Geiſt umnebelt hat, daß auch ſie die innere Hohlheit vor dem äußerlichen Glanze nicht ſieht. Oder iſt es wahr, daß ihr Mädchen euch immer nur ſolche hohle Subjecte ausſucht, um euch in ſie zu verlieben? Doch Marie iſt nicht blos verliebt, ſie will auch heirathen. Wäre ich ihr ganz fremd, ich müßte ihr dennoch zeigen, wer der iſt, mit dem ſie ſich für ihr Leben verbinden will. Vielleicht gelingt es mir, den alten Geiſt in ihr zu wecken; ihr den unterhöhlten Boden zu zeigen, auf dem ſie ſteht; und jenem ſelbſtſüchtigen und eingebildeten Baron wenigſtens einen Sieg zu entreißen.“ —

Als Karl nach dem Hauſe des Geheimen Rathes kommt, findet er dort große Geſellſchaft. Er erfährt, daß ſich heute der Herr Baron mit Fräulein Marie vermählen werden. Marie

iſt nicht zu ſprechen; denn ſie mache eben Toilette: wäre ſie auch überhaupt aufgelegt geweſen, heute einen langen Sermon über Arthur anzuhören? Karl verlangt nun mit Arthur zu reden; er läßt ſich allein in ein Zimmer führen, giebt aber den Auftrag, Arthur nicht ſeinen Namen zu ſagen. Nachdem er lange gewartet, tritt der Baron mit freudeſtrahlendem Geſicht ein.

„Entſchuldigen Sie, ſagt er, man hat ſo viel zu thun, wenn man eben bereit iſt, in den heiligen Eheſtand zu treten.“

„Kennen Sie mich, Herr Baron?“

Erſt jetzt ſieht Arthur ſeinen Beſuch genauer an, und es wird ihm nicht ſchwer, ſich zu beſinnen.

„„Ach, ſieh da, Herr Karl, der intime Freund meiner Braut. Nun, es freut mich, daß Sie es nicht verſchmähen, mich zu dem heutigen Feſte zu beehren. Machen Sie nur keine Umſtände, wir kennen uns; ich hatte ja ſchon früher einmal Gelegenheit, Sie perſönlich kennen zu lernen.““

„Und Sie glauben wirklich, ich ſei nur gekommen, um zuzuſehen, wie Sie das Schickſal einer Freundin Ihren Launen, vielleicht gar Ihrer Selbſtſucht opfern? Nein, von ſolchen Feſten, an denen Jugend, Freiheit und Schönheit dem ungeſchlachten Gatte des Vorurtheils und der beſchränkten Leidenſchaft zum Opfer dargebracht werden, halte ich mich am liebſten entfernt. Aber können Sie ſich nichts denken, um deſſentwillen ich Sie heute in Ihrer Freude ſtöre?“ —

„„Nun das wäre?““

„Mein Herr, ich habe eine Schweſter.“ —

„„Ja wohl, du lieber Himmel, ſie hat Ihnen erzählt, wie unglücklich wir in unſerer Liebe waren? Aber, ſagen Sie mir, iſt heute wohl die Zeit, um von dieſen Sachen zu ſprechen? Kommen Sie ſpäter einmal wieder. Da bin ich zu jeder Genugthuung bereit.““

„Nein, gerade heute iſt vielleicht der Tag, an dem ich Clärchen und ihr gemißhandeltes Herz rächen kann. Elender, Sie haben den guten Ruf meiner Schweſter geſchändet, Sie haben mit kaltem und höhniſchem Sinne die Unerfahrenheit Clärchens benutzt, um mit ihrem Herzen zu ſpielen, und Sie wagen es noch, mir von einer Heirath zu ſprechen, die Sie heute feiern wollen.“ —

„„Doch, mein Herr, was wollen Sie denn eigentlich? Sie die Sie ſo wenig von der Ehe halten, werden doch nicht gekommen ſein, um mich zur Heirath mit Ihrer Schweſter zu zwingen.““

„Nein, wahrlich! ich achte Clärchen zu hoch, als daß ich Sie ihr zum Gefährten für das ganze Leben wünſchen ſollte. Aber der Schimpf, den Sie ihr angethan, hat mich Ihren Charakter kennen lehren. Und ich kann es nicht zugeben, daß Sie, die Sie ſo ohne alle Achtung für die Menſchheit ſind, die Sie glauben, die Menſchen ſeien nur dazu da, um Ihre hochadligen Gelüſte zu befriedigen — ich kann es nicht zugeben, daß Sie heute auch Marien täuſchen, welche in der Ver-

blendung ihrer Liebe Sie noch nicht kennen gelernt, durch mich aber wiſſen ſoll, wen ſie an Ihnen hat.“ —

„„Ich! Clärchen einen Schimpf anthun! Ich hatte nie die Abſicht. Clärchen liebte mich, Clärchen gab ſich mir hin, ein ſtarker Geiſt, wie Sie, wird hierin nichts beſonderes finden. Clärchen mag unerfahren, unſchuldig geweſen ſein, aber die Unſchuld wird auch in Ihren Augen keinen Werth haben, gegen die Stunde, in der wir ſie verlieren. Clärchen war glücklich, als ſie mich liebte; ſie hat ſich in mir getäuſcht, mein Gott, kann man davon ſo viel Aufhebens machen? Iſt das nicht allgemeines Schickſal, daß ein Menſch ſich in dem andern täuſcht? Es iſt genug, daß ich Clärchen auf zwei Wochen glücklich machte.““

Und Karl mußte das Alles ruhig mit anhören. Was ſollte er thun? Sollte er ſich wie ein gereiztes Thier auf denjenigen ſtürzen, der ihn mit kaltem Blute quälte und ſein Herz zerriß? Er hätte ſeiner Sache nichts genützt und wäre höchſtens durch Bediente ſchimpflich zur Thür hinausgeworfen. Seine Seele krümmte und wand ſich unter den Tritten, mit denen ſie Arthurs Worte mißhandelten. Aber Karl konnte nichts thun, als voller Ingrimm ſeine eigene Schwäche bedauern.

„„Clärchen — fuhr der Baron fort — iſt vielleicht ſchwanger? Schon, das iſt aber keine Sache, die viel auf ſich hätte, ich werde genug haben, um ſie und ihr Kind nicht Hungers ſterben zu laſſen.““

Karl hatte ſeinen Entſchluß gefaßt.

„Nein, ehrenwerther Herr Baron — erwiederte er — glauben Sie nicht, daß Clärchens Kind Ihnen zur Laſt fallen wird; ich bin nicht gekommen, um ein Almoſen von Ihnen zu erbetteln. Sie ſollen nicht auch noch das Kind beſchimpfen, welches Clärchen unter ihrem Herzen trägt. Wenn es an den Brocken nagte, welche von Ihrem Tiſche abfallen, wenn es ſich von den Sparpfennigen nährte, welche doch nur den Kindern des geſetzlichen Ehebettes entzogen würden, es würde ewig den Schimpf mit ſich herumtragen, von einem ſolchen Vater abhängig zu ſein. Drum beruhigen Sie ſich, Sie ſollen von Clärchens Kinde nie etwas erfahren. Aber vielleicht kann ich es noch möglich machen, daß Sie das Ehebett nicht beſteigen, deſſen Sie heut ſo ſicher zu ſein glauben.“

Karl ging und der Baron lachte ihm nach.

Er iſt doch im Grunde ein guter Kerl — dachte Arthur — aber es iſt ſein Unglück, daß er alle Dinge zu ſcharf nimmt und daß er überall nach Grundſätzen handeln will. Ei, ei, iſt denn nicht das ganze Leben ein Spiel und liegt nicht gerade darin der größte Reiz, daß man gar nicht berechnet, ſondern mit lachendem Muthe abwartet, was die nächſte Zeit bringen wird? Aber bei dieſem Karl ſoll Alles nach einer Formel gehen. Da hat er ſich einen Rahmen herausphantaſirt, den er Menſchheit nennt und unter den er alles bringen will; und ſo kann es nicht fehlen, er muß überall den Kürzern ziehen. Wenn er es in unſerer Affaire machte, wie an-

dere Menſchen; die Sache wäre gleich entſchieden, wir ſchießen uns, und .... aber nein, es iſt wider ſeine Grundſätze ſich zu ſchlagen, nun da bin ich neugierig, wie er mich verhindern wird zu heirathen. —

Und fröhlichen Herzens ging er zu Marien, um zu ſehen, ob ihre Toilette endlich beendet ſei.

Es war Geſellſchaft da, welche das Brautpaar erwartete, und es wurde unſerm Karl leicht, ſich unbemerkt unter ſie zu miſchen. Er hatte das Vergnügen, den geiſtreichen Bemerkungen der Gäſte zuzuhören.

„Der Geheime-Rath hat doch in Allem Glück, ſagte der Hof-Rath; er iſt avancirt, man weiß ſelbſt nicht wie's zuging; und nun kriegt er gar einen reichen Herrn Baron zum Schwiegerſohn. Meine Roſalinde iſt doch auch ſchön genug; ſie ſpielt auf dem Klavier wie Liſzt, ſie macht Verſe wie Göthe, ſie ſingt wie die Löwe, und doch iſt noch kein Baron gekommen.“

„Der Geheime-Rath ſoll viel Geld haben,“ bemerkte der Hauptmann ganz trocken dazu.

„Ich verſtehe, was Sie damit ſagen wollen, erwiederte der Hofrath. Aber beſtehen denn die Menſchen unſerer Zeit nur aus Geldſäcken? Sollte es keine gefühlvollen Herzen mehr geben, die nur auf das Innere und nicht auf den äußeren Glanz ſehen, und ich ſage Ihnen, meine Tochter iſt ſehr gebildet.“

„Das glaube ich recht gern, liebſter Hof-Rath; aber die Bildung iſt heutzutage ſo billig, ſie wird uns bald auf allen

Gassen entgegengelaufen kommen. Und mit dem Gefühl ist's nun ganz aus. Geld, Geld, das ist das Einzige, was seinen Werth behauptet, ja was immer theurer wird."

„Sie haben kein Gemüth, kein Herz, werther Herr Hauptmann. Unsere Zeit kennt noch Gefühle genug. Zum Beispiel die Ergebenheit für unseren allgeliebten Monarchen, der Gehorsam gegen unsere Oberen, die Demuth vor Gott, rechnen Sie das Alles für nichts? O, ich verzweifele noch nicht an unserer Zeit, es muß noch liebende Herzen geben — Rosalinde wird einen Mann bekommen."

„Nun es wäre auch noch schlimmer, schloß der Hauptmann, wenn ein Hof-Rath sogar den Weltschmerz bekommen wollte."

„Ich begreife den Baron nicht, sagte der Rittmeister beiseit zum Major. Seine Braut ist gar nicht so schön, sie soll vielerlei Launen und Capricen haben; warum also heirathet er dieses Mädchen, das nicht einmal von Adel ist?"

„Nun, nun, bemerkte der Rittmeister, mit ihrem Gelde wird er um so adliger leben können."

„Der Baron, sagte der Banquier, soll einen sehr edlen Charakter haben; er soll stets seine Schulden bezahlen, Fräulein Marie wird recht glücklich sein."

In diesem Augenblick trat das Brautpaar ein. Karl sahe Marien genauer an; denn er glaubte nicht anders, als er müsse auf ihrem Gesichte irgend einen Zug von Traurigkeit erblicken, es müsse auf ihrem Antlitz irgend wie eine Verahnung von dem Unglücke, das sie erwartete, ausgemalt sein;

aber nichts da; ihr Geſicht war wie von roſiger Freude überſtrahlt und ſie hatte nur für Arthur Augen, der, die verkörperte Liebe und Galanterie, neben ihr herſchritt.

Schon nähert ſich das Brautpaar der anderen Thür, als Karl vorſpringt, und dem Bräutigam den Weg verſperrt.

„Ich komme, ſagt er, um gegen die Ehe, die eben geſchloſſen werden ſoll, Einſpruch zu thun.“

Arthur bleibt ganz ruhig und indem er lächelnd ſein Lorgnon vor das Auge nimmt, ſagt er.

„Wer iſt dieſer Menſch, der, wie es ſcheint, dem Irrenhauſe entſprungen iſt?“

„Mein Gott, es iſt Karl, ſagt Marie. Sollte ihn ſein ſtarrer Haß gegen die Ehe ſinnverwirrt gemacht haben?“

„Unverſchämter!“ ſchreit ihm der Geheimrath zu.

„Ein merkwürdiges Exemplar,“ ſagt der Hofrath.

„Er ſpeculirte vielleicht auch auf Mariens Geld,“ bemerkt der Hauptmann.

„Sollte ich mich im Charakter des Herrn Baron getäuſcht haben?“ fragt der Banquier.

„Dieſer edle Herr Baron, fährt Karl fort, hat meine Schweſter Clara verführt, und dann hat er ſie höhnend weggeworfen, wie ein Spielzeug, das ihm keinen Spaß mehr macht. Marie, ich warne Sie zum Letztenmale.“

„Höre ihn nicht an, Marie, ſagt Arthur; ich kenne weder ihn noch irgend eine Clara und ich weiß wirklich nicht, was ihn dazu treiben kann, mich ſo zu verläumden.“

„Sie ſind ein Niederträchtiger, Herr Baron, ſchreit Karl. Sie wagen es, mir ins Geſicht hinein das zu läugnen, was Sie vor einer halbe Stunde unter vier Augen eingeſtanden haben?“

„Mein Herr Unbekannter — ſagt der Baron, indem er Karl verächtlich anſieht — wenn Sie hierhergekommen ſind, um mich aufzubringen, ſo verfehlen Sie ihren Zweck. Ich ſehe, Sie ſind nicht zurechnungsfähig. Wären Sie das, ſo würde ich Sie dafür zu ſtrafen wiſſen, daß Sie ſo ungeeigneten Ort und ſo unpaſſende Zeit wählten, um mich zu beleidigen. Gehen Sie, oder ich werde Mittel finden, Sie aus dem Hauſe zu ſchaffen.“

„Richtig,“ ruft der Geheimrath, froh, nun auch zu Worte zu kommen. „Ich werde meine Bedienten rufen laſſen. Unverſchämter, was bewegt Sie, ungeladen in dies Haus zu dringen und durch die ſchändlichſten Verläumdungen eine Feſtlichkeit zu ſtören, bei welcher nur die Liebe und die Eintracht zugegen ſein ſollten. Gehen Sie, gehen ſie, oder . . . .“

„Es bedarf keiner Drohungen weiter, ſchreit Karl. Ich ſehe, man will mich nicht hören. Ja, Sie haben hier die Macht, Herr Geheimrath, und ihr muß ich weichen. Sie ſind der angeſehene Mann, Herr Baron, und Ihnen allein muß man glauben. Ich hätte ſchon längſt gehen ſollen; denn ich mußte wiſſen, daß bei Verliebten nnd Selbſtſüchtigen nie etwas aus-

zurichten iſt. Ich gehe mit dem Bewußtſein, meine Pflicht erfüllt zu haben.“

Jetzt war die Reihe an Arthur, dem Phantaſten, dem Radicalen, dieſem Schwärmer Karl noch einmal nachzulachen.

„Zu Wagen, zu Wagen und in die Kirche,“ ruft der Herr Geheime-Rath. „Laſſen wir uns durch dieſen Unſinnigen nicht ſtören. Nicht wahr, meine liebe Tochter?“

Und man ſtieg in die Wagen.

„Das war ja ein ſonderbarer junger Menſch, ſagt der Hofrath zu ſeinem Nachbar dem Hauptmann: die jungen Leute, was richten die doch heute Alles für Unheil an. Aber ich weiß, woher das kommt. Die liberalen Grundſätze verdrehen ihnen den Kopf, ſie wollen wer weiß was ſein, wollen Alle was repräſentiren und da verfallen ſie auf ſolche Streiche. O, es iſt doch eine ſchlimme Zeit das! Kein Gemüth mehr und gar kein Herz mehr. Wenn ich ſo dieſe Leutchen Alle ſehe, ſo möchte ich den ungeheuren Wunſch faſſen, daß meine Roſalinde gar keinen Mann bekommt.“

„Wenn der junge Menſch aber Recht gehabt hätte,“ bemerkte der Hauptmann.

„Mein Gott, Herr Hauptmann, wo denken Sie hin? Der Herr Baron haben einen ſo edlen und großen Charakter; auch waren ſie nicht im Mindeſten erſchrocken. O, ich bewundere die Ruhe, wie der Herr Arthur dem ſonderbaren Men-

ſchen gegenüber ſtand, ja, der Herr Baron haben Gemüth, haben Herz.“

„Und, ſchloß der Hauptmann das Geſpräch; wenn Ihr ſonderbarer Menſch auch die Wahrheit geſagt hätte; ſo hat er ſie doch auf eine lächerliche Weiſe geſagt. Wie konnte er nur denken, daß man ihn anhören würde. Er ſcheint mir ein Schwärmer zu ſein, der die Welt nicht kennt und der überall nur auftritt, um ſich zu blamiren.“ —

„Eine eigenthümliche Geſchichte, ſagt der Rittmeiſter zum Major. Ich glaube, der Baron iſt nicht ſo unſchuldig dabei, wie er ausſieht. Deſto beſſer, ſo hat er ſein adliges Weſen nicht verläugnet und er hat ſich wie ein echter Edelmann betragen.“

„Ich muß immer noch lachen, erwiederte der Major, daß dieſer Menſch glaubte, er könne die Heirath rückgängig machen, weil der Baron ſich einmal den Spaß gemacht hat, ein Bürgermädchen zu verführen. Als ob das nicht alle Tage vorkommen könnte. Ich habe neun Töchter, aber, auf Ehre, wenn zu ihnen allen ſolche Bräutigams kämen, wie der Baron, ſo würde ich ſagen: auf Ehre, Ihr ſeid brave Kerls, Ihr ſollt meine Töchter haben.“ —

„Du biſt ſo nachdenkend, Marie, meine liebe Braut. Iſt es möglich, daß in dieſem feierlichen Augenblick irgend ein Verdacht gegen deinen Arthur in deiner reinen Seele aufkeimen könnte?“

„„Arthur, geliebter Arthur, ich weiß, du biſt unſchuldig. Aber ich fühle Mitleiden mit dieſem armen Karl, den ſeine Grundſätze, ſein unerklärlicher Abſcheu vor der Ehe und vielleicht auch ſeine Liebe zu mir halb wahnſinnig gemacht haben. Iſt es doch fürchterlich, daß er ſogar ſeine eigene Schweſter verläumdete, blos um mich von dieſer Heirath abzuhalten.““—

„Ja, Marie, dieſer Menſch iſt ſtrafwürdig. Mich in deinen Augen ſo zu verläumden, als ob ich, während ich um dich warb, während du alle meine Gedanken in Anſpruch nahmſt, mich mit irgend einem andern Mädchen hätte beſchäftigen können. Doch er ſoll ſeiner Strafe nicht entgehen.“

„„Das iſt es eben, was ich fürchte, mein Arthur. Wenn aber meine Liebe irgend einige Gewalt über dein Herz hat, wenn du mir heute die einzige Bitte, die ich thue, gewähren willſt, ſo verzeihe dem armen Menſchen, verfolge ihn nicht länger, rechne ſeiner Verblendung und Aufregung zu Gute, was er verbrochen, und vor Allem bedenke, daß er mir einſt lieb war.““ —

„Edle Seele, kann ich ihm noch länger zürnen, wen du ihm verzeiheſt? Ja, überlaſſen wir ihn der Strafe, die er in ſeinem Gewiſſen mit ſich herumträgt; die Schande, die er ſich ſelber gemacht, wird uns hinlänglich rächen. Denken wir nicht mehr an ihn.“

„„Arthur, geliebter Arthur, ich habe mich nicht in dir ge-

täuſcht. Ja, du biſt das Ideal des edlen, des guten Mannes, von dem ich ſo oft träumte, das ich aber in der Wirklichkeit zu finden ſtets verzweifelte.““ —

Nicht wahr, Marie iſt zu glücklich; und wenn es unſerem Freunde Arthur gelänge, ſie bis zum Tode in ihren Täuſchungen zu erhalten, wenn er es der Mühe werth hielte, auch nach der Hochzeit die Maske vorzubehalten, hinter die er ſich jetzt verſteckt, wird Marie nicht glücklich ſein? Was ſie wünſchte, iſt dann eingetroffen; ſie nährt ſich von einer Illuſion. —

Clärchen ward von einer großen Unruhe ergriffen, als Karl ſie verlaſſen hatte; ſie malte ſich Wunder wie viele Gefahren aus, denen ihr Bruder ausgeſetzt ſei; ſeine Hitze wird ihn fortreißen, dachte ſie, er wird falſche Schritte thun, o hätte ich doch lieber ganz geſchwiegen.

Es litt ſie nicht mehr zu Hauſe, ſie ging auf die Straße, ſie wollte Beſchäftigung für ihre Augen, damit ihr Geiſt ſich beruhige. Als ſie an eine Kirche kam, fand ſie viele Leute davor verſammelt: ach Gott, dachte ſie, es wird eine Hochzeit ſein, vielleicht iſt die Braut glücklicher als ich, vielleicht ſchließt ſie heut einen Bund, den ſie längſt erſehnt; gehen wir, das iſt kein Schauſpiel für gebrochene Herzen.

Sie wollte umkehren, da fuhr ein prächtiger Wagen mit geputzten Menſchen dicht an ihr vorbei; Arthur und Marie ſaßen darin. Armes Clärchen, der Schmutz, den die Räder dieſer Caroſſe vom Wege aufleſen, um dich zu beſpritzen, das ſollte die einzige Gabe ſein, welche bei dieſer Hochzeit für dich

abfiel: das waren die einzigen Blumen, welche der glückliche Bräutigam dir zuwarf. Armes Clärchen!

Und eine unerklärliche Neugierde trieb Clärchen, nach der Kirche zurückzugehen. Wollte sie das Glück da mit ihrem Unglück vergleichen? Wollte sie sich in dem Schmerze berauschen, der sie zerreißen mußte, wenn sie die vor dem Altar geheiligte Liebe mit ihrer verschmähten und gehöhnten Liebe zusammenhielt? Ich weiß nicht. So viel aber weiß ich, Clärchen brauchte keinen Neid zu empfinden. Denn was war es im Grunde, was sie da sah? Eine größere Entheiligung der Liebe als sie erfahren hatte.

Marie liebt Arthur: schön, aber die Gesellschaft erlaubt ihr nicht, daß diese Liebe zur Wirklichkeit werde; jedes Mädchen soll sich mit einer empfindsamen Halbheit begnügen, in der sie keine Gelegenheit hat, weder sich selbst und die Nachhaltigkeit ihres Gefühls zu erproben, noch denjenigen näher kennen zu lernen, den sie zu lieben glaubt. Man heißt Braut und Bräutigam, das heißt, man soll sich fremd sein und erst die Erlaubniß der Gesellschaft abwarten, daß man einander näher treten dürfe; man soll sich durch Banden des Vorurtheils von dem vollen und freien Genusse der Liebe, von dem echt menschlichen Umgange mit einander abhalten lassen, und erst auf das Wort des Priesters warten, welches diese Banden sprenge, aber nur um sie noch fester anlegen zu dürfen: man soll sich gegenseitig einen Platonismus, eine Enthaltsamkeit vorheucheln, die nicht in der Natur der Sache, sondern in der barbarischen

Civiliſation der Geſellſchaft liegt; man ſoll ſich gegenſeitig mit einer gewiſſen Scheu betrachten, doch mit einem ewigen Hinblick auf die ſpäteren Zeiten, welche um ſo proſaiſcher und gewöhnlicher ſein werden, als der Aufenthalt in dieſem ſogenannten Vorhimmel der Ehe überpoetiſch und empfindſam iſt. Die ſpätere Proſa, welche aus dem Brautpaare Mann und Frau gemacht hat, wird beide oft genug überraſchen durch ihre Alltäglichkeit und Langeweile. Beide werden ſich wundern, wie ſie nur vorher ſo verblendet ſein konnten. Was man empfangen, entſpricht nicht den Hoffnungen, die man gehabt; vorher Schwärmerei, jetzt ſeichte Gewohnlichkeit; vorher Idealismus, jetzt eine oft erſchreckende Erfahrung. Und für dieſe Proſa, von der man im Brautſtande nichts ahndete, nichts ahnen konnte, weil die Geſellſchaft es nicht litt, daß man ſich näher kennen lerne und mit verſtändigen Augen anſehe — für dieſe Proſa ſoll man auf Zeitlebens zuſammengekettet ſein.

Doch, mag in ſeltenen Fällen die Liebe des Brautſtandes in der Ehe fortdauern, wem iſt das Amt übergeben, jene Liebe zu weihen und ihr zu erlauben, daß ſie volle, wahre Liebe ſei? Dem Prieſter! Alſo die Geſellſchaft hält die Liebe des einen Menſchen zum Andern, ſie hält dies reine Verhältniß zwiſchen Menſchen für unrein; ſie hält ſich ſelber nicht für ſtark genug, dies Verhältniß um ſeiner ſelbſt willen für giltig anzuerkennen? ſie bedarf der Kirche.

Hörſt du Marie, was der Prieſter dir zuruft? Er erklärt dir, daß deine bisherige Liebe zu Arthur unheilig war und

daß er, ein Beauftragter der Kirche, erst komme, um sie zu heiligen; er erklärt dir, daß es eigentlich nicht gut sei zu freien, daß aber die Kirche Rücksicht nehme auf die Schwäche der Menschen und die Ehe weihe, indem sie ihr Siegel darauf drücke; er schmäht deine Liebe; denn er behauptet, erst vor dem Altar erhalte sie die echte Kraft: er bindet dich für immer an Arthur, und doch schärft er dir zugleich ein, daß die wahre Herzensehe nur mit dem Himmelsbräutigam geschlossen werden soll.

Und du Arthur hörst du die Worte des Priesters? Er ruft all deine früheren Verhältnisse als frevelhafte, als Sünden des Fleisches aus, als ungiltig vor Gott und den Menschen. Er schmäht dein ganzes früheres Leben, und du bist nicht zerknirscht? Deine Seele schreit nicht auf, daß sie der Heiligung der Kirche unwürdig sei? Du, der du hier trotzig vor den Altar trittst, vor den gekreuzigten Gott, der deine Ehe schützen und jenseits dein Fürsprecher bei dem Vater aller sein soll, du bedenkst nicht, wie oft du gegen die Heiligkeit jenes Altars und gegen die Gebote jenes Gekreuzigten gefrevelt hast? Geh mir! Du nimmst die Hülfe des Altars in Anspruch und glaubst nicht an die Kraft seiner Weihe; du trittst vor das Angesicht des Gekreuzigten und glaubst nicht an ihn, nicht an seine Worte.

Marie! Arthur! Nein ihr hört den Priester nicht; ihr haltet diese Feier vor dem Altar für eine bloße Form, die nöthig ist, über die ihr aber so schnell wie möglich hinweg möchtet, und deren tiefer Sinn euch, ja der ganzen Gesellschaft

verloren iſt. Und doch habt ihr nicht die Kraft, dieſe Form, welche nur noch eine inhaltsloſe Feſſel iſt, abzuſchütteln.

So iſt unſere Geſellſchaft! Sie läßt ſich immer noch an dem Bande halten, welches die Kirche durch ihr ganzes Leben hindurch ſchlingt, und — ſie glaubt nicht mehr an dieſes Band. Ihr ganzes Thun und Treiben iſt unkirchlich, und doch hat ſie nicht die Kraft, zu einer rein menſchlichen, freien Geſellſchaft zu werden. Ja, dieſer Prieſter ſelber, hat er noch das echte volle Bewußtſein von dem, was er thut? Ich glaube nicht. Er betrachtet ſeine ganze Verrichtung da, für eine Förmlichkeit, die ihm eben obliegt, und für die er ſeine Sporteln bezieht. Wollte er ihren ganzen Sinn in Anwendung bringen, die Geſellſchaft würde ihn für einen Fanatiker und Finſterling verſchreien. Das iſt Berlin! Ein Glaube, den man ſich äußerlich vorheuchelt und gegen den man, innerlich in jedem Augenblick verſtößt: eine Geſellſchaft, die zu ſchwach iſt zu dem Bewußtſein, daß ſie dieſen Glauben eigentlich ſchon abgeworfen, und zu ſtark, um ſich noch einmal ganz durch den Glauben feſſeln zu laſſen. —

Clärchen ſaß lange da, in Betrachtungen verſunken; nur von Zeit zu Zeit ſchlugen einige Worte des Prieſters an ihr Ohr, welche ihr Verhältniß mit Arthur als ein ſündliches brandmarkten, welche ſie gleichſam aus der Geſellſchaft verbannten: denn meinte nicht der Prieſter, der Umgang von Mann und Frau ſei nur der rechte und ſündloſe, zu welchem die Kirche ihre Zuſtimmung gegeben? Nur der Mann und

die Frau ſeien rein, welche vor alle Welt hintretend erklären, ſie hätten in ſich ſelbſt und in ihrer Liebe kein Recht des Umganges, ſondern die Kirche müſſe erſt kommen, eine fremde Macht, um ihr Verhältniß zu weihen? — — —

Clärchen ſah erſt dann das Brautpaar näher an, als der Prieſter zum Ende der Ceremonie ſchritt und eben dabei war, die Ringe zu wechſeln. Sie erkannte Arthur; aber es ſchien ihr unmöglich, es kam ihr wie ein zu fürchterlicher Hohn vor, daß Arthur in ihrer Gegenwart ſie ſo verleugnen und einer Anderen die Hand zum ewigen Bunde reichen ſolle. Ihre Sinne verwirrten ſich; ſie glaubte, Arthur müſſe in jedem Augenblicke von dem Altare hinwegfliehen, zu ihren Füßen hinſtürzen und ſie wegen ſeines Verraths um Verzeihung bitten. Und als der Prieſter ihn fragte, ob er verſprechen wolle, der Marie auf immer anzugehören, da antwortete Clärchen ſtatt ſeiner mit einem ſchreienden ſchrillenden „Nein.“

Marie ſchrack zuſammen über dieſe Weiberſtimme, in welcher halb Wahnſinn halb Verzweiflung lag, über dieſe Stimme, welche gleichſam feierlichen Proteſt einlegte gegen den Bund, den ſie eben ſchließen wollte. In ihrem Herzen begann der Verdacht aufzukeimen und ſie ſah Arthur mit furchtſamen, zweifelnden Blicken an; aber ihre Zweifel ſchwanden, als ſie keine Unruhe, keine Verlegenheit auf ſeinem ſchönen Geſichte entdeckte. Arthur drehte ſich gelaſſen um, er wußte das Staunen der Zeugen zu beſchwichtigen, indem er bemerkte, es müſſe wohl eine

Kranke ſein, die man ohne Aufſicht gelaſſen, und für die man ſorgen möge.

Das Ende von der Geſchichte war, daß ein ohnmächtiges, ſchwangeres Weib aus der Kirche getragen wurde, worauf die Ceremonie ohne weitere Störung vorüberging.

Hatte das Schickſal Marien warnen wollen? War das Schickſal Marien ſo günſtig, daß es ihr Anſtöße über Anſtöße in den Weg legte, den ſie ſo ſorglos betrat? Es iſt möglich: aber Marie erkannte dieſe Gunſt nicht an. Sie fühlte ſich glücklich, und ſah nur ein Leben voller Freuden und Zufriedenheit voraus. Wünſchen wir ihr eine gute Nacht. Mag ſie heute noch in dem ſüßen Gedanken ſchwelgen, ſie habe blos den Bund der Liebe geſchloſſen, mag ſie nicht daran glauben, daß man ſie nur deshalb vor den Altar geſchleppt, um von dort ein Weib mitzubringen, welches ſo und ſo viel tauſend Thaler Renten einträgt. Mag ſie nicht daran glauben, daß ihr Vater heute desbalb ſo glücklich iſt, weil er einen Baron zum Schwiegerſohn erhalten hat. Mag ſie in dieſer Nacht das Ideal des reinen und edlen Mannes umarmen, von dem ſie ſo oft geträumt; mag ſie denken, Arthur würde ſie auch geliebt haben, ſelbſt wenn ſie kein Geld beſeſſen hätte; mag ſie ſich heute noch, nicht aus eheweiblicher Pflicht, ſondern in dem Feuer der Hingebung ihrem Arthur in die Arme werfen: wer weiß, was der kommende Morgen bringen wird. Vielleicht ſchwinden morgen ſchon ihre Phantaſieen, wenn ſie nach einer Nacht des Rauſches zur Beſinnung kommt; vielleicht

ſieht ſie ſchon morgen ihren Arthur mit kälteren und verſtändigeren Augen an. Und wenn auch nicht der morgige Tag, ſo wird gewiß ſchon die nächſte Zeit ihn ihr im wahren Lichte zeigen. Ihre Gluth wird an ſeiner Kälte erlöſchen; ihre Hingebung wird an ſeiner Selbſtſucht erſterben; eine Bemerkung von ihm wird all ihre idealen Schwärmereien verjagen. Sie wird ſich beſinnen und der Umgang mit ihm wird ihr eine Laſt ſein; ſie wird ihn von ſich ſtoßen wollen: jetzt aber wird ſich ihr erſt die Tyrannei der Kirche fühlbar machen. Eine Pflicht wird ihr ſein, was ſie verabſcheut; die Geſellſchaft wird von ihr verlangen, daß ſie das Verſprechen halte, welches ſie heut vor dem Altar gethan; und man würde ſie mißachten, wenn ſie die Feſſel, welche ſie bald drücken wird, ſelber nicht achten wollte. —

O Marie, mit einem Lächeln, in dem du dich ſelbſt beſpotteſt, wirſt du an das Geſpräch denken, welches du in jener Nacht mit Arthur führteſt.

„Arthur, ich glaube, die Götter beneideten mir mein Glück, als ſie heut zweimal durch ſo merkwürdige Störungen unſere Heirath aufhalten ließen. Sollte ich ihnen nicht ein Opfer bringen, um ſie zu verſöhnen?“

„„Marie, ſüße Marie, ich weiß das Opfer, welches alles Mißgeſchick von dir abhalten ſoll.““ —

„Und das wäre?“

„„Bring dich ſelbſt mir zum Opfer; und ich werde ſtets über dich wachen, dich wie ein Heiligthum bewahren.““ —

„Ja, Arthur, ich weiß, du wirst mich immer lieben, könnte mein Gefühl mich täuschen? Sollte mein Herz blos Lügen beherbergen und falsche Orakel? Nein die Stimme in meinem Innern täuscht mich nicht, welche mir zuruft: Arthur wird dir immer treu sein.“

„„Gewiß, Marie, diese Stimme lügt nicht. Und müßte ich nicht der schlechteste Mensch sein, wenn mich nicht die Zartheit und das Feuer deiner Empfindungen rührte? Du edle Seele, wie kann man dich wissentlich hintergehen? Ja, und wenn ich falsch gewesen wäre, hätte mich nicht dein reiner Geist läutern müssen, konnte ich in deiner Nähe verweilen, ohne besser zu werden?““

„O Arthur!“

„„O Marie!““ —

Clärchen erwachte in einem fremden Hause; sie fühlte sich elend, geschlagen und konnte sich kaum mehr an das erinnern, was mit ihr vorgegangen war. Es war ihr manchmal so, als wäre sie eben verheirathet, dann aber besann sie sich auf den wahren Hergang der Sache und weinte. Die Blicke der Leute welche sie nicht begriffen und sie wie ein Wunderthier anstaunten, waren ihr unerträglich; als sie sich etwas stärker fühlte, nannte sie ihre Wohnung und ließ sich nach Hause fahren.

Sie warf sich ihrem Bruder in die Arme, der durch ihre Erzählung nur in neue Wuth versetzt wurde.

„Dieſer Arthur, ſagte er, iſt ein Glückskind. Er beleidigt uns, und wir haben keine Mittel uns zu rächen. Wir wollen ihn in ſeiner Schlechtigkeit entlarven und man hält uns für die Unſinnigen, für die Lügner, für die Böſewichte. Wir erzählen, was er gethan, doch nur damit er deſto reiner und als Sieger hervorgehe. Der Zufall führt dich in die Kirche, als er mit ſeiner Braut vor dem Altar ſteht. Alles dies kann ihm nichts anhaben. Und er wendet nicht Liſt, nicht Geſchicklichkeit an, um ſich aus den gefährlichen Lagen zu befreien, in die er geräth; nein, nur ſeine Selbſtſucht und Unverſchämtheit rettet ihn; an ſeiner Unbedeutenheit gleiten alle Mißgeſchicke ab, und weil er dem Schickſal keine rauhe Seite darbietet, wo es ihn treffen, wo es ſich an ihn klammern könnte, muß es machtlos von ihm abprallen. Schadet nichts. Er erſcheint überall als der Groſſe, Edle, Beſonnene, Verkannte, aber glänzend Gerechtfertigte. Ja, ſolche Geiſter werden durch die Verhältniſſe begünſtigt; und ich möchte mitſchwimmen mit dem Strome der Gewöhnlichkeit, ich möchte mich dieſem Baron zu Füßen werfen und ihm zurufen: Verzeih du Edler, Tugendhafter, du Ideal der Geſellſchaft, daß ich dich geſchmäht habe; die Götter ſchützen dich. Er würde mich dann aufheben und ſagen: ſtehe auf du ſchwacher, deine Fehler ſeien Dir verziehen.

„Werden wir gewöhnlich, Clärchen, und die Geſellſchaft, die uns jetzt verlacht, wird uns mit Freuden wieder in ihren Schooß aufnehmen. Werden wir hübſch ordinär, und glaube

mir, wir werden Glück haben wie Arthur. Ja, wir werden ihm gar nicht beikommen können, wenn wir nicht gewöhnlich werden, wie er. —

„Siehst du, Clärchen, so ist unsere Gesellschaft, in die du jetzt nur einen Blick gethan. Die Lüge ist geschützt, die Heuchelei siegt, die Gewöhnlichkeit ist die Herrscherin, und wer wahr sein will, wer da thörichterweise glaubt, das Recht werde anerkannt, der Mensch in uns geachtet werden, der wird bald zu seinem Schrecken enttäuscht sein.

„Arbeiten wir Clärchen, um von dieser Gesellschaft so wenig wie möglich abhängig zu sein. Arbeiten wir, denn wir werden bald unser drei sein."

Zweite Abtheilung.

I.

Ein Halbjahr ſpäter.

Ich ſehe, o meine Freundin, eine gewiſſe unzufriedene Miene an dir. Hab ich dir zu wenig romantiſche Maſchienerie aufgewendet? Und willſt du mich durch dein Schmollen zwingen, mir jetzt etwas mehr Mühe um romantiſche Verwickelung, um romantiſchen Schauder zu geben?

Ich weiß, was du willſt! Du willſt eine getäuſchte Mutter ſehen, die mit ihrem jungen Kinde auf dem Arm vor die glückliche Ehefrau hintritt, und ausruft: Siehe hier die Frucht der Schlechtigkeit deines Gatten. Du willſt Karl und Arthur im Zweikampf ſehen — und ſollte auch Karl getödtet werden. Du biſt neugierig, ob denn in unſeren zweifelſüchtigen Zeiten der Fluch eines Vaters ſo unwirkſam ſei, ob dieſer Fluch nicht auf eine oder die andere Weiſe an Karl in Erfüllung gehen ſollte. Bis jetzt iſt Karl immer noch glücklich zu nennen, er hat zwar Niederlagen erlitten, aber innerlich ſteht er unge-

beugt, ſeine feſten Grundſätze machen ihn ſtolz und freudig.— Clärchen, das arme gute, vom Vater geſegnete Clärchen, iſt die einzige unglückliche.

Soll das ſo fortgehen, ſagſt du, ſo höre lieber auf zu ſchreiben! Soll Arthur nicht von der Strafe erreicht werden, wozu uns dann noch länger an der Naſe herumführen!

Ich aber antworte dir, daß Arthur geſtraft genug iſt. Wie? Iſt nicht gar oft das Leben eine größere Strafe als der Tod? Das Leben nämlich, von dem man ſich an jedem neuen Tage ſagen muß, daß es ein verlorenes, umſonſt gelebtes ſei. Wie? Wenn ich Arthur blos durch ſein unbedeutendes Leben ſtrafen wollte? Er fühlt die Strafe nicht, ſagſt du. Wir wollen ſehen. — Arthur iſt mit Marie, Marie mit Arthur verheirathet. Strafe! lauter Strafe! Clärchen iſt zwar verrathen, aber ſie iſt frei geblieben; Segen genug!

Doch du willſt nicht zufrieden ſein. Nun ſo gieb Acht: ich ſchildere dir das Schickſal unſerer Freunde und Freundinnen, ein halbes Jahr ungefähr nach den Vorfällen, von denen ich dir ſo eben erzählte. Vielleicht wirſt du da den Fluch erfüllt, die Strafe herbeigekommen, den Segen glänzend bewährt ſehen.

Ein halbes Jahr ſpäter! Kannſt du im Geiſte alle die Erfahrungen durchdenken, welche unſere lieben Freunde in dieſer langen Zeit gemacht haben mögen?

Kannſt du den Empfindungen Mariens nachgehen? Kannſt du dir denken, wann ſie ſich zuerſt getäuſcht fand? Was für Umwandlungen in ihr vorgegangen ſein mögen, als ſie denn

doch nicht in der Ehe „die Heiligkeit ihres Gefühls“ reſpectirt ſah?

Oder iſt es unſerem Arthur gelungen, ſie in der Täuſchung zu erhalten? Hat er es aber nur für nöthig gefunden, ſich um der Ruhe Mariens willen ſo viel Mühe zu geben?

Hat Karl ohne Murren die ſchwere Arbeit auf ſich genommen, welche ihm die Umſtände auferlegten? Iſt ihm die Freiheit immer noch lieber als das tägliche Brot?

Und Clärchen? Biſt du nicht neugierig, die reine unſchuldige ſchmerzensreiche Mutter zu ſehen? Mit welchen Gefühlen lebte ſie dem Tage entgegen, an welchem ſie der Frucht eines frivolen Verrathes das Leben ſchenken ſollte?

Siehſt du, alle dieſe Fragen kann ich dir nicht weitläufig beantworten. Ein halbes Jahr überſpringend ſetzen wir uns zugleich über die Entwickelung aller jener Seelenzuſtände hinweg. Und indem ich noch einmal den Vorhang vor deinen Augen aufrolle, ſchildere ich dir nur einige wenige Scenen.

2.

Das Ehepaar.

Es ist Sonntag. Frau Baronin haben wohl nicht gut geschlafen, denn ihre Miene ist traurig, und in den melancholischen Zügen ihres Gesichtes scheint sich eine große Leerheit auszusprechen. Sie sieht fast gedankenlos vor sich hin. Da öffnet sich die Thür, ein Mann tritt ein, plötzlich ergießt sich eine gewisse Lebhaftigkeit über ihr Antlitz; ein gewisses Feuer strahlt aus ihren Augen. Aber ist es das Feuer der Liebe, welches ihren Blick belebt, sind es die Lichtstrahlen der Freude, welche ihren Mienen mit einem Male eine solche Lebhaftigkeit mittheilen?

Es ist ihr Gemahl, der eintritt; nun können wir uns den spöttischen Zug erklären, der sich um ihren Mund gelagert hat.

„Liebe Frau, sagt der Baron, willst du nicht heute mit zur Kirche fahren? Willst du dich nicht dem Gotte wieder zuwenden, dessen Dienst du schon so lange vernachlässigt hast?“ — —

Wie, ist das Arthur, der lustige, frivole Arthur, der da spricht? Arthur will in die Kirche? Arthur wirft sich zum Ritter Gottes auf? — Nein es ist nicht Arthur, es ist der

Herr Baron, es iſt der Ehemann, der in die Kirche fahren will. Es iſt der Ehemann, der fromm geworden. Wie er das geworden, das iſt eine lange Geſchichte, es iſt die Geſchichte eines halbjährigen Eheſtandes.

Arthur hatte ſich doch ſehr getäuſcht, als er glaubte, er würde mit Marie bald im Reinen ſein.

Marie hatte zuerſt mit feſter und inniger Liebe an ihm gehangen. Die Stärke ihrer Leidenſchaft flößte ihm ſelber Achtung ein, ſie unterwarf ihn, ohne daß er ſelbſt es merkte. Er ahnte den ſtarken Geiſt in Marie, der ſich nicht mit einer halben Liebe begnügen wollte, ſondern der auch in der Hingebung verzehrend war. Er beugte ſich unwillkürlich, und ſo war er gefangen, er war abhängig, ehe denn er ſeine ſo klug erſonnenen Operationen beginnen konnte.

Aber dieſe Abhängigkeit von einer Frau, die er nicht liebte, war ihm doppelt läſtig. Hatte er nicht Marien des Geldes wegen geheirathet? Wollte er nicht ſeinen früheren vergnüglichen Lebenswandel fortſetzen? Sollte ihm nicht Marie nur als beiläufiges Mittel dienen? Und da hat er mit einem Male eine Frau, die wirklich Ehefrau ſein, die in ihm einen wirklichen Ehemann ſehen will! Das überraſchte ihn, ſeine Frivolität ließ ihn im Stich, und als er ſich aus der Art Betäubung emporraffen wollte, in welche ihn das mächtige Gemüth Mariens verſetzt hatte, war es zu ſpät.

Er war Sclave, ehe er es ſich verſah, und indem er ſich frei machen wollte, beging er Ungeſchicklichkeiten über Unge-

ſchicklichkeiten. Er wollte zuerſt den Ungebundenen ſpielen, doch ſeine Ungebundenheit war nicht mehr natürlich, ſie war tölpiſch, ohne die frühere Liebenswürdigkeit; und indem ſie Marien die Augen öffnete, gab ſie ihr zugleich die Mittel an die Hand, den Ehemann zu zähmen und in die gebührenden Schranken zurückzuweiſen. Marie herrſchte jetzt in anderer Art über ihn als früher, jetzt durch die Schaam, die ſie ihm durch ihre ruhige Würde einzuflößen wußte, früher durch die Leidenſchaft.

Seine vergeblichen Anſtrengungen machten Arthur matt, unwillig, ja lebensüberdrüſſig. Woran ſollte er ſich halten, um nicht Marien gegenüber in Nichts zuſammenzuſinken? Womit ſollte er ſeine leere Seele ausfüllen, womit ihr ein Gewicht geben, auf daß ſie nicht einer Frau gegenüber als ganz hohl und ungewichtig erſcheine?

Arthur hatte ein gewiſſes Streben nach Selbſtſtändigkeit in ſich. Er fühlte, daß er nicht dazu beſtimmt ſei, als gehorſamer Ehemann ſein Lebelang ein drückendes und entkräftendes Joch zu ziehen. Er wollte nicht ganz unbedeutend ſein, und — ſo wurde er fromm.

Die Religion war die Macht, durch die er ſich eine gewiſſe Würde zu geben ſuchte. Wenn ihm Marie ſeine geringe Liebe vorhielt, ſo brauchte er nur mit einer anmaßenden Salbung zu ſagen, daß man allein Gott im Himmel lieben müſſe. Ein Bibelſpruch diente ihm ſtatt weitläufiger vernünftiger Vertheidigung, in der er am Ende doch vielleicht durch den Scharfſinn Mariens geſchlagen worden wäre. Mit einer frommen

Sentenz konnte er ſich aufſpreizen und als Sieger den Kampfplatz verlaſſen.

Jetzt war er nicht mehr der Unbedeutende, der Gehorſame. Jetzt gab er ſich das Anſehen eines gewiſſenhaften Seelſorgers, der den ſtolzen und freien Geiſt eines Weibes zur Liebe Gottes zurückführen wolle.

Und der Umgang mit ihm, der vorher gleichgültig und langweilig geweſen war, wurde jetzt für Marien eine prickelnde Qual, eine ſeelenmörderiſche Laſt. Wie fürchterlich, täglich die Anmaßung einer Frömmigkeit ertragen zu müſſen, über deren beſchränkte Anſichten man längſt hinaus iſt und von der man weiß, daß ſie nur aus Seelenhohlheit hervorgegangen.

Und Marie?

Die Einſicht in Arthurs Charakter war für ſie ein gewaltiger Schlag. Sie fühlte, daß dieſer eine Schmerz, der ihre Seele zerriß, auf ihr ganzes Leben nachwirken mußte. War es nicht ein Hohn auf alles, was man Lebensglück heißt, daß ſie für immer an dieſen Mann gefeſſelt ſein ſollte, der zuerſt ein unbedeutender Sclave, jetzt ein unerträglicher Prediger war. Dieſer Hohn machte ihre eigene Seele bitter, zweifelſüchtig, frivol. Und wie ſie über ſich ſelbſt, über ihre frühere Verblendung ſpotten mußte, ſo wurde ihr zuletzt das Leben ſelber und ſein ganzer Inhalt ein Gegenſtand des Spottes. Durfte ſie ſich denn noch frei bewegen, war es ihr geſtattet, das drückende Joch, das ſie ſich ſelbſt aufgebürdet, abzuwerfen? Nein. Und ſo mußte ſie denn zuletzt im Zweifel, im Spotte ihre Ungebundenheit ſuchen.

Und doch! Arthur war ihr immer noch intereſſant. Zwar hing ſie nicht mehr an ihm mit dem Intereſſe der Liebe, aber er wurde ihr nothwendig, damit ſie im Kampfe, im Gegenſatze zu ihm ihre Lebensgeiſter erfriſche. Arthur war ihr gleichſam verkörperter Repräſentant der Laſt, welche ihr durch das Vorurtheil der Geſellſchaft aufgebürdet war. So verwuchs er mit ihrer Seele.

Daher jenes plötzliche Aufleuchten, jene Erregung in Mariens Blicken, als Arthur zu ihr trat. Es war nicht das Aufleuchten des Haſſes, noch viel weniger der Liebe, es war die Lebendigkeit des magnetiſchen Poles, wenn ſein Gegenpol ſich ihm nähert. — — —

Marie antwortete zuerſt auf Arthurs Frage nur mit einem ſpöttiſchen Blicke, den ihre lebendigen Augen muſternd auf den frommen Ehemann warfen.

„Wie, meine Frau — fuhr Arthur in gemeſſenem Tone fort — wie, du verachteſt, du verachteſt! die Kirche? Wie? Du verachteſt die heilige Macht, welche uns an einander geknüpft und unſer Verhältniß vor Gott geweihet hat?“

Dieſe Andeutung brachte Marien auf. — Du kannſt dir doch nicht denken, antwortete ſie, daß ſich hierdurch die Kirche mir lieb und werth gemacht. Du ſollteſt dich ſcheuen, mir die Unauflösbarkeit und ſogenannte Heiligkeit eines Bandes, das weder dir noch mir angenehm ſein kann, ins Gedächtniß zu rufen. —

Guter Anlaß für Arthur, ſalbungsvoll zu ſein! „So ſprichſt du, o Frau, weil Dein Geiſt nicht demüthig iſt. Ich für mein

Theil, ich murre nicht über das, was Gott mir geſchickt und was die Kirche mir auferlegt hat, ich trage und dulde mit vertrauensvollem Gemüthe und ich hoffe, daß auch du noch dereinſt zur Liebe Gottes zurückkehren wirſt.“ —

Geh mir mit deiner Demuth, antwortete Marie. Mein Geiſt iſt noch rüſtig genug, um zerknirſcht zu ſein. Quäle mich nicht weiter, denn du weißt, daß deine Beredſamkeit bei mir verſchwendet iſt. —

Arthur ging, indem er eine mitleidige Miene annahm: o wie unglücklich iſt man doch, wenn man eine Frau hat, die vernünftig ſein will!

Das kurze Geſpräch hatte Marien aufgeregt. Sie ſaß nicht mehr ſtarr und düſter da, wie vorhin; ſie ging in der Stube auf und ab, und doch hätte ſie dieſer Auftritte ſchon gewohnt ſein müſſen: ſie wiederholten ſich ſeit einigen Wochen regelmäßig. Frömmigkeit, noch dazu eine ſo mäßige, ſo ruhige, wie die Arthurs, iſt kein Scheidungsgrund. Die Seelenpein, welche Marie ertragen mußte, iſt nicht Grund genug, eine Ehe aufzulöſen. Wie klug alſo wäre es von Marien geweſen, wenn ſie ſich durch die Macht der Gewohnheit hätte feſſeln und ihren Geiſt abſtumpfen laſſen. Zumal, da die Geſellſchaft fordert, daß jede Ehe, weil ſie Ehe iſt, glücklich ſein ſoll, daß man wenigſtens äußerlich ein Glück da heuchele, wo innerlich Schmerz und Leiden iſt.

Aber Marie will dieſe Ruhe eines übertünchten Grabes nicht. Arthur hat keine Kämpfe zu beſtehen, ſeine Unbedeutendheit

ſchützt ihn gegen innere Leiden, in ſeiner gottſeligen Frömmigkeit ſteht er ganz rein vor ſich da; ja, er hofft auf ein ſeeliges jenſeitiges Leben. Arthur wird ein ganz ruhiges und friedliches Alter erleben. Marie jedoch, deren Geiſt ſich nicht in eine vorgeſchriebene Form beugen, ſich nicht bis zur Empfindungsloſigkeit herabdrücken laſſen will — wird ſie dieſen Kampf lange aushalten? Ich fürchte nicht für ſie. Kämpfen iſt das Lebenselement eines ſtarken Geiſtes. — —

3.

Guſtav.

Wunderliche Gedanken gingen durch Mariens Kopf, als ſich, bald nachdem Arthur zur Kirche gefahren, Guſtav bei ihr anmelden ließ.

Guſtav war der Schweſterſohn des Geheimen-Rathes und hatte als Kind und Jüngling mit Marie in innigem, freundſchaftlichem Verhältniſſe geſtanden. Später war er nach einer auswärtigen Univerſität gegangen, wo er zwei Jahre blieb. Guſtav war von Natur träumeriſch, kindlich; er hatte an Marie ſtets mit einer Leidenſchaft gehangen, deren ganze Stärke ihm erſt zum Bewußtſein kam, als er bei ſeiner Rückkehr Marie mit Arthur vermählt fand. Seine Anhänglichkeit an Marie, die ſich geſtört, gereizt fühlte, als Guſtav Marien im Beſitze eines Anderen ſah, wurde, ſtatt ſich zurückſchrecken zu laſſen, zur Liebe, und aus dem zutraulichen Couſin wurde jetzt der zurückhaltende Liebhaber.

Marie nahm keinen Herzensantheil an ihm, aber war nicht die Gluth, welche ſie in Guſtav's Augen ſah, mehr der Begünſtigung werth, als die ſalbungsvolle Kälte Arthurs? Bot

ihr nicht Guſtav eine gar zu günſtige Gelegenheit dar, ſich für die herzloſe Täuſchung Arthurs zu rächen?

Solche Gedanken ſchwirrten auf einen Augenblick durch Mariens Kopf, als ſie Guſtavs Namen hörte. Aber ſie liebte Guſtav nicht, und ſie war noch nicht ſo frivol, aus bloßem Spott gegen das eheliche Verhältniß, welches ſie unglücklich machte, ein Liebesverhältniß mit Guſtav anzuknüpfen. Aber war ihr nicht Guſtav's Feuer gefährlich? Mußte ſie nicht fürchten, daß es ſich unverſehends ihrem liebeleerem Geiſte mittheile?

Marie kämpfte einen Augenblick, dann ließ ſie zurückſagen, ſie ſei unwohl, Guſtav möge wiederkommen, wenn Arthur aus der Kirche zurückgekehrt ſei. Sie wollte Guſtav nicht allein ſehen kurz nach jenem Streite mit ihrem Manne. Und Guſtav, der als Couſin ſich nicht hätte abweiſen laſſen, ging als furchtſamer Liebhaber davon; er dachte gar nach, ob er vielleicht durch eine zu aufdringliche Zuneigung Mariens Unwillen erregt habe. Der Unſchuldige!

Und nun, als Marie wußte, daß Guſtav davongegangen, nun reute es ſie, ihn abgewieſen zu haben. Sie ſehnte ſich nach einem Vertrauten, dem ſie ihr ganzes Herz aufſchließen, dem ſie all ihr Leid offenbaren könne. Ihr Schmerz war doppelte Qual, weil ſie ihn bisher vor der Welt verborgen. Guſtav, der Gute, Unſchuldige ſchien ihr der beſte Vertraute, aber es iſt gefährlich, einen Verliebten zum Vertrauten zu machen.

Mußte Marie nicht auch den Guſtav tröſten, ihn aufklären, weshalb ſie ihn nicht vor ſich gelaſſen?

Kurz und gut, ſie hatte ſich kaum entſchloſſen, ihr Verhältniß mit Guſtav erkalten zu laſſen, als ſie ſich gleich wieder anders beſann, ſich hinſetzte und an Guſtav folgenden Brief ſchrieb:

Mein Lieber!

„Ich weiß, du liebſt mich, aber wenn du dieſen Brief geleſen, ſollſt du entſcheiden, ob es mit deinem Gewiſſen übereinſtimme, zu meinem Unglück, nicht geliebt zu werden, noch das zu fügen, daß ich geliebt werde.

Als ich mich mit Arthur verlobte, warſt du nicht hier; du kennſt überhaupt die Geſchichte meines Brautſtandes nicht, du weißt nicht, welche Warnungen mir das Schickſal zu Theil werden ließ und wie blind ich in dieſe Ehe hineinrannte, die mich unglücklich gemacht hat.

Ja, ich bin unglücklich! du wirſt ſtaunen. Wenn du mich mit Arthur zuſammen ſaheſt, haſt du uns vielleicht für das glücklichſte Ehepaar von der Welt gehalten, denn wir Beide, Arthur und ich, ſind gezwungen, zu heucheln des Anſtands wegen, und damit man uns nicht auslache, daß wir ſchon in den erſten Monaten unſerer Ehe uns fremd und zuwider geworden ſind.

Aber innerlich können wohl keine zwei Menſchen weniger zuſammenpaſſen, als Arthur und ich. — O mein Freund, ich

bin ſo offen gegen dich, du biſt der erſte und der einzige, gegen den ich mein Herz ausſchütte. Deute mir meine Offenheit nicht übel, mein Herz iſt voll zum Zerſpringen, es lechzet nach einem Vertrauten und ich wähle dich, weil ich weiß, daß du mein Vertrauen nicht mißbrauchen wirſt.

Meinen Vater kennſt du, er weiß nichts von dem Leben und den innigeren Bewegungen der Seele, an ihm habe ich keinen Tröſter.

So höre denn die Schilderung meines Unglücks. Als ſich Arthur mir zuerſt nahte: ach was war er da für ein Ideal von Edelmuth und Männlichkeit. Von welchen großartigen Gedanken ſchwollen nicht ſeine Lippen über; wie wußte er ſich einzuſchmeicheln und gleichſam als ein höheres, außerordentliches Weſen darzuſtellen.

Ich wenigſtens ſah ihn ſo an: ich hatte früher einen Freund, den du nicht kennſt; der war gut, aber nicht grazios. Die Grazie, die Anmuth an Arthur beſtach mich, und ich machte von ſeinem Aeußeren einen gar zu voreiligen Schluß auf ſein Inneres.

Aber nach unſerer Vermählung, wie war da plötzlich der Strom ſeiner Rede verſiecht. Wenn ich vernünftig mit ihm ſprechen wollte, mit welchen Trivialitäten ſuchte er da meine Worte zu beſpötteln!

Ich lernte ihn als ſelbſtſüchtig kennen; ich ließ es ihn merken; meine Anforderungen auf eine gewiſſe Seelenhoheit, die ich an einen Ehemann ſtellte, beleidigten ihn vielleicht, kurz und

guß, wir wurden einander fremd, und wir ſind es jetzt mehr denn je.

Aber meine Lebensfreude iſt dahin. Ich hatte mich mit aller Gewalt meines Gemüthes ſo ſehr an Arthur gehängt, daß, als dieſe Liebe aus meinem Herzen ſchwand, zugleich die freie Schwungkraft meines Geiſtes und die Energie der Empfindung aus meiner Seele geriſſen ſind.

Mein Lebensmuth iſt verwelkt. Ich fühl's, der Zweifel, ja eine gewiſſe Gleichgültigkeit haben mich ſo ſehr in Beſchlag genommen, daß ich für jedes herzlichere Seelenverhältniß unfähig geworden bin. Die ſchmähliche Gebundenheit, in der ich jetzt lebe, ſaugt meine Gefühle auf; ich kann für Niemanden mehr glühen.

Deine Liebe alſo, o Guſtav, würde auch für mich ſtets eine Qual ſein, weil ſie ſtets hoffnungslos bleiben würde. Sei du lieber mein Freund, mein Vertrauter; beweiſe mir, daß es noch Menſchen giebt, welche, ohne ſelbſtſüchtige Anforderungen, für einen Anderen zu leben vermögen.

Und da muß ich dir noch eine Sache offenbaren, die mich drückt und wegen deren ich eigentlich hauptſächlich an dich ſchreibe. Jener ungrazieſe Freund, der wohl Arthur näher kennen mußte, ſuchte mich noch am Tage meiner Hochzeit durch ein eigenthümliches Mittel von der Heirath abzubringen. Die Sache iſt zu umſtändlich, ich will ſie dir mündlich erzählen; damals kam er mir abſcheulich vor, jetzt ſehe ich ihn in einem ganz anderem Lichte.

Seit jenem Tage habe ich meinen Freund nicht wieder gesehen; ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt. Wenn du zu mir kommſt, will ich dir ſagen, wer er iſt und warum ich jetzt etwas Näheres über ihn erfahren möchte.

Komm bald wieder, Guſtav. Ich habe dich heute abgewieſen, weil ich in meiner jetzigen verzweifelten Lage und bei meinem jetzigen Mißtrauen gegen die Menſchheit, das nur zu ſehr gerechtfertigt iſt, oft ſelbſt nicht weiß, welche harte und abſtoßende Handlungen ich begehe.

Komm bald zu mir, aber komm als Freund, nicht als Liebhaber, komm als Freund, gegen den ich die harten und tadelnden Aeußerungen über meinen Gatten fallen laſſen konnte, weil er ſie nicht mißbrauchen wird und weil er mein Herz kennen muß, komme nicht als Liebhaber, der ſich meinen Widerwillen gegen Arthur nur zu gern würde zu Nutze machen wollen.“ — — —

Als Marie dieſen Brief geſchrieben hatte, bedachte ſie ſich auch nicht weiter, ob ſie ihn abſchicken ſolle oder nicht. Ahndete ſie vielleicht, daß dieſer Brief eine Aenderung in ihrem Schickſal hervorbringen könne? daß ihr liebeleeres Herz endlich einen Mann gefunden haben möge, in deſſen Freundſchaft es ſich wieder aufrichte und von der Qual der Verlaſſenheit befreie? —

Wie leicht war es nicht auch möglich, daß Guſtav, auf Arthurs Charakter aufmerkſamer gemacht, ſich genau nach ſeinem früheren Leben erkundige, daß er, wenn er Karl traf, die Wahr-

heit ſeiner Beſchuldigung, gegen Arthur, die man früher beſpottet hatte, herausbrachte? —

Sehen Sie ſich vor, Herr Baron; es ſchwebt ein Ungewitter über Ihrem Haupte. Vielleicht ſind Sie durch den morgenden Tag ſchon entlarvt.

Marie gab dieſen Brief ihrem Mädchen, damit er ſicher zu Guſtav gelange. —

„Ein Brief, Herr Baron," ſagte das Mädchen zu Arthur, als er aus der Kirche zurückkehrte.

„„Ein Brief! Und an wen?""

„An Herrn Guſtav!"

„„Ei, da hätteſt du mich nicht weiter zu beläſtigen brauchen; dieſer Brief iſt unſchuldig und du kannſt ihn nur ſogleich forttragen. Was wird es weiter ſein, als eine Einladung zum Mittageſſen.""

„Herr Guſtav war Vormittag hier, Madame ließ ihn nicht vor, und gleich darauf ſchrieb ſie dieſen Brief und ſagte mir, ich ſolle ihn auch ſicher in Herrn Guſtav's Hände geben."

„„Schön, ſchön, mach daß du fortkommſt.""

Das Mädchen ging.

Doch halt, laß ſehen, dachte Arthur; habe ich nicht bemerkt, daß Guſtav etwas verliebt in meine Frau iſt? Er rief das Mädchen zurück.

Zeig einmal, der Brief ſcheint nicht kurz zu ſein, ich bin doch neugierig, was für Geheimniſſe meine Frau mit Herrn

Guſtav hat. Enthält der Brief nichts Verfängliches — nun dann erhält ihn Herr Guſtav immer noch früh genug.

Arthur las:

Ha, ſagte er, man will mir nachſpüren. Man hat einen Abſcheu vor mir. Man mißtraut mir; da muß ich vorzubeugen ſuchen. Marie erinnert ſich einmal wieder an Karl, und ſo wird ſie früher oder ſpäter ihren Guſtav, den Vertrauten zu ihm ſchicken. Da wollen wir doch zuvorkommen. Wir ſelber wollen den Guſtav mit Karl zuſammenbringen: Guſtav kennt ihn nicht, und ſollte dann doch etwas durch ihn verrathen werden: nun gut, iſt es nicht der ſicherſte Beweis unſerer Unſchuld, daß wir uns nicht ſcheuten, den Guſtav zu Karl zu ſchicken? Wenigſtens werden wir es ſo einzurichten wiſſen, daß auf uns der Schein eines gewiſſen Edelmuthes fällt. Und dann: Clärchen iſt immer noch ſchön, Guſtav für Schönheit empfänglich; wer weiß, ob wir uns nicht einen gefährlichen Hausfreund vom Halſe ſchaffen. Uebrigens muß dieſer Karl früher oder ſpäter einmal wieder mit mir zuſammentreffen; geſchieht das unverſehends, ſo könnt's für mich gefährlich ſein; behalten wir alſo die Fäden in der Hand, leiten wir ſie ſelber. Und Guſtav ſoll mir als Spion dienen.

Arthur war nicht ſo fromm geworden, daß er nicht ſeine frühere Pfiffigkeit behalten hätte. Er wußte, daß Karl ihm auf die eine oder andere Weiſe ſchädlich werden konnte; darum hatte er ihn nie aus dem Auge verloren. Außerdem fürchtete er, ſeine Frau möchte einmal wieder die frühere Correſpondenz

mit Karl anknüpfen und deshalb hatte er Marien's Mädchen für sich gewonnen.

Sein Plan war bald fertig. — .

Gustav kam, wie ihn Marie am Morgen beschieden hatte, nach der Kirche wieder. Arthur nahm ihn in Beschlag, ohne daß Marie etwas von der Gegenwart Gustav's erfuhr.

„Ich weiß, Sie sind ein gefühlvoller Mensch, lieber Gustav, sagte Arthur. Ich weiß, daß auch Sie am Wohlthun Freude empfinden. Nun hat uns heute der Prediger das Loos der Armen, dieser geliebten Kinder Christi, so eindringlich zu schildern gewußt, daß ich jetzt entschlossen bin, eine Absicht auszuführen, die ich bisher aus anderen Rücksichten immer wieder liegen ließ. Wollen Sie mir die Hand zum Wohlthun reichen, lieber Gustav?

Gustav, der kindliche, unerfahrene hatte immer einen gewissen Respect vor Arthur. Schien ihm dieser doch die christliche Liebe und Milde selber! Konnte er also einem in so schöne Worte gesetzten Antrage ein unchristliches Nein entgegen setzen?

Von Herzen, erwiederte er.

„Nun gut denn, lieber Gustav; ich weiß hier in Berlin ein armes Geschwisterpaar, das in den kümmerlichsten Umständen lebt. Ich habe Sie auserwählt, um zu den Armen die Freude und Zufriedenheit zurückzubringen. Besuchen Sie sie, ich will Ihnen ihre Wohnung sagen und finden Sie ein Mittel, ihnen unter einem guten Vorwande Geld zu geben.“ —

Aber, Herr Baron, warum wollen Sie sich selber der Freude

berauben, die Früchte Ihrer Wohlthaten zu ſehen und einzuernten?

„Sie müſſen wiſſen, lieber Guſtav, das Eine von beiden Geſchwiſtern iſt ein ſchönes Mädchen, welches vor nicht langer Zeit in Wochen gekommen; meine Frau iſt eiferſüchtig, kurz und gut, es paßt wohl auch nicht recht für einen Ehemann, ſich mit einem gefallenen Frauenzimmer abzugeben. Außerdem bin ich zu beſcheiden, um mich — und wäre es auch als Wohlthäter — verehren zu laſſen. Ich thue gern Gutes, aber ich höre nicht gern den Dank dafür.“ —

Ich bewundere Sie, Herr Baron.

„Laſſen Sie, laſſen Sie, Herr Guſtav. Und dann noch Eins: der Bruder jenes Mädchens glaubt nicht an Gott. Darum habe ich beſonders ihn ausgeſucht, um zu ſehen, ob man ihm nicht die größte Wohlthat zufügen und ihn zu ſeinem Gotte zurückführen kann.“ —

Ich werde ſogleich Ihren Plan ins Werk zu richten ſuchen.

„Schön, ſo liebe ich es. Aber das Eine ſchärfe ich Ihnen noch ein, ſagen Sie den Armen ja nicht, von wem Sie kommen; denn wie geſagt, ich liebe es nicht, den Dank einzuernten, der allein Gott gebührt. Gott ſchenkte mir den Reichthum, damit ich ihn gut anwende.“ —

Welch eine edle und große Seele, ſagte Guſtav, als er den Baron verließ. Die reine Tugend, die intereſſeloſe Liebe zur Menſchheit ſpricht ſich ſchon in Arthurs Geſichte aus. Wie glücklich muß meine Couſine mit ihm ſein! Und dies reine,

dies ſchöne eheliche Verhältniß wollte ich trüben, nein habe ich ſchon getrübt durch meine ſelbſtſüchtige Liebe zu Marie! Dieſen edlen Mann habe ich täuſchen wollen. Schäme dich Guſtav! Von nun an denke ich nicht mehr an Marie. — — —

„Du mußt, liebe Frau, auf deine Mädchen genauer aufpaſſen; da habe ich einen Brief gefunden, den dein Mädchen wahrſcheinlich in ihrer Sorgloſigkeit hat fallen laſſen; ich habe ihn erbrochen, um zu ſehen, ob ich deine Beſtellung nicht vielleicht ſchneller perſönlich abmachen könne.“

Mit dieſen Worten brachte Arthur Marien den Brief an Guſtav zurück. Arthur's Ruhe empörte ſie noch mehr, als wenn er aufgebrauſt wäre.

Aber Arthur konnte gut ruhig ſein. Indem Marie ihren Plan mit Guſtav und Karl verrathen ſah, mußte ſie es wohl aufgeben, an Guſtav noch länger als Vertrauten und als Boten für Karl zu denken.

1.

Die Geſchwiſter.

Es giebt in Berlin enge Gaſſen, die höchſtens für Fußgänger breit genug ſind. Wenn du aber auf reine Stiefel hältſt, ſo wirſt du in Verlegenheit ſein, wie du dich unbeſchmutzt durch dieſe Gaſſen finden ſollſt. Gaſſen, in der Mitte mit einem Rinnſtein, der ſeinen Schmutz und ſeinen Geruch weithin verbreitet. Hier ſind die Wohnungen jener armen Handwerksleute, die du an ihren kranken und gleichgültigen Geſichtern ſogleich erkennſt.

Verſtehſt du dich auf Geſichter? O, blick' einmal aufmerkſam um dich, würdige einmal das Antlitz deines Nächſten, es genau anzuſehen und den Geiſt herauszuleſen. Geh du nicht ſelbſt ſo ſorglos und gedankenlos durch die Straßen; ſieh dich um, und du wirſt in den Geſichtern, die dir begegnen, oft genug die geiſtige Phyſignomie einer Stadt, eines Volkes erblicken können.

In der Art, wie die Menſchen ſich öffentlich, beim Lichte des Tages gebehrden, wirſt du am treueſten ihren Charakter gezeichnet finden. Komm einmal mit: Wenn du nur gebückten,

unſicheren Geſtalten begegneſt; wenn du faſt aus keinem Auge einen heiteren offenen Sinn leuchten ſiehſt; wenn du an dieſen gedrückten niedrigen Stirnen erkennſt, daß die Köpfe, die dazu gehören, keinen freien, allgemeinen Intereſſen offen ſind; wenn die einzigen, die ſtolz dahergehen, Gensdarmen ſind; dann wiſſe, daß der Freiheitſinn ſolcher Menſchen unterdrückt iſt; daß ſie noch keine Ahndung eines öffentlichen Lebens haben; daß ſie höchſtens in dumpfer Selbſtſucht ihre beſonderen und ganz gewöhnlichen Angelegenheiten im Sinne haben. Ein freier Mann geht auch frei und heiter daher und man kann ihm den Antheil an ſeines Gleichen, den Antheil an der Menſchheit aus dem Geſichte leſen.

Nun betrachte dir unter dieſer gleichgültig dahinrennenden Maſſe jene blaſſen, krankhaften Geſichter, um welche die Armuth ihre Dornenkrone gewunden hat. Man lieſt in ihnen die Angſt um das tägliche Brod, die gebückte Geſtalt iſt gleichſam ein Fragezeichen, das ſich zum Himmel emporrichtet, um anzufragen, warum man exiſtire, wenn man nur in Druck und Bekümmerniß leben ſolle.

Solche Menſchen leben in jenen Gaſſen; Menſchen, die von einem Tage zum andern durch ihrer Hände Arbeit ihr kümmerliches Daſein friſten. Steige mit mit zur Wohnung eines armen Schuhmachers herauf. Es iſt mitten im Sommer, und du findeſt in ſeiner Stube eine dumpfe Hitze, die dich, wenn du eine Stunde lang in ihr leben ſollteſt, krank machen würde. Der Mann hat keine Küche und muß ſein Eſſen mitten im Sommer im Ofen

kochen. Und trotz der Unbequemlichkeit dieser Wohnung: woran denkt der Mann immer am ersten, wenn er für einen glücklich geheilten Stiefel ein Paar Groschen erhält? Ob er auch genug verdienen wird, um die Miethe zu bezahlen.

Und dieser Mann ist wieder Wirth. Er hat zwei Stuben, kann aber für eine so große Wohnung nicht die Miethe erschwingen, und so hat er denn die zweite Stube an ein armes Geschwisterpaar abgetreten.

Sehen wir auch diese Stube näher an. Hier findest du ein Paar Betten, ärmlich und unreinlich, ein Paar holzerne Schemel, einen schlechten Tisch, ein Pult, ein Paar Bücher und etwas Kinderwäsche, die am Fenster trocknet: eine ganze Wirthschaft; alles bunt durcheinander.

Am Fenster sitzt ein Mädchen, das sich vergeblich bemüht, zu nähen, denn das junge Kind, welches sie auf dem Schooße hat, ist unruhig, und schreit, wahrscheinlich vor Hunger. Das Mädchen ist blaß und abgehärmt, es muß wohl lange krank gewesen sein. Und doch wirst du in ihrem noch schönen Gesichte einen gewissen Zug von Hoheit und Stolz erkennen.

Dies Mädchen da ist Clärchen. Die Erschütterungen, welche sie in so kurzer Zeit hintereinander hatte erfahren müssen, diese Leiden, welche einen so fürchterlichen Gegensatz gegen ihr früheres friedfertiges Leben bildeten, hatten sie krank gemacht. Wollte ihre Seele nach dem ersten Schmerze, den sie erfahren, aus einem Leben fliehen, welches ihr nur bittere und trostlose Erfahrungen gebracht hatte? —

Karl konnte während Clärchens Krankheit wenig arbeiten; die Sorge für ſie nahm ſeine Zeit dahin, und als ſie genaß, war er ganz arm und ohne Ausſichten.

Dabei rückte die Entbindung Clärchens immer näher heran. Neue Ausſicht auf Noth und Entbehrung! Und ſo mußte er denn zuletzt in dieſe Wohnung ziehen.

Zwar war er noch nicht in ſich gebeugt: aber ſein Geiſt hatte doch ſeine Friſche verloren; ein gewiſſer Mißmuth nicht über ſich, ſondern über die Verhältniſſe, die ihn demüthigten, hatte ihn befangen gemacht. So ſtand Karl nicht mehr mit herrſchendem Stolze über der Geſellſchaft; er ärgerte ſich und an die Stelle der früheren Verachtung trat ein prickelnder Unmuth.

Doch der Unmuth macht den Geiſt unfrei; er iſt keine Gemüthsſtimmung, in der der Geiſt ſchaffen könnte. Und Karl ward aus einem Schriftſteller Copiſt; er ſchrieb Bogen für einen geringen Lohn, oder er corrigirte. —

Eine fürchterliche Zeit war es, als Clärchen im Wochenbette lag. Mit der ſchmerzensreichen Mutter in einer engen Stube zu wohnen, das Geſchrei des jungen Kindes zu hören, welches gleichſam gegen das Leben voll Noth und Drangſal proteſtirte, welches es erwartete! Dabei zu ſchreiben, mit ewiger Angſt über die Bekümmerniſſe des folgenden Tages: ohne Raſt, ohne Ruheſtunde! Mußte nicht Karl jede Stunde, die er der Erholung gönnen wollte, für einen Diebſtahl anſehen, den er an der Wohlfahrt ſeiner Schweſter und ihres Kindes beging? Ließ

nicht jede Stunde, die ohne Arbeit verbracht wurde, einen Tag des Elends und der Entbehrung befürchten?

Und dabei immer den Rückblick zu haben, auf die Schändlichkeit, die ihn in solche Lage gebracht; wahrlich es gehört eine ungewöhnliche Demuth oder ein ungewöhnlich starkes Selbstbewußtsein dazu, um nicht solcher Qual zu erliegen.

Karl war aber im Grunde kein sehr starker Geist. Er war reizbar; er konnte daher wohl so lange fest bleiben, als es ihm äußerlich nicht zu schlecht ging. Wird aber nicht endlich der Mismuth, der jetzt an seiner Seele nagt, ihn abstumpfen, wird nicht die Einsicht in die Widerstandskraft der Verhältnisse, deren Richtigkeit er sich früher bewies, ihn endlich bereit machen, einen Waffenstillstand mit ihnen abzuschließen? Wird nicht zuletzt die Sorge um das tägliche Brod in ihm eine Gleichgiltigkeit gegen das Mittel, wie er es erwerbe, erzeugen?

Es ist Abend geworden. Karl war ausgegangen, um sich den Lohn für einige Correcturen, die er gemacht, zu holen. Clärchen erwartete ihn ängstlich; denn sie hatte keinen Pfennig mehr im Hause und sie hungerte, ihr Kind hungerte. Endlich kommt Karl.

„O es ist schändlich, ruft er aus, man wird diesen Leuten noch zu Füßen fallen, man wird sie auf den Knieen bitten müssen, daß sie uns das Geld geben, welches wir so sauer verdient. Da wollte mir der Mann gleich Abzüge machen, weil er weiß, daß ich arm bin und das Geld nöthig habe. Ich antwortete ihm ernst; ich wollte ihm in's Gewissen reden;

ich ſprach von der Ungerechtigkeit ſeines Anerbietens. Aber wie wurde der Mann gleich grob; es wunderte ihn ordentlich, daß ein armer Teufel, wie ich bin, zu räſonniren wage und nicht demüthig Alles annehme, was ihm geboten wird. Als ich bei meiner Forderung beharrte, ſagte er endlich, er könne ſich heute nicht mehr auf Geldzahlen einlaſſen, ich ſolle morgen wiederkommen. Was liegt auch daran, ob drei Leute hungern. Ich verachtete ihn zu ſehr, als daß ich ihn hätte bitten können, und da bin ich denn ohne Geld. Fürchterlich, von ſolchen Menſchen abhängig zu ſein.“

Clärchen ſenkte den Kopf und ſchwieg. Wenn man arm iſt, lernt man reſigniren.

Und man wird ſich für heute hungrig zu Bette legen.

5.

Auguſt der Schuhmacher.

Karl hatte ſich mißmüthig in eine Ecke geſetzt, als Herr Auguſt, der Schuhmacher ſein Wirth, eintrat.

Herr Auguſt iſt gewiß nicht ſchön; das ewige Kauern auf dem Schemel hat ſeine Geſtalt krumm gemacht, aber du hätteſt ihn liebgewonnen, wenn du den Zug von Freude und Zuneigung geſehen hätteſt, der ſein Geſicht verklärte, als Clärchen ſeinen Gruß freundlich erwiederte. Dieſe Liebe, welche ſich in ſeinem Geſichte ausſprach, war eine ſchöne und reine; es iſt die Liebe, die mitleidige Liebe des Elends zum Elend. Die Armuth macht uns alle gleich und nur das Gleiche kann das Gleiche lieben. Fühlt ſich ein Reicher zu einem Armen hingezogen, ſo liegt in ſeiner Liebe doch immer noch eine gewiſſe Hochfahrt, eine ſtolze Herablaſſung. In die Liebe des Armen zum Reichen wird ſich gewiß eine Art von Demuth und Abhängigkeit miſchen.

Aber die Liebe des Elends zum Elend iſt rein und intereſſelos. Sie iſt die Liebe des Menſchen zum Menſchen ohne alle Nebenrückſichten; ſie iſt der einzige Troſt des Armen.

Als Clärchen bei ihm einzog, war es unserem August, als ob die Sonne, die sonst nie in seine dumpfige Stube geblickt, seine schlechte Wohnung mit ihren Strahlen erleuchtet habe. Die einfache Würde, die ruhige Hoheit, mit der Clärchen ihr Elend ertrug, söhnte ihn mit dem eigenen aus. Es war das erste Mal, daß er einen starken Menschen sah. Dieser Anblick veredelte ihn selber.

Die stille Verehrung, die er Clärchen widmete, wirkte belebend auf ihn; er arbeitete jetzt mit geringerer Unlust, er hatte einen Trost gefunden. -

Das ist Herr August, der eben eintritt.

„So traurig, Herr Karl, sagte er. Ich selbst hätte Gelegenheit und Anlaß genug, unzufrieden zu sein; aber ich weiß nicht wie's kommt, der Mismuth will gar nicht mehr recht bei mir haften. Da ist nun morgen der erste; ich soll Miethe zahlen und weiß noch nicht woven. Unser Hauswirth ist viel zu klug, um uns armen Leuten die Wohnung auf ein Vierteljahr zu vermiethen. Wir müssen ihm monatlich zahlen, damit wir hübsch täglich daran erinnert werden, etwas für ihn zurückzulegen. Nun ist morgen Zahlungstag, ich habe Nichts. Sie haben wahrscheinlich auch nichts und so werden wir denn aus dem Hause geworfen werden. Schadet Nichts, wir bleiben doch zusammen, nicht so?" —

Gleich ausziehen? sagte Karl. Aber kann denn der Wirth nicht ein Paar-Tage warten? dazu gehört doch keine allzugroße Gutherzigkeit!

„Ei, da kennen ſie unſere Berliner Wirthe nicht, Herr Karl. Die wiſſen zu gut, daß, wenn ſie erſt warten und das Geld auffummen laſſen, ſie am Ende Nichts bekommen. Ich habe Erfahrungen. Warten! da wird nichts daraus. Wir müſſen fort und ein Anderer wird hereingenommen, der im Anfange vielleicht regelmäßiger zahlt. Die Wirthe wollen ihr Geld haben. Unſer Wirth hat hier in Berlin mehrere Häuſer; aber jemehr man hat, deſto hartherziger wird man. Gutherzig! Ei, wir ſind ja für den Wirth blos Miether, die ihm dazu dienen, daß ſeine Häuſer nicht leer ſtehen, ohne Zinſen zu tragen. Den Miether wirft er zum Hauſe hinaus, nicht den Menſchen; und wenn der Miether nur die Sache billig findet, was der Menſch dazu ſagt, kümmert ihn nicht.“ —

Eine ſchöne Philoſophie, erwiederte Karl.

„Ja, ſehen Sie, Herr Karl, ein jeder Menſch hat ſo ſeine Philoſophie, ich habe auch die meinige. Ja, ich habe in meinem Leben ſchon verſchiedene Philoſophieen gehabt. Laſſen ſie ſich einmal zur Abwechſelung meine Geſchichte erzählen. Auguſt ſetzte ſich. Sie iſt zwar ohne viel Intereſſe, aber immer noch gut genug, um uns uns mit ihr den leidigen Gedanken an das Geld und an die Miethe aus dem Sinne zu ſchlagen.

„Meine Erinnerungen an die Schläge, die ich von meinem Meiſter erhielt, will ich übergehen. Als ich Lehrburſche war, beſtand meine ganze Philoſophie in der Speculation — auf Trinkgelder oder auf eine Schinkenſtulle, die mir hier oder da eine Köchin zuſteckte.

„Dann wurde ich Geſell und verliebte mich in ein Mäd-
chen, das ich ſchon früher gekannt und das Blumen verkaufte.
Meine Philoſophie beſtand damals in dem Beſuch von Tanz-
ſälen und in dem Singen ziemlich roher Liebeslieder. Ich war
heiter und froh und da man denn doch keine große Anſprüche
machen kann, ſo dachte ich ſchon daran, meine Schöne zu hei-
rathen, um mich mit ihr zuſammen durch das Leben zu quä-
len, als ſie von einem reichen Herrn verführt wurde und mich
ſtolz verließ.

„Jetzt kam eine ganz andere Philoſophie an die Reihe. Ich
ergab mich dem Schnapstrinken und wurde ein recht wüſter
Geſell, ich trank den Branntwein geradezu aus Rache gegen
Lotten, ich wollte ſie vergeſſen; ich wollte mich um die ganze
Welt nicht mehr kümmern, in der mir meine einzige Freude
verdorben war.

„Da hörte ich denn mit meinen Kumpanen, es ſei da hier
in Berlin ein Mann aufgetreten, der einen Mäßigkeitsverein
gründen wolle, er halte öffentliche Vorträge und habe nichts
Größeres im Sinne als alles Schnapstrinken ganz aus Ber-
lin zu vertreiben.

„Der Mann ärgerte uns, wir meinten, er habe den Reſpekt
gegen uns verletzt, er wolle uns ſchmähen und müſſe dafür
beſtraft werden. Er hat gut reden, ſagten wir, er wird täglich
ſeinen Wein haben und will uns unſeren einzigen Troſt rau-
ben, er ſoll nur erſt unſere Lage verbeſſern und dann wird
ſich das Schnapstrinken ſchon von ſelber geben.

„Und, ſehen Sie, Herr Karl, das iſt immer noch meine Meinung, obgleich ich jetzt nicht mehr Branntwein trinke. Dieſe reichen Leute möchten uns Armen ſelber die Schuld unſeres geſunkenen Zuſtandes zuſchieben, ſtatt daß ſie bedenken ſollten, daß ſie ſelbſt es ſind, die ſchon durch ihre bloße Exiſtenz uns darniederhalten. Sie drücken auf uns und wenn wir uns dann gedrückt fühlen und unſeren Drang nach Geiſt im Branntweingeiſte befriedigen; dann ſchmähen ſie uns gar. Und doch ſchämen ſie ſich, uns gar nicht zu beachten, ſie fühlen es, daß wir ein gewiſſes Recht auf ihre Berückſichtigung haben; und was machen ſie dann mit uns? ſie geben uns gute Lehren, ſie wollen uns Moral einpredigen. Sie möchten uns gern bilden, ohne uns die Mittel und die Zeit zu geſtatten, uns ſelbſt zu bilden. Sie wollen uns mit Worten abſpeiſen, und wenn ſie ſo obenhin verlangen, wir ſollen den Trunk aufgeben, meinen ſie Alles gethan zu haben. Aber ſie können an ſich ſelber ſehen, wie ſchwer es iſt, eine Leidenſchaft fahren zu laſſen. Sie können nicht einmal ihre Leidenſchaft, zu beſitzen, opfern und ich glaube allen Ernſtes, daß der Hang des Armen zu trinken noch ſtärker iſt als der Hang des Reichen zu beſitzen. Das Trinken, der Rauſch iſt die einzige Art, wie ſich die meiſten Armen von der Qual ihres Lebens auf Augenblicke frei machen.

„Doch da greife ich ſchon vor; das war ein Stück aus meiner jetzigen Philoſophie, ich muß Ihnen erſt erzählen, auf wie ſonderbare Art ich zu dieſer Philoſophie kam.

„Alſo der Mäßigkeitsmenſch ärgerte uns, und wir nahmen uns vor, ihm einen rechten Hohn anzuthun.

„Eines Sonntags alſo gingen wir ſchon ziemlich betrunken in ſeinen Vortrag, nahmen uns Branntweinflaſchen mit, und tranken uns vor ſeinen Augen aus ihnen zu. Die Anhänger des Mannes ärgerten ſich und wollten uns hinauswerfen, er aber auf ſeinem Katheder ließ es nicht zu, ſondern forderte uns ganz ruhig auf, näher zu ihm heranzutreten, damit wir ihn beſſer verſtehen könnten. Meine Freunde ließen ſich verblüffen und gingen fort, ich aber in reinem Trotze ging wirklich vor, ſtellte mich zu ihm und wollte ihm nun beweiſen, daß ſeine Worte über einen echten Trinker doch nichts vermögen.

„Aber ich hatte zu ſehr auf meine Hartnäckigkeit gebaut. Der Mann wußte mir ziemlich dringend ins Gewiſſen zu reden, ich wurde auf mich ſelber aufmerkſam, ſchämte mich wirklich vor mir ſelber, mein Bewußtſein niedertrinken zu wollen, und ging mit dem Vorſatze, den Branntwein zu laſſen, davon.

„Jetzt wurde ich ein Denker. Ueber die Lage, die ich früher zu vergeſſen geſucht, ſtellte ich meine Betrachtungen an, und ſo entwickelte ſich mir eine andere Philoſophie.

„Ich fragte mich, ob denn der Trunk das einzige Mittel ſei, wodurch der Menſch ſein menſchliches Bewußtſein niederhalte, zurückdränge. Und wiſſen Sie, was ich mir auf dieſe Frage für eine Antwort gab?

„Faſt alle Menſchen betrinken ſich, nur nicht alle in Brannt-

wein oder geiſtigen Getränken; aber in einem gewiſſe Rauſche leben die Meiſten.

„Die Einen berauſchen ſich im Gelde. Und der Geldrauſch nimmt uns ebenſogut die Achtung vor uns ſelbſt und vor dem Menſchen, er erfüllt uns eben ſo gut mit thieriſchen Gelüſten und thieriſcher Gleichgültigkeit gegen Alles Edle, wie der Branntweinrauſch. Dazu kommt, daß der Branntweintrinker doch viele lichte Augenblicke hat, während der Geldmenſch faſt keinen hat. Der Betrunkene mag einmal im Moment ſeiner Bewußtloſigkeit einen Mord begehen, der Geldmenſch begeht in jedem Augenblick einen. Er mordet die Seelen der Armen, die er bedrückt und die vor Armuth ſich nicht wahrhaft menſchlich ausbilden können. Dem einen Reichen wird die Bildung und Freiheit vieler Armen geopfert.

„Der Andere berauſcht ſich in der Macht. In ſeiner Machtbetrunkenheit glaubt er auch, die Welt drehe ſich um ihn, Alles ſei ſeinetwegen da und möchte er Jeden niederſchlagen, der ſich dieſer ſeiner Anſicht entgegenſtemmen will. Auch er begeht tauſend Seelenmorde. Eiferſüchtig auf ſein Anſehen will er die Anderen ſich nicht ausſprechen laſſen, aus Furcht ſie möchten etwas ſagen, was ſeiner Hoheit ſchädlich oder zuwider wäre. Um ſeine Macht zu nähren, verkümmert er die Exiſtenz der Uebrigen, und damit ſeiner Willkür kein Zügel angelegt werden möchte, ſo will er uns Andern zu Sklaven machen will er uns unſerer Freiheit berauben. Der Machtrauſch iſt alſo eben ſo unſittlich, ja noch unſittlicher als der Geld-

rauſch und Branntweinrauſch. Auch er läßt das Bewußtſein, vor Allem Menſch zu ſein, nicht aufkommen, auch er zerſtört die Achtung vor dem Menſchen und ſeinen Rechten.

„Wieder Andere berauſchen ſich in der Religion, ſie möchten verhimmeln und vergeſſen dabei die Erde; aber auch ſie möchten alles niederdonnern, was ſich nicht ihren Anſichten bequemen will. Solch ein Rauſch iſt noch gefährlicher als unſittlich, und noch unmenſchlicher, als gefährlich.

„Noch Andere berauſchen ſich in der Liebe oder in Vorurtheilen, ja es giebt welche, die ſich in einer ganz beſonderen und originellen Leidenſchaft berauſchen; ſo kannte ich Einen, dem ſein Kätzchen über Alles ging, der nur für ſeine Katze lebte. Der hatte alſo, — entſchuldigen Sie die Bemerkung, Fräulein Clärchen — bei ſeinem Rauſche immer zugleich den Katzenjammer. —

„Ich kam alſo dahin, in der Welt Nichts, Nichts, als Rauſch zu ſehen. Alles kam mir nun unvernünftig und betrunken vor; Alles wie ein ewiger und unausgeſetzter Taumel; Sonne, Mond und Erde drehten ſich in meinem Gehirn umher, und ich berauſchte mich ordentlich im Gedanken des Welt-Rauſches.

„Meine Philoſophie wäre aber nicht vollſtändig geweſen, wenn ich ſie nun nicht ſelber, wenn ich nicht auch noch meinen eigenen Rauſch zum Gegenſtande meines Nachdenkens gemacht hätte.

„Man muß, dachte ich, ſich auch nicht an ſeiner Philoſophie

berauſchen; man muß auch über ſeine eigenen Gedanken ein Bewußtſein haben, und aus dieſer Philoſophie über meine Philoſophie entſtand denn meine neueſte und jetzige Philoſophie.

„Am Gedanken des Rauſches, dachte ich, mußt du dich nicht berauſchen. Du mußt wenigſtens irgend etwas finden, woran du dich feſthalten könneſt, damit du nicht zum Geſpött der Kinder darniederfalleſt. Nun ſuchte ich nach einer Stütze, fand aber nirgends eine. Das Recht, ſagte ich, taumelt auch und wird verdreht. Wir müſſen arbeiten und haben Nichts, iſt das Recht? Andere thun Nichts und haben Alles! Iſt das Recht? Die Vernunft wird von Finſterlingen taumelig und unſicher gemacht. Wer nicht denkt, ſteht oben an, und wer denkt, wird zurückgeſetzt. Iſt das Vernunft? Du wirſt dich alſo an Nichts halten können, als an dir ſelber!

„Du mußt dich durch Denken ausbilden und du wirſt am Ende in dir feſt werden und nicht mehr von einem Gedanken, von einer Bekümmerniß zur andern wanken. —

„Wie nun aber der allgemeine Rauſch, in welchem die Menſchen bis jetzt noch befangen ſind, ein Ende nehmen wird, das denke ich mir ſo, Herr Karl.

„Wenn wir armen Leute, die man bisher vom Denken fern hält, erſt anfangen werden, uns ſelbſt als etwas zu wiſſen, wenn wir nach und nach zum Bewußtſein kommen, welches Recht und welche Vernunft in uns ſchlummern, dann werden wir vielleicht auch einmal öffentliche und recht praktiſche Vorleſungen über den Geldrauſch, den Machtrauſch und den Vor-

Vorurtheilsrauſch halten. Wir werden jene betrunkenen Unmenſchen zu bändigen wiſſen, wir werden Menſchen ſein, die an ſich ſelbſt feſthalten.

„Bis jetzt freilich ſind wir Armen noch viel mehr im Vorurtheilsrauſch befangen, als im Branntweinrauſch; gegen den erſteren wird man aber wahrſcheinlich keine Mäßigkeitsvereine erlauben.

„Schadet Nichts. Wir werden vielleicht von uns ſelber mäßig werden, wir werden uns um ſo mehr unſeres Rauſches ſchämen und die Schmach deſſelben auszulöſchen ſuchen." — — —

Sie ſind ein Mann, ſagte Karl darauf, würdig, mit Jacob Böhm und Hans Sachs Ein Handwerk zu treiben. Aber alle dieſe Philoſophie bringt uns keinen Pfennig Geld zur Miethe für Morgen. —

„Auch das ſchadet Nichts, erwiederte unſer weiſer Herr Auguſt. Wir leben jetzt noch in der Zeit des Rauſches und des Zufalles, man kann alſo jetzt nie im Voraus beſtimmen, was Morgen geſchehen kann. Es können lichte Momente eintreten. Unſer Wirth zum Beiſpiel kann einen lichten Augenblick haben, wo ihn ſein Beſitz-Taumel verläßt, wo er ſich als Menſch fühlt; und er übt dann einige Nachſicht. Oder irgend ein reicher Mann hat einen menſchlichen Moment, kommt Morgen zu mir und bezahlt mir für ein Paar Stiefel im Voraus. Oder, oder ... was weiß ich? genug in der heutigen Zeit des Taumels kann ſich Manches anders drehen und wenden als man erwartete."

Ihre ganze Philoſophie, bemerkte Karl, läuft alſo auf das Warten hinaus?

„Ja wohl, Herr Karl warten wir, ſeien wir aber auch aufmerkſam. Man hält von uns Nichts, wir ſelber haben Nichts, aber es iſt möglich, daß die Zukunft unſer iſt. Warten wir alſo, Herr Karl, Warten wir!“ —

Und mit dieſem Troſt im Herzen ging man hungernden Magens zu Bett.

6.

Edelmuth.

„Sie scheinen wirklich zum Mäßigkeitsvereine zu gehören Die Welt ist aber so verdreht, daß, wenn sie Ihre Handlungsweise erführe, sie sagen würde: der Mensch muß wohl nicht richtig im Kopfe sein.“

Mit diesen Worten machte August seiner Dankbarkeit gegen Gustav Luft, der es so glücklich getroffen hatte, gerade an jenem verhängnißvollen Ersten die Mission zu beginnen, mit der ihn Arthur beauftragt hatte.

Indem er sich bei August als einen früheren Bekannten Karls einführte, forschte er ihn über die Verhältnisse desselben aus. Er stellte sich betroffen von August's Schilderung, und zahlte, wie in einer augenblicklichen mildthätigen Aufwallung die Miethe für Karl und August her. Er werde sich schon mit der Zeit zu entschädigen wissen, sagte er.

Aber er war neugierig geworden auf die unglückliche Mutter, welche ihm der begeisterte August als so schön, so gut, so geduldig schilderte. Ahnte er vielleicht, daß er hier in dieser schmutzigen Gasse das reine ächte Weib finden wurde, welches

ihn für ſeine hoffnungsloſe Liebe zu Marie entſchädige? Guſtav war ein Schwärmer; er glaubte nicht anders, als er müſſe einmal ſeine Ideale verkörpert vor ſich herwandeln ſehen, und es war ihm, als ob er hier in den lumpigen Hüllen der Armuth und in der ſchmerzlichen Buße für ein unverſchuldetes Vergehen, das vollendete wahrhafte Weib finden würde.

Kurz und gut, er wollte ſich nicht mehr mit der Rolle eines Wohlthäters aus der Ferne begnügen; er wollte jetzt ſelbſt ſeine Schützlinge ſehen; wie aber ſollte er ſich bei ihnen einführen? Er brauchte Herrn Auguſt: wird der aber auf ſeine Abſichten eingehen? Wird er nicht Verdacht ſchöpfen?

Er geſtand Auguſt, daß er Karl noch nicht kenne. Er habe, ſagte er, aus bloßem Wohlthätigkeitstriebe, den er wegen ſeines Reichthums leicht befriedigen könne, ſich vorgenommen, Karl zu unterſtützen; es ſolle dies nicht das einzige Mal ſein, daß er komme, ſich nach Karl's Umſtänden zu erkundigen, er wolle gern helfen; nur überlaſſe er es Herrn Auguſt, die Vorwände zu erfinden, unter denen er die Wohlthaten an den Mann bringe.

Auguſt war über dieſen Edelmuth ordentlich erſchrocken. Der Mann iſt entweder ſehr nüchtern oder er hat ſich in der Wohlthätigkeit berauſcht, dachte er.

„Nun aber, fuhr Guſtav fort, möchte ich Herrn Karl ſelber kennen lernen. Ich fürchte, daß wenn ich als reicher, vornehmer Mann zu ihm komme, er mich nicht zum beſten aufnehmen

und am wenigſten aufgelegt ſein, mit mir Freundſchaft zu ſchließen.“ —

Da haben Sie ganz Recht, erwiederte Auguſt. Seitdem Herr Karl ſo heruntergekommen, hat er einen wahren Aerger gegen alle vornehme Leute gefaßt; wenn Sie ihm Geld anböten, würde er Sie zur Thüre hinauswerfen: wenn Sie aber ſagten, Sie kämen ohne Nebenabſichten, ſo würde er Ihnen nicht trauen und ſich Ihren weiteren Beſuch verbitten.

„Wie wäre es daher, wenn Sie mich als einfachen Schuſtergeſellen bei den Geſchwiſtern einführten? Herr Karl muß ſchon Ihretwegen eine Vorliebe für die Schuhmacher haben.“

Nach einigem Hin- und Herreden ging Auguſt auf den Vorſchlag ein; er wollte doch nicht ſeinem Freunde Karl einen ſo gütigen Wohlthäter entziehen.

So kam Guſtav am Abend als Schuhmacher wieder und nahm ganz ungezwungen und unbeargwohnt an den philoſophiſchen Unterſuchungen des Herrn Auguſt Theil.

Clärchens Anblick machte gerade keinen ſtarken Eindruck auf ihn. Eine Mutter von Fleiſch und Bein mit einem Kinde von Fleiſch und Bein ſieht ganz anders aus, als die jungfräuliche Meſſiasmutter auf einem Raphaelſchen Bilde. Ständen dem Maler außer ſeinen Farbentönen auch noch die Töne einer Kinderſtimme zu Gebote, könnte er uns auch die noch vorführen, wir würden oft genug vor ſeinem Bilde davonlaufen, ſtatt bewundernd davor ſtehen zu bleiben.

Guſtav, der Romantiſche, der Phantaſt, hatte ſich unſer

Clärchen ganz anders vorgestellt. Die emsige Rührigkeit einer Mutter, welche blos mit ihrem Kinde beschäftigt ist, bald Wäsche zurecht legt, bald die Brust reicht, bald singend und schaukelnd hin- und hergeht, mußte einem schwärmerischen und eben deshalb durch Kleinigkeiten reizbaren Gemüthe, wie das Gustav's war, eher abstoßen als liebenswürdig erscheinen. Er hatte sich die junge Mutter nur immer dasitzend gedacht, das fromme zarte Kind auf ihrem Schooße voll holder Zärtlichkeit anblickend: die Wirklichkeit, die bewegte rührige Wirklichkeit beleidigte ihn.

Genug, sein erster Besuch bei Karl befriedigte ihn wenig. O über den Unschuldigen, der, wie alle sentimentale Geister, in der Armuth sogar noch Romantik und Gemüthlichkeit finden wollte.

Dennoch trieb ihn die Neuheit des Verhältnisses, in welches er sich da eingelassen, am nächsten Tage wieder zu den Geschwistern. Und bald wurden ihm seine abendlichen Besuche zur Gewohnheit.

Denn Clärchen fing doch an, ihm nach und nach interessant zu werden. Die Schwäche von ihrer frühern Krankheit und vom Wochenbette verließ sie allmählig, ihre Schönheit entwickelte sich immer siegreicher, und besiegte die welke Krankhaftigkeit ihres Körpers; sie brauchte sich nicht mehr so viel mit ihrem Kinde zu beschäftigen, sie konnte sich in's Gespräch mischen und die eigenthümliche Freiheit ihrer Ansichten überraschten Gustav.

Gustav war mit den Geschwistern fast nie allein; er be-

ſuchte ſie Abends, wenn er ſich in ſeinem ſchlechten Geſellenrock ungenirt durch die Straßen ſchleichen konnte; und dann in der Dämmerung hatte unſer Auguſt auch immer Zeit, eine Stunde zu verplaudern. Daher hatte Guſtav noch nie von den früheren Verhältniſſen Clärchens geſprochen; er ahnte nicht, daß er mit jenem Kinde, deſſen Geſchrei ihn oft beläſtigte, verwandt ſei. Er merkte wohl, daß Karl größere Anlagen als zu einem bloßen Bogenſchreiber habe, er war wohl neugierig, aber er hielt es für unſchicklich, ſeine Neugierde blicken zu laſſen.

Auch nahm er an Karl weniger Antheil. Die düſtere, unfreundliche Art, wie dieſer ſein Geſchick ertrug, ſtieß ihn ab; deſto mehr bewunderte er die Ruhe und ſtille Hoheit Clärchens. Er wünſchte, ihre Lage auf eine dauernde und durchgreifende Weiſe verbeſſern zu können; er ſchmiedete Pläne, und da er ſich im Innern ſo viel mit Clärchen beſchäftigte, glaubte er ſie auch äußerlich ſeine Zuneigung ſehen laſſen zu können.

Aber Clärchen achtete nicht darauf. Ihr Geiſt war zu gereift, als daß ſie ſich noch einmal in das tändelnde Spiel der Liebe hätte einlaſſen mögen; ſie merkte zwar die Zuneigung Guſtav's, hoffte aber, daß ſie durch ihre Gleichgültigkeit den Schuſtergeſellen von ſeiner ſtillen Romantik ſchon heilen würde.

„O, wenn ich doch reich wäre! ſagte Guſtav eines Abends. Wie wollte ich Ihr trauriges Loos erleichtern; all meine Habe würde ich daran ſetzen, Sie glücklich zu machen.“ —

Glauben Sie das nicht, verſetzte Karl. Wenn Sie reich wären, ſo würden Sie an uns nicht denken. —

Und dächten Sie auch an uns, ſetzte Clärchen hinzu, ich glaube nicht, daß ich Ihre Wohlthaten annehmen würde. Ich würde in Ihr gefühlvolles Herz Mißtrauen ſetzen; ich würde Ihnen ſelbſtſüchtige Gedanken unterſchieben, der Abſtand zwiſchen uns würde uns ſtets auseinanderhalten, kurz und gut, ich würde die Armuth der Abhängigkeit von einem reichen Manne vorziehen. —

Brav geſprochen, ſchloß Auguſt. —

Dieſer Stolz Clärchens reizte unſern Guſtav nur noch mehr. Warum aber machte er ſich wegen ihres Schickſals ſo viel Kopfzerbrechens? Liebte er ſie wahrhaft, wie er ſich das vorredete? Nein, er hing blos an ihr mit dem Intereſſe eines Romantikers, der endlich eine Perſon gefunden, an der er ſich zur Abwechſelung und aus Langerweile einen Roman entſpinnen laſſen kann. Clärchen glücklich zu machen, war mehr eine phantaſtiſche Caprice von ihm, als eine Folge von Herzensgüte. Deſto mehr aber quälte er ſich mit Plänen herum. Er wollte Clärchen zu ſich heraufziehen, er wollte nicht mehr den Schuſtergeſellen vor ihr ſpielen, er wollte ſich ihr in ſeiner wahren Geſtalt zeigen und dann wollte er ſie mit der Entdeckung überraſchen, daß ein Vornehmer doch intereſſelos lieben könne; er wollte ... ja was wollte er alles! Seine Abſichten waren viel zu romantiſch, als daß ſie in der Wirklichkeit einen Anknüpfungspunkt gefunden hätten.

Er fragte Arthur um Rath.

„Sie werden, lieber Guſtav, ſagte Arthur, dem Mädchen nicht helfen können, wenn Sie nicht dem Bruder zugleich helfen.“ —

Aber wie?

„Karl, erwiederte Arthur, war Journaliſt. Er hat Anlagen, und er würde eine Secretairſtelle in einem Büreau ganz gut ausfüllen.“

Sie helfen mir auf einen vortrefflichen Gedanken. Mein Vater hat im Miniſterium was zu ſagen. Ich weiß, daß eine Stelle für einen Menſchen offen iſt, der die Zeitſchriften beaufſichtigt; der die Lügen und Entſtellungen der ſchlechten Preſſe berichtigt. Wie wär's, wenn wir Herrn Karl die Stelle antrügen?

„Thun Sie das, thun Sie das! Und der liebe Gott wird es Ihnen vergelten, daß Sie zweien armen Leuten geholfen haben.“

Arthur verwendet ſich für Karl? Arthur will ſich der Gefahr ausſetzen, mit Karl und Clärchen wieder in nähere Berührung zu kommen? Wie reimt ſich das?

Höre den Betrachtungen Arthur's zu, und du wirſt dir ſein Betragen erklären können.

„Das macht ſich ja Alles beſſer, als ich hoffen konnte. Mein Glück und meine Ruhe werden bald vollkommen ſein.

„Ja, wir ſind alle ſündhafte Menſchen, und bald wird es keinen mehr geben, der vor mich hintreten könnte und prahlen: ſiehe da, ich bin beſſer als du. Bald werde ich vor mir ſelbſt

gerechtfertigt ſein, und auch Gott, hoffe ich, wird mich mit gnädigen Augen anſehen.

„Da war dieſer Karl mir immer ein Dorn im Auge: es ärgerte mich, daß er beſſer ſein wollte, als andere Menſchen. Ich konnte manchmal ordentlich grimmig werden, wenn ich bedachte, daß dieſer Karl ſich ſtolz und rein bewahren wollte. Jetzt aber, wer weiß, wozu er ſich bequemt! Und — ſo lange er ſich noch fern hält, ſo lange er in jener Gaſſe gleichſam lauernd liegt, wie ein hungriger Wolf, da habe ich noch eine gewiſſe Furcht und Reſpect vor ihm; ich meine immer, er könne mir noch gefährlich werden; er könne einmal verderbenbringend aus ſeinem Verſteck hervorbrechen. Haben wir ihn aber erſt am Bande der Anſtellung und des täglichen Brodes, nun dann können wir vernünftig mit ihm reden, er wird ſchon gewöhnlich werden, und ſich unſeren Anordnungen anbequemen.

„Und dieſer Guſtav. Die liebe reine Unſchuld, die immer ſo bewundert und gehätſchelt wurde! Sie iſt doch im Grunde recht ſelbſtſüchtig.

„Läßt ſich Clärchen mit ihm ein; ei nun, dann ſtehen wir ja gerechtfertigt da; ſie iſt eben auch ein Mädchen, wie andere mehr; und wenn Marie auch erfährt, in welchem Verhältniß ich zu ihr geſtanden; wird ſie mir ein groß Verbrechen daraus machen können?

„Aber was will denn eigentlich Marie? Sie kann nicht mehr die Hohe und Reine gegen mich ſpielen! Sie muß ſich mir beugen, ſeitdem ich weiß, welche Sachen ſie mit Guſtav vorhatte.

„Ja, ja, wird ſind alle nichts als ſchwache ſündhafte Menſchen, und es komme noch einer und ſage mir: ſiehe da, ich bin beſſer, als du.

„Und mein Glück wird bald vollkommen ſein; mein Ruhe wird durch keine Ungewöhnlichkeit mehr geſtört werden.“ — — —

Hatte Guſtav einmal ſeinen Plan gefaßt, ſo konnte er auch nicht eher ruhen, als bis er ihn ausgeführt. Er ſprach gleich mit ſeinem Vater, ehe er noch Karl gefragt; denn er meinte, Karl müſſe gleich mit beiden Händen zugreifen. Sein Vater ſagte Alles zu.

Guſtav wollte nun unſerem Karl ſeinen wahren Stand entdecken, wollte ihm ſagen, welche ſchöne und ſichere Stellung er für ihn gefunden; wollte ſich dann mit ihm verabreden, wie man Clärchen auf eine recht ſchöne Weiſe überraſche. Clärchen ſolle fur's erſte nicht erfahren, wer Guſtav ſei; Guſtav wolle auf einige Zeit verreiſen, und erſt wenn Karl ſich in ſeiner neuen Lage eingerichtet, wolle Guſtav wiederkommen, wolle ſich Clärchen in ſeiner wahren Geſtalt zeigen, wolle ihr ſagen: ſiehe da den Wohlhabenden, der ſich Mühe gegeben, das Loos der Armen zu verbeſſern.

O! Edelmuth über Edelmuth!

Als Guſtav Karl mit ſeiner Entdeckung und mit ſeinen Anträgen überraſchte, fühlte ſich dieſer durch ein ſolches Anerbieten nur noch geſchlagener. Das war die letzte und äußerſte

Demüthigung, die ihn ganz zu Boden warf. Es beugte ihn ſein troſtloſer Zuſtand, in dem man ihm, ohne daß er ſogar erröthen durfte, ſo etwas bieten konnte. Und er war ſchon ſo ſchwach, daß er jenen Antrag nicht mehr auf der Stelle verachtend zurückweiſen konnte; — er kämpfte.

7.

Der Fluch des Vaters.

Ich bin es müde, Clärchen, mit der Welt zu kämpfen, und doch ſchäme ich mich, daß ich müde bin. Aber ich ſehe ein, daß dieſe Welt, dieſe Unvernunft, welche beſteht, nicht mit ſich kämpfen läßt. Wollen wir ſelbſtſtändig ſein, ſo rächt ſie ſich an uns, ſie verſtößt uns, ſie zertritt uns; ſie erkennt uns nicht als vollwichtige Kämpfer an. Und es iſt blos meine Verachtung gegen dieſe Welt, die mich dazu bringt, nachzugeben und mich nun auch von ihr ernähren zu laſſen, da ſie es denn doch einmal ſo will.

„Ich bin matt, Clärchen, und weil ich matt bin, kann ich der Vernunft nicht mehr nützen. Matte Leute gehören in unſere matte und ſchlaffe Geſellſchaft; darum geht ſie denn auch darauf aus, uns durch Noth und Elend abzuſchwächen, unſer Geiſt muß gewöhnlich werden, und dann nimmt uns die Geſellſchaft mit Freuden auf. Da ich nun doch einmal für einen freien Mann durch Mißmuth und Elend zu ausgemergelt bin, ſo iſt es am Beſten, ich laſſe mich durch dieſe Geſellſchaft ſtützen, ich mache mir es in ihren Vorurtheilen bequem, ich

beute ihre Zuſtände zu deinen und meinen Gunſten aus, als daß ich in unnützem Trotze ein kümmerliches Leben dahinſchleppe.

„Glaube mir, meine Schweſter, es iſt ein fürchterlicher Hohn über mich ſelbſt und über die Geſellſchaft, der meine Seele zerreißt, indem ich mich der Geſellſchaft anbequeme und mit ihr einen Waffenſtillſtand ſchließe. Nur die Verzweiflung an mir ſelbſt und am Siege der Vernunft treibt mich dieſer entnervenden Gewohnlichkeit zu. Und doch fühl' ich es: ſie iſt weder recht noch wahr, dieſe Verzweiflung. Ich fühl' es, daß es meine eigene Schwäche allein iſt, die mir jenen Zweifel eingiebt: aber ein ſchwacher, zweifelnder Menſch paßt nicht mehr zu einem Vernunftkämpfer.

„Ich feiere meine eigene Beſtattung ohne Hoffnung auf Wiedergeburt, wenn ich das Anerbieten Guſtav's annehme: und doch bin ich nicht entſchloſſen genug, mich lieber hier in das Leichentuch der Armuth zu hüllen, oder einen echten, wirklichen Tod dieſem Geiſtestode vorzuziehen.

„Ja, Clärchen, obgleich ich jetzt nahe daran bin, meine letzte Niederlage zu erleiden, ſo bin ich doch ein Märtyrer der Freiheit. Jeder Federſtrich, den ich thun werde, wird mich mehr verwunden, mich tiefer ſchmerzen, als ein Pfeilſchuß einen alten Heiligen des Chriſtenthums. Ich werde ein lebendiges Opfer ſein, welches, ein ſüßer Geruch, dem Moloch des Verurtheils und der geſellſchaftlichen Unfreiheit dargebracht ward.

„Jedes Wort, das ich ſchreiben werde, wird ein Dorn mehr

ſein in der Krone, welche mir die höhnenden Knechte der beſtehenden Verhältniſſe um die Stirn legen wollen, die ich ſonſt ſo hoch und frei trug.

„Aber ich hungere, Clärchen; du hungerſt, und das Kind hungert. Hunger, König der Armen, ich beuge mich vor dir. Dir iſt gelungen, was die Geſellſchaft ohne dich nicht erreichen konnte; du haſt meinen Geiſt abgemattet, du haſt meinen ſelbſtſtändigen Sinn getödtet, du machſt mich zu einem Diener der Polizei, ich nehme die Anſtellung an!

„Und ſiehſt du, Clärchen, wir werden recht gut und bequem leben, es wird uns fortan an Nichts mehr fehlen; und da wir mit einem Male wieder zu eſſen haben, wird uns auch die Geſellſchaft wieder achten.

„Wir werden uns wieder kleiden können, und wenn wir ordentlich angezogen ſind, wird uns die Geſellſchaft in Ehren anerkennen. Wir werden wohlhabend ſein, und man wird uns beſuchen, und Beſuche von uns annehmen, kurz wir werden recht gute, liebe, gewöhnliche Leutchen ſein. Wir werden uns an den Klatſchgeſchichten des Tages ergötzen; wir werden wiſſen, was unſer Nachbar ißt: — und ich habe eine Anſtellung.

„Nach und nach werden vielleicht auch unſere Erinnerungen ſchwinden an das, was wir früher waren und was wir früher dachten, wir werden uns behaglich fühlen, wir werden ſanft dahinleben, werden uns vielleicht gar verheirathen —

denn ich habe eine Anſtellung, folglich bekomme ich auch eine Frau.

„Endlich werden wir ſterben und unſer Tod wird eben ſo gewöhnlich ſein, wie unſer Leben, wir werden begraben werden und man wird ſagen: es war ſchade um ſie, aber ſterben iſt menſchlich; ſanft ruhe ihre Aſche.

„Und die Geſellſchaft wird ſich recht viele ähnliche Subjecte wünſchen.

„Morgen, Clärchen, werden wir zu eſſen haben, ich nehme die Anſtellung an.“ — — —

Der Fluch des Vaters war erfüllt. —

8.

Clarchen an Karl.

Mein Bruder, ich habe dich verlaſſen und ich werde nicht wieder zu dir zurückkehren.

Wenn du mich ruhig anhörſt, wenn du noch einigermaßen Rückſicht auf mich nimmſt, wirſt du mich laſſen, wo ich bin; du wirſt mich nicht zurückfordern, du wirſt mich nicht zwingen, ein Leben zu führen, welches freiwillig aufzugeben, ich in jedem Augenblick verſucht ſein würde.

Ich glaube nicht, daß du mich wiſſentlich täuſchen wollteſt; ich ſehe vielmehr recht gut ein, daß die ewige Beſchäftigung mit dir ſelber und mit deinem eigenen Kummer dich nicht dazu kommen ließ, auf mich Rückſicht zu nehmen und zu fragen, was ich zu unſerer neuen Lage ſagen würde.

Durch einen Zufall habe ich erfahren, daß der Mann, der ſich bei uns als armen Schuhmachergeſellen einführte, dir deine Anſtellung verſchafft hat, daß dieſer Menſch Guſtav heißt und der Sohn des Rathes iſt, in deſſen Hauſe du arbeiteſt und wohneſt, ja daß dieſer Menſch mit Arthur und deſſen Frau verwandt iſt.

Guſtav zeigte ſchon als Schuhmachergeſell eine Art Liebe zu mir, ich muß vorausſetzen, daß er aus Abſichten auf mich die Einrichtung zu treffen gewußt hat, uns in ſein Haus zu ſchaffen; ich höre, daß er bald von einer Reiſe zurückkommen wird, und ſo bin ich denn heute von dir gegangen.

Ich bin nicht geſonnen, mich von Neuem zum Spielball einer kindiſchen Liebe zu machen, ich will lieber darben als gequält ſein und unſelbſtſtändig, ich will von dieſen vornehmen Leuten nichts wiſſen, die ohne Geiſt ſind und aus jedem Verhältniß Nichts Anderes machen können, als ein Mittel, ſie in ihrer Langenweile zu unterhalten. Dazu aber bin ich zu ſtolz.

Doch dies wäre nicht genug geweſen, um mich aus deinem Hauſe zu treiben. Aber wenn ich mich auch noch ſo zurückgezogen hielte, müßte ich nicht in ewiger Furcht ſchweben, einmal, öfter mit Arthur wieder zuſammen zu treffen, oder gar mit ſeiner Frau in Berührung zu kommen? Bei all meinem Stolze und obgleich ich längſt darüber hinaus bin, nur an Arthur und ſeinen Verrath zu denken, würde mir ſolch ein Begegnen doch immer ſchmerzlich ſein.

Glaubt ihr denn, wir Weiber hätten kein Gefühl? Glaubt ihr, wir hätten nicht auch das Bedürfniß nach Freiheit und Selbſtbeſtimmung? Glaubt ihr, wir müßten Alles dahin nehmen, wie es euch gefällt und wie ihr es anzuordnen beliebt?

Nein, wie geſagt, ich ziehe eine ſelbſtſtändige Noth jenem

gedrückten und ewig ängstlichen Zustande vor, in dem ich bei dir leben müßte.

Und wo ich jetzt bin? Bei August, der mir besonders auf Gustav's Spur geholfen hat. Bei ihm werde ich bleiben, ich werde ihm seine Armuth ertragen helfen, ich werde ihm seine kleine Wirthschaft führen, und trotz aller Entbehrung werde ich bei ihm wenigstens ruhig sein.

Ich kenne August's edles Gemüth vielleicht besser als du. Ich habe es, während wir bei ihm wohnten, erkannt und eine Kraft in ihm gefunden, die ich oft genug bewunderte. Gewiß, wenn ich einen Mann heirathen sollte, so würd' es August sein.

Mit diesem einfachen und kräftigen Gemüthe werde ich einträchtiger und zufriedener leben, als in euren langweiligen und geistlosen Gesellschaften. August ist ein Mensch, der auch weiß, was ein Mensch bedeutet. Ohne aufdringlichen Mismuth, ohne ewige Beschäftigung mit sich selber, weiß er am besten einen Menschen zu behandeln und zu achten.

Mein Bruder, ich zürne dir nicht, wir wollen gute Freunde bleiben, aber verfolge mich nicht mit Anträgen und Vermittelungsvorschlägen, auf die ich doch nie eingehen würde; ich bleibe, wo ich bin; achte du, ich bitte dich, meine Freiheit.

Bleibe du auch, wo du bist, es ist das am besten für dich. Vielleicht wird dich die Nachricht, die dir dieser Brief hier bringt, noch mehr niederschlagen. Aber ich weiß, du wirst dich bald trösten. Bleibe in deiner Gesellschaft, die für deinen jetzi-

gen Sinn am paſſendſten iſt. Ich liebe noch die friſche, die natürliche Theilnahme, die freie Biederkeit, die ich an Auguſt kenne.

Die Bequemlichkeit Eurer Geſellſchaft und ihre ſcheinbare Gemüthlichkeit bethört mich nicht, ich finde, daß bei uns Armen, die wir durch kein Ceremoniell, durch kein Vorurtheil gefeſſelt ſind, die Freiheit und die Natürlichkeit, in denen allein ein echter Menſch leben kann, vor Allem gefunden werden.

Leb wohl.

Clara.

Nachſchrift. Ich ſehe immer mehr, daß ich Recht habe, und daß wir uns nur vor dem Rauſche bewahren konnen, wenn wir uns an uns ſelbſt halten und den Menſchen in uns fühlen. Clärchen hat den Rauſch der Anſtellung und der Bequemlichkeit überwunden. Der Menſch lebt in ihr. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Weib ein ſo wahrhafter Menſch ſein konne. Dies mein letzter philoſophiſcher Vortrag.

Auguſt.

9.

Letzte Scene.

(Gesellschaft bei dem Herrn Rath, Gustav's Vater: im Anfange sind nur zugegen: der Rath, die Räthin und Karl.)

Der Rath. Was sagen Sie zu diesem Zeitungsartikel? Muß nicht jedes brave Preußenherz beleidigt werden, wenn man sieht, wie jene Ueberklugen, die denn doch von der Verwaltung nie etwas verstehen werden, sich herausnehmen, ihre Thätigkeit durch anmaßende Beurtheilung zu hemmen und zu erschweren?

Karl. Sie haben Recht, Herr Rath. Dieser Artikel ist von der verkehrtesten Politik eingegeben. Die unpraktischen Träumereien von Volkssouveränetät, von Freiheit und Gleichheit blicken, wenn auch noch so verhüllt, durch ihn hindurch. All unser Berichtigen hilft uns so wenig: diese Leute sind nicht zu bekehren!

Der Rath. Leider! Sieht man solche Artikel fast täglich erscheinen, so möchte man fast wünschen, daß diese schlechte Presse durch einen Gewaltstreich und auf einmal zu Boden geworfen werde; statt daß man ihr immer noch eine Art

Exiſtenz geſtattet und ſie durch die Nadelſtiche der Cenſur reizt. Doch ich will nicht auch den Unzufriedenen mit der Verwaltung ſpielen, dieſe wird in ihrer Weisheit ſchon die rechtzeitigen Maasregeln finden.

Karl. Auch glaube ich, daß dieſe Artikel im Grunde gar nicht ſo gefährlich ſind. Das iſt ja nur leeres Geſchrei, welches unangenehm klingen mag, aber am Ende doch ohne alle Wirkung bleibt.

Der Rath. Wohl wahr. Die Gefährlichkeit dieſer Artikel iſt es auch nicht eigentlich, was uns aufbringt, wir wollen nur nicht, daß ſolches Zeug überhaupt an's Tageslicht komme, es beleidigt uns, daß man neben der wohlüberdachten Meinung der Regierung ſelbſt eine Meinung zu haben wagt, ja daß man ſogar mit dieſer Meinung, die man närriſcherweiſe die öffentliche nennt, eine Art Macht zu ſein behauptet. Das ärgert uns. Wozu ſprechen auch dieſe Leute, wenn die Verwaltung handelt? Sie ſollten nur wiſſen, was die Regierung Alles zu ſorgen und zu überwachen hat.

Karl. Ich will zwar nicht ſagen, man möge den Leuten doch immerhin ihr bischen Vergnügen laſſen, welches ſie haben, wenn ſie ſich reden hören. Aber ich will die Hoffnung ausſprechen, daß wir durch unausgeſetzte Thätigkeit es doch noch dahin bringen werden, jene Leute in der Achtung der Menſchen herunterzubringen.

Der Rath. So? Alſo Sie geben zu, daß Jene doch noch irgend einer Achtung im Publikum genießen? Auch dies Zu-

geſtändniß möchte ich nicht einmal machen. Das Publikum hat gar keine Meinung. Ach Gott! Wir ſind wirklich ſchlimm daran mit der Preſſe. Sie iſt doch nun einmal da, und darum möchten wir ſie auch anerkennen; nur nicht ſo, wie ſie iſt. Ich begreife dies Ding, dieſe Preſſe nicht, daß ſie ſich nicht, wie Alles Andere, den Anforderungen und Anordnungen der Regierung beugen will. Soll einmal geſchrieben und gedruckt werden, warum ſoll nicht die Regierung Leute anſtellen, die dieſem Bedürfniß auf eine echt loyale Weiſe abhelfen? Stellt die Regierung Lehrer und Profeſſoren und Gensdarmen an, warum ſoll ſie nicht auch die Schriftſteller anſtellen? Muß jeder, der Unterricht ertheilen will, einen Erlaubnißſchein haben, warum nicht auch der, der ſchreiben will? Denn das Schreiben iſt auch ein Unterrichtertheilen.

Karl. Nun, da hilft die Cenſur, und die Beſchlagnahme von Büchern ſchon recht gut nach!

Der Rath. Aber leider nicht genug! wachſen doch heutzutage die Schriftſteller wie Pilze aus der Erde hervor. Sie machen ein förmliches Gewerbe aus dem Schreiben und doch brauchen ſie nicht einmal einen Gewerbeſchein. Ja, es muß noch dahin kommen, daß jeder Schriftſteller einen Gewerbeſchein aufzuweiſen hat. Da kann man beſſer überwachen, als durch die Cenſur. Denn, ſehen Sie denn nicht, trotz der Cenſur ſtehlen ſich immer noch ſolche Sachen, wie der Artikel hier, durch! Die Preſſe fügt ſich nicht, und fügt ſich nicht. Sie iſt mir ein ängſtliches Ding, weil ich ſie ſchlechterdings

nicht begreife. — Wir meinen es doch so gut mit dem Volke; wir möchten ihm so gerne die echte und loyale Wahrheit geben, wir möchten die Presse leiten, auf dem rechten Wege erhalten; aber immer entschlüpft sie uns unter den Fingern, wenn wir sie recht fest gepackt zu haben glauben; und mit einem Male scheint sich die vorher so fromme in eine giftspeiende Schlange umgewandelt zu haben; der sanfte Kreuzberg hat sich in einen feuerspeienden Vesuv umgestaltet.

Karl. Auch ich meine, daß immer noch zu viel Preßfreiheit besteht.

Der Rath. Z. B. die Censurfreiheit der Bücher über zwanzig Bogen! Wenn alle Bücher beaufsichtigt werden sollen, warum diese nicht? Wenn die Censur etwas Vernünftiges ist, warum censirt man nicht alle Bücher? Warum erkennt man hier die Träumerei der Preßfreiheit an, während man sie dort nach Gebühr zurückweist?

Karl. Ei, seien wir nur nicht unzufrieden! Nur nicht unzufrieden! Können wir am Ende nicht mehr zurecht, so müssen wir denken, es wird sich am Ende schon Alles von selber geben.

Der Rath. Das ist auch meine Hoffnung. Vielleicht kommen alle diese Menschen mit der Zeit von ihren Ansichten zurück, ebenso, wie Sie glücklicherweise noch früh genug von den Ihrigen geheilt wurden. — Nur nicht roth werden. Sie brauchen sich ja nicht zu schämen. Irren ist menschlich.

Die Räthin. Aber sagen Sie mir einmal, Herr Karl;

was dachten Sie ſich denn eigentlich, wenn Sie meinten, Sie wären Volksſchriftſteller. Ich muß Ihnen geſtehen, ich verſtehe dieſen Ausdruck nicht! Wer iſt denn eigentlich Ihr Volk? Sehen Sie, wir Vornehmen, wir hören auf dieſe neueren Anſichten gar wenig, wir zucken höchſtens die Achſeln dazu. Wir leben ſo bequem, Nichts ſtört uns; und ſo hätten uns höchſtens dieſe modernen Anſichten ein Anſtoß ſein können. Aber wir ſind zu ſehr mit unſerer Lage zufrieden, als daß uns ſelbſt ſolche übertriebenen Phantaſtereien aus unſerer Ruhe aufſcheuchen könnten. Und, glauben Sie mir, die gleichen Gedanken haben Alle, die unſeres Standes ſind. Und nun die Mittelklaſſe, die Bürger, die Handwerksleute, die ſind viel zu ſehr mit ihrem Geſchäft oder mit Häuſerbauen, oder mit Familienangelegenheiten beſchäftigt, als daß ſie Zeit zum Leſen oder zum Denken hätten. Und ich meine, daß ſie Sie gar nicht verſtanden haben würden. Wer bleibt Ihnen alſo übrig? Der Pöbel? Das arme Pack? Die Proletarier? Nun die ſind Gott ſei Dank viel zu ſehr durch die Sorge für ihr täglich Brod in Beſchlag genommen, als daß ſie nur irgendwie einen Gedanken faſſen könnten. Das Pack kann gar nicht denken und gehört dahin, wo es ſteht! Was war alſo Ihr Volk? Eine Chimäre, ein Nichts! Höchſtens waren Sie es, und ein Paar Ihrer Glaubensgenoſſen. Und ſo ein Paar Leute wollten einen ſolchen Scandal machen!

Karl. Ja, ich geſtehe es ein, unſere Gedanken waren thörichte Phantaſieen, leere Hirngeſpinnſte, in denen wir uns

wer weiß wie groß dünkten. Wir glaubten nicht anders, als wir kennten mit ſolchen allgemeinen Gedanken von Staat, und Freiheit, und Gerechtigkeit, und Gleichheit, welche in dem Herzen jedes Menſchen wohnten, ein Volksbewußtſein, ein Volk ins Leben rufen.

Der Rath. Allgemeine Gedanken! Volksbewußtſein! Lari-fari! Ich will Ihnen was ſagen: es giebt kein Volk, es giebt nur Stände. Blicken Sie um ſich. Jeder Stand, jeder Menſch hat ſeine eigene Beſchäftigung, ſeine eigenen Sorgen, ſeine eigenen Anſichten; jeder iſt für ſeine eigene Wohlfahrt thätig, und ich kann es ſagen, faſt jeder fühlt ſich mit dem Stande, mit dem Looſe, welches ihm der Herr angewieſen, zufrieden. Er hat ſeine Intereſſen, und die darf er haben, die muß er haben und die Polizei ſchützt ihn darin. Wie väterlich ſorgt unſere Regierung für uns! Sie deckt über Jeden, wenn er nur in ſeinem Kreiſe bleibt, ihren ſchirmenden Fittich. Aber in ſeinem Kreiſe, in ſeinem Stande muß er bleiben, er ſoll ſich weder zu hoch, noch zu niedrig dünken. Und das iſt recht, ſo allein iſt Ordnung, ſo allein Ruhe zu erzielen. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht. Merken Sie nun, wie ſehr Sie fehlten? Jeder hat und ſoll haben ſeine beſonderen Angelegenheiten, ſeine beſonderen Intereſſen, wie kann da von allgemeinen Gedanken, von einem Volksbewußtſein die Rede ſein? Das war unſinnig, das will dem Menſchen viel zu viel Stolz einblaſen, als ob er Wunder was wäre! Und darum ſind jene Redensarten revolutionär und dürfen nicht gelitten werden!

Die Räthin. Sagen Sie, Herr Karl; dann würde also nach Ihrer früheren Meinung meine Köchin auch zum Volke gehört haben?

Karl. Gewiß!

Die Räthin. Und ich auch?

Karl. Zu meiner Schande gestehe ich es.

Die Räthin. Und wir beide, meine Köchin und ich, hätten dann Ein und dasselbe Volksbewußtsein, wie Sie das Ding nennen, haben müssen.

Karl. Leider.

Die Räthin. Ein und dasselbe. Ein und dasselbe! O, das ist ja fürchterlich, das ist ja empörend. Ja, wenn Sie noch Rücksicht auf uns vornehme Leute genommen, wenn Sie uns noch ein anderes Volksbewußtsein zugedacht hätten, als unseren Köchinnen. Da wäre doch noch Vernunft drin. Aber ein und dasselbe! Empörender Gedanke!

Der Rath. Und du weißt noch nicht Alles. Herr Karl und seines Gleichen träumten auch von der „Emancipation der Weiber," wie sie sagten, sie wollten keine Ehe, sie wollten sogenannten freien Umgang — was wollten sie nicht Alles.

Die Räthin. Nun, wenn Sie von diesem Gedanken noch nicht zurückgekommen sind, so werden Sie heute eine Lehre empfangen, die Sie für immer bekehren wird. Sie werden ein Ehepaar sehen, das seines Gleichen sucht. Der Herr Baron Arthur und Marie meine Nichte kommen heute her; das ist ein Paar! Die Einheit, die Seelenharmonie! sie leben in

einem ungestörten Glücke! Jeder, der sie kennt, sagt: das ist ein schönes Paar, ein wahres Musterpaar.

Der Rath. Und ich dächte, auch Sie verheiratheten sich bald, Herr Karl. Der ist' kein braver Unterthan, der sich nicht eine Frau nimmt und dem Staate recht brave Soldaten oder Schreiber erzielt.

Die Räthin. Auch wüßte ich gleich eine Frau für Sie. Mein Kammermädchen ist so gut, so gebildet, zwar nicht schön; aber auch wenn sie verheirathet ist, wird sie in meiner Gunst stehen, ja, sie wird mir fast eine Freundin sein.

Karl. O Herr Rath, Frau Räthin; ich bin von der Güte, die Sie mir da bezeugen, ganz betroffen; wie soll ich Ihnen meinen Dank beweisen?

Der Rath. Heirathen Sie, und bleiben Sie stets den Grundsätzen, die Sie jetzt haben, getreu: es leben feste Grundsätze!

(Der Hauptmann kommt, man begrüßt sich.)

Der Hauptmann. Ich höre, daß heute Herr Gustav von einer kleinen Reise in die Umgegend Berlin's zurückkehren wird; gleich ein kleines Familienfest.

Die Räthin. Ja, ich weiß nicht, was ihn forttrieb, unsern guten, lieben Gustav. Er war überhaupt in der letzten Zeit sehr geheimnißvoll; aber ich kann auf ihn bauen, er wird im Stillen ein gutes Werk verhaben; o, was ist mein Gustav so tugendhaft!

(Gustav kommt. Der Hauptmann für sich: Wenn man von dem Wolf

spricht .... laut: ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Freudenbezeugungen. Nach und nach kommt der Hofrath, der Major und der Rittmeister; es entsteht ein allgemeines Gespräch. Gustav, der Hauptmann und Karl treten in ein Fenster.)

Gustav. Ich wollte Sie schon lange fragen, Herr Karl; was macht Ihre Schwester? Hat sie sich von ihrem früheren Elend erholt?

Karl. Sprechen Sie mir nicht von der Niederträchtigen. (Er mischt sich in das Gespräch der Andern.)

Der Hauptmann. (Hält Gustav zurück, der Karl folgen will). Bleiben Sie, Herr Gustav, ich weiß Alles; solche Sachen interessiren mich, ich habe mich näher erkundigt und kann Ihnen alle Aufschlüsse geben, die Sie nur verlangen mögen. Kaum war Karl in seine neue Wohnung gezogen, so verließ ihn Clärchen nach ein Paar Tagen; niemand wußte warum, ich kann mir zwar so Einiges denken, aber ich bin nicht gesonnen, zu verdächtigen, wo ich nicht gewiß bin. Ich erfuhr aber, daß sie das Haus verlassen hatte, gleich nachdem sie dem Baron Arthur, der zum Herrn Rath ging, auf der Treppe begegnet war. Ich will nicht sagen, daß dieses Begegniß auf ihre Entfernung Bezug habe; das ist nur so ein Zufall, ein polizeiliches Indicium.

Gustav. Aber wo hält sich die Arme jetzt auf?

Der Hauptmann. Die Arme ist zu dem Schuhmacher gegangen, bei dem sie früher wohnte. Mit dem scheint sie sehr vertraut zu leben; trauen haben sie sich freilich nicht lassen, wahrscheinlich weil der Herr Schuhmacher nicht die Kosten er-

ſchwingen kann, oder weil Clärchen es für überflüſſig hält. Genug, — wie man ſo ſagt, — ſie führt ihm die Wirthſchaft.

Guſtav. Die Undankbare, die Verrätherin! Sich dieſem Auguſt, dieſem verdrehten Kopfe, dieſem Schuhmacher an den Hals zu werfen!

Der Hauptmann. Während ſie es doch ſo gut haben konnte .... nicht wahr, Herr Guſtav!

Guſtav. O, über die Schaamloſe; ich werde nicht mehr an ſie denken, ſie iſt aus meinem Gedächtniß getilgt.

Der Hauptmann. Ein glänzendes Loos ſcheint ſie freilich nicht erobert zu haben. Ich ſah ſie geſtern an der Straßenecke Aepfel verkaufen; ſie muß ihrem Schuhmacher doch an die Hand gehen!

Guſtav. Mag ſie ſich kümmern, mag ſie ſich quälen, ſie hat's ſo gewollt, ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Der Hauptmann. Recht ſo, Herr Guſtav.

(Arthur und Marie treten ein, Arthur führt Marie zärtlich an der Hand, die ihn dankend und freundlich anblickt).

Der Major (zum Rittmeiſter). Ein ſchönes glückliches Paar! Frau Baronin weiß ſich ſo angenehm zu benehmen, ſie ſcheint ihrem Gatten auch ſo anhänglich zu ſein, daß ich ihr gern ihren einzigen Fehler, ihr einziges Unglück, nicht adlig zu ſein, verzeihe.

Arthur. Ei, ihr Diener, Herr Karl. Sie ſind ſolid geworden, doch — ſprechen wir nicht von frühern Verhältniſſen, von längſt vergangenen Geſchichten. Es ſei Alles verge-

ben und vergessen. Aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen meine Freude darüber auszudrücken, daß Sie von Ihren revolutionären Ideen zurückgekommen sind, ja ich hoffe, Sie werden nun bald an Gott glauben. Sehen Sie nur mich an und überzeugen Sie Sich, welchen Segen ein fester Glauben an Gott, eine demüthige Frömmigkeit bringt. Ich bin zufrieden in mir selber, ich habe eine treue Frau, die mich liebt, und die Gott mir lange erhalten möge; ich weiß mich vor den Sünden der Leidenschaft und der Uebereilung zu bewahren. Also, Herr Karl, mein Bruder in Christo, ich kann auch Ihnen Nichts besseres wünschen, als heirathen Sie, kehren Sie zu Gott zurück und dann rufen Sie mit mir: es leben feste Grundsätze. Aber, Marie, meine liebe Frau, du sprichst ja nichts; ich will doch nicht meinen, daß du mit Herrn Karl grollst. Reicht Euch die Hand zur Versöhnung und erklärt Euch, daß Ihr nur ganz glücklich seid.

Marie. Ei, Du Eingebildeter, soll ich denn Dein Lob überall ausposaunen? Ja, Herr Karl, ich bin glücklich.

Karl (für sich.) Die Heuchlerin!

(laut) Und auch ich, Frau Baronin fühle mich wohl, daß ich endlich zur Ruhe gekommen bin.

Marie (für sich). Der Heuchler!

(laut) Und auch ich freue mich um Ihretwillen, Herr Karl.

(Der Geheim-Rath kommt in freudiger Bewegung.)

Der Geheim-Rath. Gratuliren Sie mir, Herr Schwa-

ſchwingen kann, oder weil Clärchen es für überflüſſig hält. Genug, — wie man ſo ſagt, — ſie führt ihm die Wirthſchaft.

Guſtav. Die Undankbare, die Verrätherin! Sich dieſem Auguſt, dieſem verdrehten Kopfe, dieſem Schuhmacher an den Hals zu werfen!

Der Hauptmann. Während ſie es doch ſo gut haben konnte .... nicht wahr, Herr Guſtav!

Guſtav. O, über die Schaamloſe; ich werde nicht mehr an ſie denken, ſie iſt aus meinem Gedächtniß getilgt.

Der Hauptmann. Ein glänzendes Loos ſcheint ſie freilich nicht erobert zu haben. Ich ſah ſie geſtern an der Straßenecke Aepfel verkaufen; ſie muß ihrem Schuhmacher doch an die Hand gehen!

Guſtav. Mag ſie ſich kümmern, mag ſie ſich quälen, ſie hat's ſo gewollt, ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Der Hauptmann. Recht ſo, Herr Guſtav.

(Arthur und Marie treten ein, Arthur führt Marie zärtlich an der Hand, die ihn dankend und freundlich anblickt).

Der Major (zum Rittmeiſter). Ein ſchönes glückliches Paar! Frau Baronin weiß ſich ſo angenehm zu benehmen, ſie ſcheint ihrem Gatten auch ſo anhänglich zu ſein, daß ich ihr gern ihren einzigen Fehler, ihr einziges Unglück, nicht adlig zu ſein, verzeihe.

Arthur. Ei, ihr Diener, Herr Karl. Sie ſind ſolid geworden, doch — ſprechen wir nicht von frühern Verhältniſſen, von längſt vergangenen Geſchichten. Es ſei Alles verge-

ben und vergessen. Aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen meine Freude darüber auszudrücken, daß Sie von Ihren revolutionären Ideen zurückgekommen sind, ja ich hoffe, Sie werden nun bald an Gott glauben. Sehen Sie nur mich an und überzeugen Sie Sich, welchen Segen ein fester Glauben an Gott, eine demüthige Frommigkeit bringt. Ich bin zufrieden in mir selber, ich habe eine treue Frau, die mich liebt, und die Gott mir lange erhalten möge; ich weiß mich vor den Sünden der Leidenschaft und der Uebereilung zu bewahren. Also, Herr Karl, mein Bruder in Christo, ich kann auch Ihnen Nichts besseres wünschen, als heirathen Sie, kehren Sie zu Gott zurück und dann rufen Sie mit mir: es leben feste Grundsätze. Aber, Marie, meine liebe Frau, du sprichst ja nichts; ich will doch nicht meinen, daß du mit Herrn Karl grollst. Reicht Euch die Hand zur Versöhnung und erklärt Euch, daß Ihr nur ganz glücklich seid.

Marie. Ei, Du Eingebildeter, soll ich denn Dein Lob überall ausposaunen? Ja, Herr Karl, ich bin glücklich.

Karl (für sich.) Die Heuchlerin!

(laut) Und auch ich, Frau Baronin fühle mich wohl, daß ich endlich zur Ruhe gekommen bin.

Marie (für sich). Der Heuchler!

(laut) Und auch ich freue mich um Ihretwillen, Herr Karl.

(Der Geheim-Rath kommt in freudiger Bewegung.)

Der Geheim-Rath. Gratuliren Sie mir, Herr Schwa-

ger, gratulirt mir, lieben Kinder, ich habe endlich den Orden dritter Klaſſe bekommen.

(Allgemeine Aufregung! Glückwünſche! Man ſpricht durcheinander. Es bildet ſich um den Geheim-Rath eine Gruppe ſeiner Verwandten, unter ihnen Karl).

Der Geheim-Rath. So wären wir denn Alle glücklich und ſehen ein Leben voll Zufriedenheit vor uns, denn ich bin ſicher, daß ich früher oder ſpäter auch den Orden zweiter Klaſſe erhalten werde. Mein Glück regt mich ordentlich auf, ich finde kaum Worte und möchte doch immerfort ſprechen. Ihr, meine Kinder macht mir ſo viele Freude; Arthur, Marie, Ihr liebt Euch und dankt mir, daß ich Euch verheirathet. Die Regierung erkennt mich an. Auch mit Ihnen, Herr Karl, bin ich vollſtändig verſöhnt. Ja, ja, Sie ſehen nun auch ein, wie es die einzige Sorge unſerer Regierung iſt, das Glück ihrer Unterthanen zu befördern. Dafür ſteht ſie aber auch feſtgegründet in der Liebe und in dem Vertrauen der Unterthanen; ſie weiß weiſe zu beſtrafen, ſie weiß weiſe zu lohnen. Wir ſind ihr treu, wir lieben ſie, wir dienen ihr gern, und indem wir ſelbſt auf den Gehorſam ſtolz ſind, den wir ihr leiſten, rufen wir voll Vergnügen:

Es leben feſte Grundſätze.

Druck von D. Friedländer.